

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Jahrgang 1892

urn:nbn:de:bsz:31-62042



LAHR,
Druck und Verlag von J. H. Griger Moritz Schauenburg.

C. Schauenburg fecit

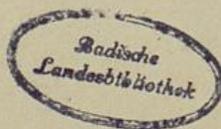
F. Reiffel lith.

Der Kalender enthält als Beilage das Gemälde: „Die erste Weihnacht in der Fremde“, nach der Originalzeichnung von Erwin Küsthardt, sowie einen künstlerisch in Farben druck ausgeführten Wandkalender.

07
A 22, 1892

Inhalt.

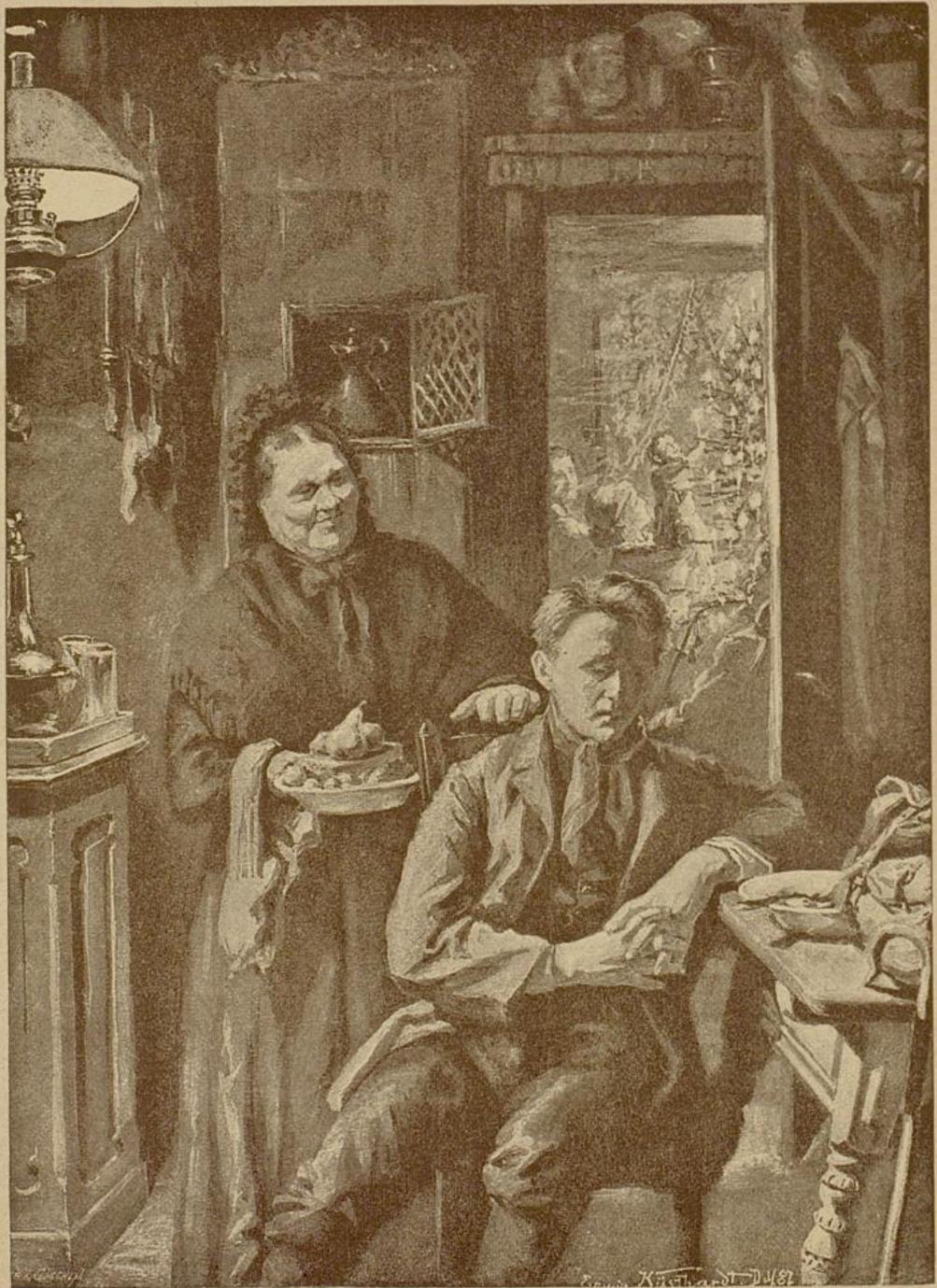
	Seite		Seite
Zum Neuen Jahr! Gedicht von Adolf Bartels. Mit Bild von Erdmann Wagner	3	Das Erste deutsche Reichswaisenhaus. Mit Porträt	71
Ein heiliger Abend. Von H. Billinger. Mit Bild von Georg Hahn	29	Wie der Gemeinde-Ammann von Moslingen seine Ehre wahrte. Mit Bild von E. Zimmer	72
Im Klub „Biedermannia“. Von Wilh. Raschinski	31	Räuber Jaromir. Kartoffeltragödie in 5 Abteilungen. Mit 48 Bildern von G. Unger	73
Abgetrumpft	34	Herr Niemand. Gedicht von Karl Knorz	80
Der Mädchen Not. Gedicht von Kobalis. Mit Bild von Hugo Bürtner	35	Der Eulenkneifel. Eine Erzählung von Balduin Möhlhausen. Mit 4 Bildern von E. Voigt	81
Pfahlbaute mit Ruhanwendung. Skizze von Ludwig Anzengruber	36	Weihnachten in der Fremde. Gedicht	92
Die Karrenschieber. Von H. Billinger	37	Ein Frack. Humoreske von Rob. Münchgejang. Mit 3 Bildern von Erdmann Wagner	92
Unmögliches. Gedicht von A. Silberstein. Mit Bild von A. Oberländer	39	Vor Paris nichts Neues	96
Valladen. Von Adolf Bartels	40	Die Verführung und In der Mühle. Mit 2 Bildern von G. Unger	97
Am Grabe Albert Bürklins. Mit Porträt, sowie einem Bilde von Erdmann Wagner	41	Die Gemeindepflegerin. Erzählung aus dem Volks- leben von Jos. von Reuß. Mit 4 Bildern von E. Voigt	98
Das Steinherz. Mit 3 Bildern von Erdm. Wagner	43	Letzter Wunsch. Von Frida Schanz. Mit 2 Bildern von Wilh. Claudius	109
Heiners Meisterstück. Erzählung von Paul Wenger. Mit 2 Bildern von Erdmann Wagner.	49	Die Erbschaft von Diederhose. Mit 2 Bildern von Gust. Rehm	112
Die sieben Schwaben. Eine Dorfgeschichte von W. Karl. Mit 3 Bildern von E. Zimmer	55	Onkel Schröder. Erzählung von Edmund Bärenfeld. Mit 4 Bildern von Wilh. Claudius	115
Der Regimentskabet. Humoreske von Maximilian Schmidt. Mit 4 Bildern von Chr. Speyer	58	Wilder Tag und stiller Abend. Mit 4 Bildern von E. Zimmer	122
Aus dem dunkeln Weltteil. Mit 4 Bildern von W. A. Wellner	67	Weltbegebenheiten. Mit 13 Bildern	129
Seltfamer Handel. Von Wilhelm Fischer. Mit Bild von Chr. Speyer	69		



1943. Nr. 1246

07
A 22, 1892





Die erste Weihnacht in der Fremde.

Großer
Volks-Kalender

des

Jährer Hinkenden Boten

für das Schaltjahr

1892.

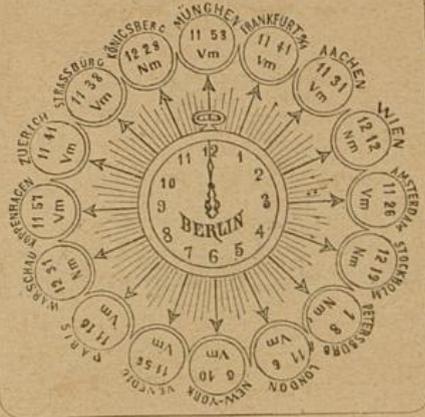
Jahr.
Druck und Verlag von J. H. Geiger.
(Moritz Schauenburg.)

Chronologische Elemente und bewegliche Feste.

(Nach dem Gregorianischen Kalender.)

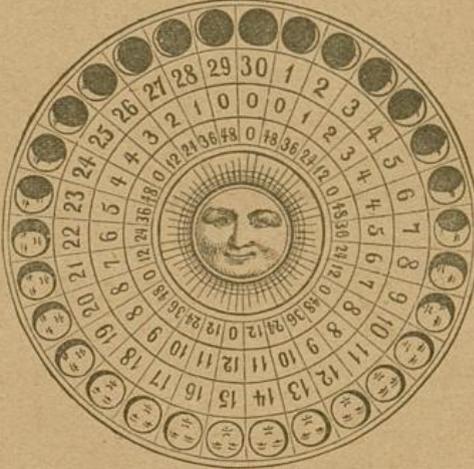
- Die Goldene Zahl ist 12.
- Die Epakte I.
- Der Sonnentag 25.
- Zinszahl der Römer 5.
- Der Sonntagsbuchstabe CB.
- Das Jahr 1892 ist ein Schaltjahr von 366 Tagen.
- Zahl d. Sonntage nach Trinit. 23.
- Septuagesimä 14. Februar.
- Aschermittwoch 2. März.
- Ostersonntag 17. April.
- Simmelfahrt Christi 26. Mai.
- Pfingstsonntag 5. Juni.
- Trinitatissonntag 12. Juni.
- Fronleichnamfest 16. Juni.
- Erster Adventssonntag 27. November.
- Von Weihnachten 1891 bis Herrentag 1892 sind es 9 Wochen und 2 Tage.
- Die vier Quatember: 9. März, 8. Juni, 21. Sept., 14. Dez.

Stand der Uhren verschiedener Städte, wenn es in Berlin 12 Uhr mittag ist.



Die Mondscheibe

gibt an, wie viele Stunden der Mond vor und nach Mitternacht, von 6 Uhr nachm. bis 6 Uhr vorm. gerechnet, scheint. Der äußere Kreis zeigt die Ab- und Zunahme des Mondes; der zweite giebt die Tage, der dritte die Stunden und der vierte die Minuten nach dem Neumond an, bis auf den Tag, den man wissen will. Ist z. B. der Mond 8 Tage alt, so scheint er 6 St. 24 M. vor Mitternacht; ist er 22 Tage alt, so scheint er wieder 6 St. 24 M., aber erst nach Mitternacht.



- Der Neumond ☉
- Das erste Viertel ☽
- Der Vollmond ☽
- Das letzte Viertel ☾
- Stunde vorm. v.
- Stunde nachm. n.
- Simmelszeichen.
- Widder ♈
- Stier ♉
- Zwillinge ♊
- Krebs ♋
- Löwe ♌
- Jungfrau ♍
- Waage ♎
- Skorpion ♏
- Schütze ♐
- Steinbock ♑
- Wassermann ♒
- Fische ♓

Historische Zeitrechnung auf 1892.

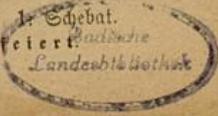
Nach Erbauung der Stadt Rom	2645
Nach Erfindung des Schießpulvers	538
Nach Erfindung der Buchdruckerkunst	452
Nach Entdeckung Amerikas	400
Nach der Reformation Dr. Martin Luthers	375
Nach dem westfälischen Frieden	244
Nach Antritt der Regentschaft des Großherzogs Friedrich v. Baden	40
Nach Ausrufung des deutschen Kaiserreichs	21
Jahresregent ist Venus ♀	

- Die Aspekten.**
- Zusammenkunft ☉☽
 - Gegenschein ☉☽
 - Dritterschein ☉☽
 - Vierterschein ☉☽
 - Sechsterschein ☉☽
 - Aufsteig. ☾
 - Absteig. ☽
- Simmelskörper.**
- Sonne ☉
 - Mond ☽
 - Merkurius ☿
 - Venus ♀
 - Mars ♂
 - Jupiter ♃
 - Saturnus ♄
 - Uranus ♅

Kalender der Juden.

1892.	Neumonde und Feste.	1892.	Neumonde und Feste.	1892.	Neumonde und Feste.	
1. Jan.	1. Tebet des Jahres 5652.	27. Mai.	1. Sivan.	6. Okt.	15. Tischni. Laubhüttenfest.*	
10. "	10. " Fasten. Belagerung Jerusalems.	1. Juni.	6. " Woch.-o. Pfingstf.*	7. "	16. " Zweites Fest.*	
30. "	1. Schebat.	2. "	7. " Zweites Fest.*	12. "	21. " Palmfest.	
29. Febr.	1. Adar.	26. "	1. Thamuz. [Eroberung.	13. "	22. " Versammlung o. Laubhütten-Ende.*	
10. März.	11. " Fasten. Esther.	12. Juli.	17. " Fasten. Tempel-Verbrennung.	14. "	23. " Gefehesfreude.*	
13. "	14. " Purim o. Hamansf.	25. "	1. Ab.	20. "	1. Marcheshwan.	
14. "	15. " Schuschan Purim.	2. Aug.	9. " Fasten. Tempel-Ver-	22. Nov.	1. Kisleb.	
29. "	1. Nisan. [Anfang.*	24. "	1. Elul.	14. Dez.	25. " Tempelweihe.	
12. April.	15. " Passah-o. Osterfest.	Das 5653. Jahr.			20. "	1. Tebet.
13. "	16. " Zweites Fest.*	22. Sept.	1. Tischni. Neujahrsfest.*	29. "	10. " Fasten. Belagerung Jerusalems.	
18. "	21. " Siebentes Fest.*	23. "	2. " Zweites Fest.*			
19. "	22. " Passah-Ende.*	25. "	4. " Fasten. Gedaljah.			
28. "	1. Ijar. [Schüllerfest.	1. Okt.	10. " Versöhnungsf. o. lange Nacht.*	1893.		
15. Mai.	18. " Tag Bomer oder			18. Jan.	1. Schebat.	

Die mit * bezeichneten Feste werden streng gefeiert.



Zum neuen Jahr!



Wenn das alte Jahr dem Grabe
Zugewankt mit müdem Schritt,
Und mit seinem Zauberstabe
Hell ins Licht das neue tritt,
Dann vergißt man wohl der Schmerzen,
Ob die Last auch drückend war,
Und in allen Menschenherzen
Regt sich Hoffnung wunderbar.

Ward dir viel mehr auch genommen,
Als das Schicksal wieder gab,
Endlich muß Ergebung kommen
Wie die Blume einem Grab,
Und dann wirst du weiter schauen,

Dem ein Grab ist keine Welt,
Und es wächst dir neu Vertrauen,
Und dein Pfad ist neu erhellt.

Glaube nicht den Lugpropheten,
Daß das Leben gar so schwer!
Willst du schaffen, kannst du beten,
Dann vergehst du nimmermehr.
Aus dem Schaffen kommt die Freude,
Aus dem Beten die Geduld;
Wurzel jedem Erdenleide
Ist nur eins: die eigne Schuld.

Prüfe dich in Herz und Sinnen,
Schaffe an dir selber dann,
Und du mußt den Sieg gewinnen,
Und du bleibst ein rechter Mann;
Deine Geisteskraft verschwende
Nicht an eitlen Glückes Traum! —
Wackre Herzen, wackre Hände,
Hei, die finden immer Raum.

Und das neue Reich wird kommen,
Doch nur, wenn ihr's selber schafft.
Blinder Glaube kann nicht frommen,
festes Wollen nur und Kraft.
Dem Verdienste seine Kronen
Auch im schlichten Werkgewand!
Arbeit soll als Göttin thronen
Rings im deutschen Vaterland.

Und so frisch hinein ins Leben! —
Sei willkommen, neues Jahr!
Was du kannst, das wirst du geben
Jeder wackern Streiterschar;
Doch magst du auch viel versagen,
Selbst in Not und Kümmernis
Kann das Herz noch mutig schlagen,
Und das Gute siegt gewiß.

Adolf Bartels.

1892. I. Monat.	Januar oder Schneemonat		C = u. Planetenlauf Mutmaßl. Witterung	Mond		Sonnens		
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.		Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Utg. u. M.	
Freit.	1 Neujahr, JESUS	Odilo		9.26	5.27	7.54	4.13	
Samst.	2 Abel, Seth, Makar.	Meinolf		10. 5	6.46	7.54	4.14	
1. Prot. Die Taufe Jesu. Matth. 3, 13-17. Kath. Weise aus Morgenland. Matth. 2, 1-12.			In wenig Stunden hat Gott das Rechte gefunden.	Tageslänge 8 Stunden 22 Minuten.				
Donnt.	3 C. Isaak, Genov., Gn.	Adelfried		10.34	8. 7	7.54	4.16	
Mont.	4 Elias, Titus, Jfab.	Rigobert		10.58	9.30	7.54	4.17	
Dienst.	5 Simeon, Telesph.	Roger, Rando		11.18	10.50	7.54	4.18	
Mittw.	6 Hl. 3 Kön., G. Chr.	Eckefried		11.37	verm.	7.53	4.19	
Donn.	7 Isidorus, Lucianus	Alderich		11.55	0.10	7.53	4.20	
Freit.	8 Erhardus, Severin.	Vilmut		naehm.	1.29	7.53	4.21	
Samst.	9 Julianus, Martial.	Gudula		0.40	2.50	7.52	4.22	
2. Prot. Gott ist Geist. Joh. 4, 5-24. Kath. Jesus 12 Jahre alt. Luf. 2, 42.			Glaube nur, du hast viel gethan, Wenn dir Gebuld gewöhnet an.	Tageslänge 8 Stunden 33 Minuten.				
Donnt.	10 C. 1. n. C.	Samson Hartmut		1. 8	4.10	7.51	4.24	
Mont.	11 Gerson, Hyginus	Hilde, Had.		1.46	5.28	7.51	4.25	
Dienst.	12 Reinhold, Ernestus	Mildrande		2.34	6.40	7.51	4.26	
Mittw.	13 ATag, Hilarius	Dietmar		3.33	7.40	7.50	4.28	
Donn.	14 Felix, Priester	Geh. d. Fürsten zu Waldeck.		4.41	8.28	7.50	4.29	
Freit.	15 Maurus, Habakuk	Itha, Warb.		5.52	9. 4	7.49	4.31	
Samst.	16 Marcellus, Heinrich	Thusnela		7. 3	9.31	7.48	4.32	
3. Prot. Jesus, der Welt Heiland. Joh. 4, 25-42. Kath. Hochzeit zu Kana. Joh. 2, 1-11.			Welche Frau hat einen guten Mann, Der sieht man's am Gesicht wohl an.	Tageslänge 8 Stunden 45 Minuten.				
Donnt.	17 C. 2.	Antonius, Ulfr.	Ulfried		8.13	9.53	7.48	4.33
Mont.	18 Priska, Wilfriede	Mainrad		9.21	10.11	7.47	4.35	
Dienst.	19 Martha, Sara, Kan.	Wilfried		10.26	10.27	7.46	4.36	
Mittw.	20 Fabian u. Sebastian	Hersfest		11.32	10.41	7.45	4.38	
Donn.	21 Agnes, Meinrad	Gibich		verm.	10.56	7.44	4.39	
Freit.	22 Vuktag in Württemberg.	Odram		0.37	11.12	7.43	4.41	
Samst.	23 Emerentia, Rahm.	Bertram		1.45	11.31	7.42	4.42	
4. Prot. Jesus in der Schule zu Nazareth. Luf. 4, 14-24. Kath. Jesus heilt den Knecht d. Hauptm. Matth. 8, 1-13.			Wer Ohren hat, soll hören, Wer Geld hat, soll's verzehren.	Tageslänge 9 Stunden 2 Minuten.				
Donnt.	24 C. 3.	Timoth., Erich	Isberga		2.55	11.54	7.41	4.43
Mont.	25 Pauli Bek., Poppo	Poppo, Ingo		4. 6	naehm.	7.40	4.45	
Dienst.	26 Polykarp., Pauline	Theodolinde		5.17	1. 4	7.39	4.46	
Mittw.	27 Geb. d. deutsch. Kai.	Gotthold		6.22	1.57	7.38	4.48	
Donn.	28 Karl, Charlotte	Karl		7.17	3. 5	7.37	4.49	
Freit.	29 Valer., Rüger, Franz	Rüdiger		8. 0	4.22	7.36	4.51	
Samst.	30 Adelgunde, Martina	Algunde		8.34	5.46	7.35	4.53	
5. Prot. Die Geistesverwandtschaft. Matth. 12, 46-50. Kath. Schifflein Christi. Matth. 8, 1-13.			Wo Annahmung mir wohlgefällt? An Kindern: denen gehört die Welt.	Tageslänge 9 Stunden 20 Minuten.				
Donnt.	31 C. 4.	Virgil, Petr. N.	Faramund		9. 0	7.11	7.34	4.54

Den evangelischen Geistlichen steht es frei, über die angegebenen Evangelien oder über freigewählte Texte zu predigen.



1. _____
2. _____
3. _____
4. _____
5. _____
6. _____
7. _____
8. _____
9. _____
10. _____
11. _____
12. _____
13. _____
14. _____
15. _____
16. _____
17. _____
18. _____
19. _____
20. _____
21. _____
22. _____
23. _____
24. _____
25. _____
26. _____
27. _____
28. _____
29. _____
30. _____
31. _____

1892. II. Monat.	Februar oder Hornung		C-n. Planetenlauf		Mond.		Sonnen.	
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Mutmaßl.	Witterung	Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Aufg. u. M.	Untg. u. M.
Mont.	1 Brigitta, Ignatius	Sigebert		C Erdn. C♂♂	9.22	8.34	7.32	4.56
Dienst.	2 Maria Fichtmes	Bodo, Struth.		C♂ h	9.42	9.57	7.31	4.58
Mittw.	3 Blasius, Hadelin	Hadelin		Wind	10. 0	11.18	7.30	4.59
Donn.	4 Veronika, Kleophea	Frodobert		C♂♂	10.20	verm.	7.28	5. 1
Freit.	5 Agatha, Bertolf	Kolant		C im ♀	10.42	0.39	7.27	5. 3
Samst.	6 Dorothea, Alderich	Theodolf		♀♂♂, ♀△h	11.10	2. 0	7.25	5. 4
6. Prot. Ich bin das Licht der Welt. Joh. 8, 12-20. Kath. Vom guten Samen. Matth. 13, 24-30.			Läßt nur die Sorge sein. Das giebt sich alles sehen.		Tageslänge 9 Stunden 42 Minuten.			
Donnt.	7 C. S. Richard, Rom.	Richard		C♂♂♂ Schnee	11.45	3.19	7.24	5. 6
Mont.	8 Salomon, Joh. v. M.	Romuald		C♂♀, C♂♂	nachm.	4.31	7.22	5. 8
Dienst.	9 Apollonia, Otto	Berthold		C♂♂ h, ♀ in ♀	1.22	5.34	7.21	5. 9
Mittw.	10 Scholastika, Wilhelm	Vollbert		Regen	2.27	6.24	7.19	5.11
Donn.	11 Euphrosina, Desid.	Tandolt		C♂♂ ♀*♂	3.36	7. 4	7.17	5.13
Freit.	12 Eulalia, Ludovika	Pippin		♂ n.	4.48	7.33	7.16	5.14
Samst.	13 Jonas, Benignus	Walafried		♀♂♂ h	5.58	7.57	7.14	5.16
7. Prot. Die Heilung des Blindgeborenen. Joh. 9, 1-7. Kath. Arbeiter im Weinberg. Matth. 20, 1-16.			Und fällt der Himmel ein, Kommst doch eine Leiche davon.		Tageslänge 10 Stunden 6 Minuten.			
Donnt.	14 C. Sept. Valentin	Wilburga		C♂♂ ♀ in ♀	7. 7	8.15	7.12	5.18
Mont.	15 Faustinus, Siegf.	Sigfried		C♂ h, C♂♀	8.13	8.32	7.10	5.19
Dienst.	16 Juliana, Quesimus	Randolt		C♂♂♂	9.19	8.45	7. 9	5.21
Mittw.	17 Donatus, Fintanus	Widegern		C Erdf. heiter	10.24	9. 1	7. 7	5.22
Donn.	18 Simeon, Flavian	Balderich		falt	11.31	9.17	7. 5	5.24
Freit.	19 ^{Wusttag in} Büchtemberg. Gabinus	Humbert		♂ in ♀	verm.	9.33	7. 3	5.26
Samst.	20 Eucharis, Glenth.	Elisinde		C im ♀, C♂♀	0.39	9.54	7. 1	5.27
8. Prot. Jesus die Auferstehung. Joh. 11, 20-27. Kath. Gleichnis vom Säemann. Luf. 8, 4-15.			Du trägst sehr leicht, wenn du nichts hast;		Tageslänge 10 Stunden 29 Minuten.			
Donnt.	21 C. Ser. Felix, Cleon.	Kunimund		C♂♂♂, C♂♂	1.49	10.19	7. 0	5.29
Mont.	22 Petri Stuhlfeier	Gosbert		C♂♂♂, C♂♂	2.58	10.54	6.58	5.31
Dienst.	23 Josua, Petrus Dam.	Gottlieb		C♂♂ h	4. 5	11.40	6.56	5.32
Mittw.	24 Schalltag	Albrecht		C♂♀	5. 4	nachm.	6.54	5.34
Donn.	25 Matthias, Leutfried	Fridegern		Regen	5.52	1.53	6.52	5.35
Freit.	26 Viktorin, Walburga	Wila		♀ in ♀	6.31	3.15	6.50	5.37
Samst.	27 Nestor, Alexander	Waldemar		C♂♀ kühl	6.59	4.40	6.48	5.38
9. Prot. Jesus bei Zachäus. Luf. 19, 1-10. Kath. Vom Blinden am Wege Luf. 18, 31-43.			Aber Reichtum ist eine leichtere Last.		Tageslänge 10 Stunden 54 Minuten.			
Donnt.	28 C. Esp., Frn.-Fastn.	Angelbert		C♂♂♂	7.23	6. 7	6.46	5.40
Mont.	29 Romanus, Viktor	Alarich		C Erdnähe	7.45	7.33	6.44	5.42
Was ich dir wünsche, mein Freund? Ich wünsche allen daselbe: Hinde jeglicher den, der ihm im Innersten gleich! Bist du ein Guter, so kann dich der Himmel nicht besser belohnen. Bist du ein Schlimmer, so straft ärger die Hölle dich nicht.			Wer nur den Menschen im Menschen erblickt, der wird mit dem Niedern Vern verkehren, als wär' alles auf Erden sich gleich. Aber er ihu' es nur dann, wenn dieser den Niedrigen wieder Ähnlich behandelt, denn sonst hat's der Geheilte nicht verdient.			1. Februar 1871. 80 000 Franzosen sicken in die Schweiz. 15. Februar 1871. Belfort übergeht sich den Deutschen. 26. Febr. 1871. Unter- zeichnung der Friedens- preliminarien.		



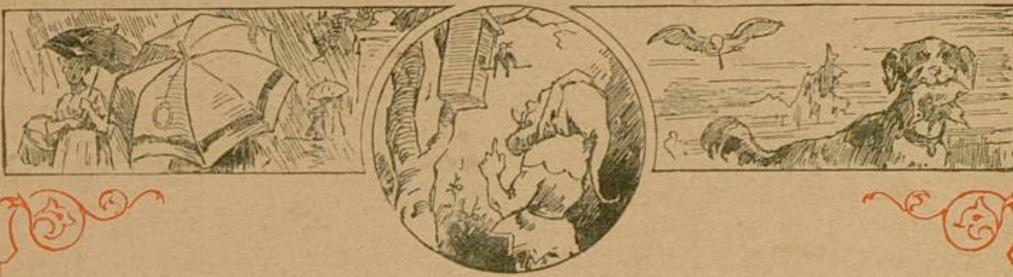
1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13. *1. 12. 2*
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.

1892. III.		März oder Penzmond		C = u. Planetenlauf		Mond.		Sonnens.			
Monat.	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.		Wutmaßl. Witterung	Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Utg. u. M.			
Dienst.	1 Fastnacht, Albinus	Benno		C ♂ ♀		8. 4	8.58	6.42	5.43		
Mittw.	2 Ascherm., Simplic.	Geburtstag des Papstes Leo XIII.			windig	8.24	10.22	6.40	5.44		
Donn.	3 Kunigunde, Titian	Kunigund		C im ♀		8.45	11.46	6.38	5.46		
Freit.	4 Buft. in Oldenburg, Waldeck u. S. Meim.	Adrian Heimo			falt	9.11	verm.	6.37	5.47		
Samst.	5 Friedrich, Eusebius	Walbod				9.43	1. 8	6.35	5.49		
10. Prot. Die Salbung Jesu. Mark. 14, 1-11. Kath. Jesus wird versucht. Matth. 4, 1-11.				Wer dem Publikum dient, ist ein armes Tier;		Tageslänge 11 Stunden 17 Minuten.					
Sonnt.	6 B. Inv., Buft. i. Bayern u. Württb.			C ♂ ♂, C □ ♀		10.24	2.24	6.33	5.50		
Mont.	7 Perpetua, Felicitas	Kero, Gero		C (♂ wird Abendst.		11.16	3.31	6.31	5.52		
Dienst.	8 Philemon, Joh. v. G.	Manfred		C □ ♀ ♀ ♂ h		nachm.	4.25	6.29	5.53		
Mittw.	9 Anal., 40 Ritter	Hedio		♀ in ♂, ♀ △ h		1.25	5. 6	6.27	5.55		
Donn.	10 Alexander, 40 Märt.	Wielant			stürmisch	2.36	5.38	6.25	5.56		
Freit.	11 Buftag in beiden Mecklenburg.	Rosina Wittekind		♂ □ h, ♂ □ ♀		3.46	6. 2	6.23	5.58		
Samst.	12 Gregor, Theophan.	Asbrant		♀ ♂ ♀, ♀ ♂ h		4.55	6.22	6.21	6. 0		
11. Prot. Das Sterben des Weizenkorns. Joh. 12, 20-27. Kath. Verkärung Christi. Matth. 17, 1-9.				Er quält sich ab, niemand dankt ihm dafür.		Tageslänge 11 Stunden 42 Minuten.					
Sonnt.	13 B. Rem. Euphrasia	Giselher				6. 2	6.38	6.19	6. 1		
Mont.	14 Baharias, Mathilde	Mechthild		♂ in ♂, ♂ in ♂		7. 8	6.53	6.17	6. 3		
Dienst.	15 Christoph, Longinus	Tothar, Roth.		C Erdferne		8.14	7. 7	6.15	6. 4		
Mittw.	16 Heribert, Henriette	Heribert		h ♂ ♂, ♀ in ♂		9.20	7.22	6.13	6. 6		
Donn.	17 Gertrud, Patrizius	Gertrut		C ♂ ♀ regne-		10.27	7.38	6.11	6. 7		
Freit.	18 Buft. i. Kr. Sachsen und Württemberg.	Gabriel Anshelm		C im ♂ risch		11.37	7.57	6. 8	6. 9		
Samst.	19 Joseph, Nährvater	Geb. des Großherz. v. Mecklenburg-Schw.		den 20. ♂ in ♂		verm.	8.20	6. 6	6.10		
12. Prot. Die Verkärung Jesu. Joh. 17, 1-8. Kath. Jesus treibt Teufel aus. Luk. 11, 24-28.				Zierlich Denken und süß Erinnern ist das Leben im tiefsten Innern.		Tageslänge 12 Stunden 8 Minuten.					
Sonnt.	20 B. Dr. Eman., Joach.	Gambert				0.46	8.50	6. 4	6.12		
Mont.	21 Benedikt, Klementia	Kelinde		♂ ♂ ♂		1.53	9.30	6. 2	6.13		
Dienst.	22 Kasimir, Br. Klaus	Imideo		C ♂ ♂		2.54	10.22	6. 0	6.15		
Mittw.	23 Mittfasten, Viktor.	Tüdiger			Wind	3.45	11.28	5.58	6.16		
Donn.	24 Gabriel, Pigenius	Tieberga		C □ ♀		4.26	nachm.	5.56	6.18		
Freit.	25 Mariä Verkündig.	Romilda			verän-	4.58	2. 7	5.54	6.19		
Samst.	26 Ludgerus, Olympia	Guntram			derlich	5.24	3.32	5.51	6.21		
13. Prot. Die Heiligung in der Wahrheit. Joh. 17, 9-19. Kath. Jesus speist 5000 Mann. Joh. 6, 1-15.				Draußen zu wenig oder zu viel. Zu Hause nur ist Maß und Ziel.		Tageslänge 12 Stunden 33 Minuten.					
Sonnt.	27 B. Tät. Ruprecht, Syd.	Bereugar		C ♂ h		5.45	4.59	5.49	6.22		
Mont.	28 Priskus, Guntram	Geb. des Fürsten Meuß d. L.		1.50 n. C Erdu.		6. 5	6.26	5.47	6.24		
Dienst.	29 Eustachius, Mecht.	Marbod		♂ □ ♂ (C ♂ ♀		6.24	7.53	5.45	6.25		
Mittw.	30 Guido, Quirinus	Wido, Udo		♀ Abendstern in größter Ausdehnung		6.46	9.21	5.43	6.27		
Donn.	31 Balbina, Kornelia	Rovena		C im ♀, C ♂ ♀		7.11	10.47	5.41	6.28		
Wünsche dir nicht zu schwarz das Auge, denn wenn du die Toten In der Erde erst siehst, siehst du die Blumen nicht mehr.				Blumentränze entführt dem Menschen der leiseste Schwind. Dornentronen jedoch nicht der gewaltigste Sturm.				1. März 1871. Einzug der Deutschen in Paris.			



1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.

1892. IV. Monat.	April oder Ostermond		C- u. Planetenlauf Mutmaßl. Witterung	Mond.		Sonnen.	
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.		Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Utg. u. M.
Freit.	1 Hugo, Theodora	Hugo, Sibich		7.40	verm.	5.39	6.30
Samst.	2 Theodosia, Frz. v. P.	Gebürtst. d. Herzogs von Sachsen-Mein.		8.19	0. 9	5.37	6.31
14.	Prot. Ranf. I. Gemeinschaft mit Gott. Joh. 17, 20-26. Kath. Juden wollen Jesum steinigen. Joh. 8, 46-59.		Was soll ich viel lieben, Was soll ich viel hassen?	Tageslänge 12 Stunden 58 Minuten.			
Sonnt.	3 D. Jud. Richard	Chrimhild		9. 8	1.22	5.35	6.33
Mont.	4 Ambrosius, Sidor	Walheide		10. 8	2.22	5.33	6.34
Dienst.	5 Emilie, Vinzenz	Ortlieb		11.16	3. 8	5.31	6.36
Mittw.	6 Cölestin, Sixtus	Waltrut		nachm.	3.43	5.29	6.37
Donn.	7 Hermann, Egeßipp.	Amelgart		1.37	4. 8	5.27	6.39
Freit.	8 7 Schm. A., Amand.	Gotelinde		2.46	4.29	5.25	6.40
Samst.	9 Sybilla, Mar. Kleoph	Chadalo		3.54	4.46	5.23	6.41
15.	Prot. Einzug Jesu in Jerusalem. Joh. 12, 12-19. Kath. Christi Einzug zu Jerusalem. Matth. 21, 1-9.		Man lebt nur vom Leben- lassen.	Tageslänge 13 Stunden 22 Minuten.			
Sonnt.	10 D. Palmt., B. i. Hessen	Allmann		4.59	5. 1	5.21	6.43
Mont.	11 Leo, Papst	Godebert		6. 5	5.15	5.19	6.45
Dienst.	12 Julius, Zeno	Wigold		7.11	5.30	5.17	6.46
Mittw.	13 Justinus, Hermeng.	Aduna		8.19	5.45	5.15	6.47
Donn.	14 Gründ., Tiburtius	Erudobert		9.27	6. 3	5.13	6.48
Freit.	15 Karst. v. L. Würt. u. d. R. B. Hann., Venabr., Biech. i. Pauenb., v. Detm., v. Schwer. u. i. Thüring.			10.37	6.24	5.11	6.49
Samst.	16 Aaron, Paternus	Brigith		11.44	6.51	5.10	6.51
16.	Prot. Das leere Grab. Joh. 20, 1-10. Kath. Auferstehung Christi. Matth. 16, 1-7.		Ohne Umschweife begreife, Was dich mit der Welt entzweit;	Tageslänge 13 Stunden 44 Minuten.			
Sonnt.	17 D. Osterf. Rudolf	Rudolf		verm.	7.27	5. 8	6.52
Mont.	18 2. Osterf. Ulmann	Gebürtst. d. Fürsten zur Lippe.		0.47	8.14	5. 6	6.54
Dienst.	19 Werner, Leo	Werner		1.41	9.13	5. 4	6.55
Mittw.	20 Hermogen, Sulpit.	Hermann		2.24	10.24	5. 2	6.57
Donn.	21 Anselm, Adolar	Welf		2.58	11.42	5. 0	6.58
Freit.	22 Kajus, Sotherus	Erchenwallt		3.25	nachm.	4.58	7. 0
Samst.	23 Georg, Adalbert	Gebürtst. d. Könige v. Sachsen.		3.47	2.28	4.56	7. 1
17.	Prot. Es ist der Herr! Joh. 21, 1-14. Kath. Jesus erscheint den Jüngern. Joh. 20, 19-31.		Nicht will sie Gemüt, Will Höllichkeit.	Tageslänge 14 Stunden 9 Minuten.			
Sonnt.	24 D. Quaf. Albrecht	Albrecht		4. 7	3.52	4.54	7. 3
Mont.	25 Markus, Erwin	Sigmar		4.26	5.18	4.53	7. 4
Dienst.	26 Kletus, Marcellin.	Gambrian		4.45	6.45	4.51	7. 6
Mittw.	27 Anastasius, Zitta	Gebürtst. d. Könige v. Bayern.		5. 8	8.14	4.49	7. 7
Donn.	28 Vitalis, Prudenç	Helise, Elie		5.34	9.42	4.47	7. 8
Freit.	29 Petrus, Märk., Rob.	Gebürtst. d. Herzogs von Anhalt.		6.10	11. 3	4.45	7.10
Samst.	30 Quirinus, Kathar.	Rudibert		6.56	verm.	4.44	7.11
Was der Mensch auch gewinne, er muß es zu teuer bezahlen, Wär's auch nur mit der Furcht, ob er's nicht wieder verliert.			Ob du dich selber erkennst? Du thust es sicher, sobald du Mehr Gebrechen an dir als an den andern ent- deckst.	1. April 1815. Fürst Bismarck geboren. 18. April 1864. Erstürm. der Düppeler Schanzen.			



1. _____
2. _____
3. _____
4. _____
5. _____
6. _____
7. _____
8. _____
9. _____
10. _____
11. _____
12. _____
13. _____
14. _____
15. _____
16. _____
17. _____
18. _____
19. _____
20. _____
21. _____
22. _____
23. _____
24. _____
25. _____
26. _____
27. _____
28. _____
29. _____
30. _____

1892. V. Monat.	Mai oder Wonnemond		C- u. Planetenlauf		Mond.		Sonnen.	
	Evang. u. Katholischer.	Deutscher.	Mutmaßl. Witterung		Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Mg. u. M.	Utg. u. M.
18. Prot. Simon Johanna, hast du mich lieb? Joh. 21, 15-19. Kath. Vom guten Hirten. Joh. 10, 11-17.			Ich hör' es gern, Wenn auch die Jugend plappert;		Tageslänge 14 Stunden 31 Minuten.			
Sonnt.	1 <i>R. Mis.</i> Philipp, Jak.	Walburg			7.53	0.12	4.42	7.18
Mont.	2 Athanasius, Sigm.	Attala			9. 1	1. 5	4.40	7.14
Dienst.	3 † Erfindung	Friso, Wilb.			10.12	1.45	4.39	7.15
Mittw.	4 Monika, Florian	Wolshelm			11.25	2.13	4.37	7.17
Donn.	5 Gotthard, Pius V.	Gotthart		warm	nachm.	2.36	4.35	7.19
Freit.	6 Johann v. der Pforte	Kunihilde			1.44	2.53	4.34	7.20
Samst.	7 Gottfried, Stanisl.	Gottfried			2.50	3.10	4.33	7.21
19. Prot. Meine Schafe hören meine Stimme. Joh. 10, 22-30. Kath. Nach Trübsal Freude. Joh. 16, 16-22.			Das Neue klingt, Das Alte klappert.		Tageslänge 14 Stunden 51 Minuten.			
Sonnt.	8 <i>R. Jub.</i> Michaels Er.	Ubaldo			3.56	3.23	4.32	7.23
Mont.	9 Beatus, Hiob, Greg.	Emma			5. 1	3.37	4.30	7.24
Dienst.	10 Gordian, Anton	Hulda			6. 8	3.52	4.29	7.26
Mittw.	11 <i>B. i. Altpreuß. und Anhalt.</i> Erich, Luise	Erich, Gundo			7.17	4. 9	4.27	7.27
Donn.	12 Pankratius, Wibert	Tiebhilde			8.27	4.29	4.26	7.28
Freit.	13 <i>Posttag in Württemberg.</i> Servatius	Wiborada			9.36	4.54	4.25	7.29
Samst.	14 Bonifazius, Epiph.	Hildeburg		ständig	10.41	5.27	4.23	7.30
20. Prot. Jesus, das Brot des Lebens. Joh. 6, 35-40. Kath. Jesus verheißt den Tröster. Joh. 16, 5-14.			Eigenheiten, die werden schon basten; Kultiviere deine Eigenschaften!		Tageslänge 15 Stunden 9 Minuten.			
Sonnt.	15 <i>R. Cant.</i> Sophie	Imhilde			11.38	6.10	4.22	7.31
Mont.	16 Peregrin, Joh. v. N.	Fandila			verm.	7. 6	4.21	7.33
Dienst.	17 Bruno, Ubaldo	Bruno			0.24	8.13	4.19	7.34
Mittw.	18 Chrischona, Benant.	Friedlinde			1. 1	9.27	4.18	7.35
Donn.	19 Potentia, Peter Cöl.	Hildrun			1.29	10.46	4.17	7.36
Freit.	20 Gangolf, Bernhard	Gudrun			1.52	nachm.	4.16	7.38
Samst.	21 Konstantin, Prudentz	Helmtraut		unfret	2.11	1.27	4.15	7.39
21. Prot. Bittet, so wird euch gegeben. Matth. 7, 7-14. Kath. So ihr den Vater bittet. Joh. 16, 23-30.			Weißt du, worin der Spaß des Lebens liegt?		Tageslänge 15 Stunden 26 Minuten.			
Sonnt.	22 <i>R. Reg.</i> Helena, Jul.	Isanthe			2.30	2.50	4.14	7.40
Mont.	23 Desiderius, Bischof	Godoleva			2.48	4.14	4.12	7.41
Dienst.	24 Johanna, Esther	Herlinde			3. 8	5.41	4.11	7.43
Mittw.	25 Urban, Gregor	Freya			3.33	7. 9	4.10	7.44
Donn.	26 <i>Ch. Himmelf., Ph. A.</i> Goderich	Goderich			4. 3	8.34	4.10	7.45
Freit.	27 Eutrop, Beda	Ludolf			4.44	9.51	4. 9	7.46
Samst.	28 Wilhelm, German	Gefürcht. des Fürsten Heinr. j. E.		schön	5.36	10.53	4. 8	7.47
22. Prot. Ich will euch nicht Waisen lassen. Joh. 14, 14-20. Kath. Zeugnis des heil. Geistes. Joh. 15, 16-27.			Sei lustig! Weht es nicht, so sei vergnügt!		Tageslänge 15 Stunden 41 Minuten.			
Sonnt.	29 <i>R. Er.</i> Maximin	Amelung			6.41	11.39	4. 7	7.48
Mont.	30 Felix I., Ferdinand	Wigand			7.53	verm.	4. 6	7.49
Dienst.	31 Kreszenzia, Petron.	Katwald			9. 8	0.14	4. 6	7.50

Jahre reißt du an Jahre, doch was ein Jahrhundert dir brachte,

Wenn du der Glückliche bist, zählt die Minute dir auf.

10. Mai 1871.
Friedensj. u. L. zu Frankfurt.

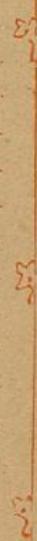


1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.

1892. VI. Monat.	Juni oder Brachmond		C = u. Planetenlauf		Mond.		Sonnen-	
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Mutmaßl.	Witterung	Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Utg. u. M.
Mittw.	1 Fortunatus, Nikod.	Kuno, Wolo		Donner	10.20	0.39	4. 5	7.51
Donn.	2 Eugen, Erasmus	Sindolf			11.31	0.59	4. 4	7.52
Freit.	3 Oliva, Klotilde	Klothilde		warm	na. s. m.	1.15	4. 4	7.53
Samst.	4 Quirin, Karpasius	Uta, Walg.			1.45	1.31	4. 3	7.54
23.	Prot. Nehmet hin den heiligen Geist. Joh. 20, 19-23. Kath. Sendung des heil. Geistes. Joh. 14, 23-31.		Aus Sichere willst du dich betten? Ich lobe mir inneren Streik:		Tageslänge 15 Stunden 53 Minuten.			
Sonnt.	5 B. Pfingstf. Bonifaz.	Winfried		C Erdf., C ♀ ♀	2.50	1.44	4. 2	7.55
Mont.	6 2. Pfingstf. Norbert	Norbert		C ♀ ♀ ♀ in ♀	3.57	1.59	4. 2	7.56
Dienst.	7 Robert, Sebastian	Chorismund		C im ♀, C ♀ ♀	5. 4	2.15	4. 2	7.57
Mittw.	8 Quat., Medardus	Wittich		♀ * ♀ ♀	6.14	2.34	4. 1	7.58
Donn.	9 Kolumbus, Primus	Tuitgard		♀ * ♀ ♀	7.24	2.57	4. 1	7.58
Freit.	10 ^{Viertag in} Württemberg. Margareta	Salaburg		♀ * ♀ ♀	8.32	3.28	4. 1	7.59
Samst.	11 Barnabas, Iduna	Iduna		♀ * ♀ ♀	9.33	4. 7	4. 0	7.59
24.	Prot. Der Taufbefehl. Matth. 28, 16-20. Kath. Christus befiehlt zu taufen. Matth. 28, 18-20.		Denn, wenn wir die Zweifel nicht hätten,		Tageslänge 16 Stunden 0 Minuten.			
Sonnt.	12 B. Dreifalt. Basilides	Harduin		schön	10.23	4.59	4. 0	8. 0
Mont.	13 Anton von Padua	Nordhild			11. 2	6. 4	4. 0	8. 0
Dienst.	14 Basilius, Glisäus	Nanna			11.33	7.17	4. 0	8. 1
Mittw.	15 Vitus, Modestus	Doso			11.58	8.35	4. 0	8. 1
Donn.	16 Front., Justina, Lud.	Volker			verm.	9.54	4. 0	8. 2
Freit.	17 Hortensia, Rainer	Cheobald			0.17	11.14	4. 0	8. 2
Samst.	18 Marcellus, Arnulf	Arnulf			0.36	nachm.	4. 0	8. 2
25.	Prot. Seligpreisungen. Matth. 5, 1-12. Kath. Vom großen Abendmahl. Luk. 14, 16-24.		Wo wäre dann frohe Gewissheit?		Tageslänge 16 Stunden 3 Minuten.			
Sonnt.	19 B. 1. u. Dr. Gerh.	Gerhart			0.53	1.54	4. 0	8. 3
Mont.	20 Sylverius, Regina	Alinde			1.12	3.17	4. 0	8. 3
Dienst.	21 Albanus, Moysius	Geburtst. des Herz. v. Sachf.-Kob.-Getha.			1.33	4.41	4. 0	8. 3
Mittw.	22 Paulin, 10000 Ritt.	Similde			2. 0	6. 7	4. 0	8. 3
Donn.	23 Edeltrud, Agrippina	Edeltrud			2.35	7.27	4. 1	8. 3
Freit.	24 Johannes d. E. Geb.	Geb. v. Grethera. v. Sachf.-Weim.-Glfen.			3.21	8.36	4. 1	8. 3
Samst.	25 Eulogius, Prosper	Eberhart			4.20	9.30	4. 1	8. 3
26.	Prot. Das Gleichnis vom Saukorn. Matth. 13, 31-33. Kath. Vom verlorenen Schafe. Luk. 15, 1-10.		Wie einer ist, so ist sein Gott; Darum ward Gott so oft zu Spott.		Tageslänge 16 Stunden 1 Minute.			
Sonnt.	26 B. 2. Joh., Paul, Jer.	Kotruda		reg-	5.30	10.11	4. 2	8. 3
Mont.	27 7 Schläfer, Ladisl.	Gunilde		ne-	6.45	10.40	4. 2	8. 3
Dienst.	28 Benjamin, Leo II.	Iduberga		riß	8. 1	11. 3	4. 3	8. 3
Mittw.	29 Petrus, Paulus	Edburga			9.14	11.20	4. 3	8. 3
Donn.	30 Lucina, Pauli Ged.	Wdowin			10.24	11.36	4. 4	8. 3
Niemals Wein zu trinken als aus kristallnem Pokale. Wie zu lösen ein Weib, das dir nicht göttlich erscheint. Dies beschwöre mir, Jüngling, so will ich das Kirchengelübde			Wollt ihr beten, so betet, wie Jesus die Jünger es lehrte; Manches Gebet zwar giebt's, welches zur Läuterung führt;			18. Juni 1815. Schlacht bei Waterloo.		
Gern dir erlassen, du bleibst dennoch ein Mensch, wie du sollst.			Dieses setzt sie voraus: will's einer, ohne zu heucheln, Betet, so muß er sich erst völlig vollenden als Mensch.			13. Juni 1878. Zusammentritt des Berliner Kongresses.		



1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.



1892. VII.		Juli oder Heumond		C = u. Planetenlauf	Mond.		Sonnen.	
Monat.	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Mutmaßl. Witterung		Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Aufg. u. M.	Untg. u. M.
Freit.	1 Theobald, Simeon	Theobald		Erdferne	11.31	11.50	4. 5 8. 2	
Samst.	2 Mariä Heims., Otto	Otto, Otthild		2.45	nachm.	vorm.	4. 5 8. 2	
27.	Prot. Gleichnis vom verborgenen Schatz. Matth. 13, 44-46. Kath. Berufung Petri. Luf. 5, 1-11.		Wie das Gestirn ohne Hast, aber ohne Rast		Tageslänge 15 Stunden 56 Minuten.			
Sonnt.	3 B. 3. Kornelius	Hagen		Erdf.,	1.43	0. 5 4. 6 8. 2		
Mont.	4 Ulrich, Bisch., Hatto	Ulrich			2.51	0.20 4. 7 8. 1		
Dienst.	5 Wendelin, Zoe	Wendelin		C im in	4. 0	0.38 4. 7 8. 1		
Mittw.	6 Elajas, Dominika	Herrich		retr.	5.10	0.59 4. 8 8. 0		
Donn.	7 Wilibald, Joachim	Karlmann		unbeständig	6.19	1.27 4. 9 8. 0		
Freit.	8 ^{Vufstag in Bärrenberg.} Kilian	^{Geburtst. des Gregh. von Dikenburg.} Hilbert			7.26	2. 3 4.10 7.59		
Samst.	9 Cyrillus, Zeno, Luise	Wolfram		wird Morgenst.	8.18	2.51 4.11 7.58		
28.	Prot. Im Kindesinn das Himmelreich. Matth. 18, 1-5. Kath. Der Pharisäer Gerechtigkeit. Matth. 5, 20-24.		Drehe sich jeder um die eigne Rast.		Tageslänge 15 Stunden 46 Minuten.			
Sonnt.	10 B. 4. 7 Brüder, Ruf.	Gunzo		2.16	9. 2	3.52 4.12 7.58		
Mont.	11 Rahel, Pius I.	Hanno		ver-	9.35	5. 4 4.12 7.57		
Dienst.	12 Nabor, Joh. Gualb.	Wesso, Hatto		änder-	10. 1	6.22 4.13 7.57		
Mittw.	13 Heinrich, Anaklet	Heinrich		lich	10.23	7.42 4.14 7.56		
Donn.	14 Alfred, Bonavent.	Centobert			10.42	9. 3 4.15 7.55		
Freit.	15 Ap. Ceil., K. Heinrich	Hildebrand		[]	10.59	10.22 4.16 7.54		
Samst.	16 Ruth, Faustus	Heilwig		^{Sonntages} ^{Anfang.}	11.18	11.42 4.18 7.54		
29.	Prot. Der verlorne Sohn. Luf. 15, 11-32. Kath. Jesus speist 4000 Mann. Mark. 8, 1-9.		Habt ihr gelogen in Wort und Schrift,		Tageslänge 15 Stunden 34 Minuten.			
Sonnt.	17 B. 5. ^{B. in beiden Meßlenburg.} Alexius	Fromund		2.19	11.37	nachm. 4.19 7.53		
Mont.	18 Maternus, Rufina	Egenolf		C im C Erdn.	vorm.	2.25 4.20 7.52		
Dienst.	19 Rosina, Vinzenz	Hilderich			0. 1	3.49 4.21 7.51		
Mittw.	20 Margareta, Arnold	Arnold		auf-	0.31	5. 9 4.22 7.50		
Donn.	21 Arbogast, Dietrich	Arbo, Erbo		heiternd	1.12	6.22 4.23 7.49		
Freit.	22 Maria Magdalena	Alberich		in	2. 5	7.21 4.24 7.48		
Samst.	23 Apollinaris, Libor.	Herwig			3.11	8. 5 4.26 7.47		
30.	Prot. Der reiche Jüngling. Mark. 10, 17-22. Kath. Vom falschen Propheten. Matth. 7, 15-21.		Andern ist es und euch ein Gist.		Tageslänge 15 Stunden 19 Minuten.			
Sonnt.	24 B. 6. Christina	Emich		0.2 schön	4.23	8.39 4.27 7.46		
Mont.	25 Jakob, Christoph	Hildebert		in	5.40	9. 4 4.28 7.45		
Dienst.	26 Anna, Polybius	Sigeline		warm	6.55	9.24 4.29 7.43		
Mittw.	27 Pantaleon, Martha	Rutharth		den 31. dir.	8. 7	9.41 4.31 7.42		
Donn.	28 Nazarius, Gelsus	Mangold			9.16	9.55 4.32 7.41		
Freit.	29 Beatrix, Martha	Egbert		^{Abendstern in griechischer Anweisung}	10.23	10. 9 4.33 7.39		
Samst.	30 Jakobeä, Abdon	Gerold			11.29	10.24 4.34 7.38		
31.	Prot. Das Argernis der Welt. Matth. 18, 6-11. Kath. Vom ungerechten Haushalter. Luf. 16, 1-9.		Gesunder Mensch ohne Geld Ist halb krank.		Tageslänge 15 Stunden 2 Minuten.			
Sonnt.	31 B. 7. German, J. v. L.	Friedegar		8.17 C Erdferne	nachm.	10.40 4.35 7.37		



- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 21.
- 21.
- 21.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.
- 31.

1892. VIII. Monat.	August oder Erntemond		C = u. Planetenlauf Mutmaßl. Witterung		Mond-		Sonnen-	
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.			Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Afg. U. M.	Untg. U. M.
Mont.	1 Petri Kettenfeier	Geburt d. Fürsten zu Schaumb.-Lippe.		C im ☿, C □ ☿	1.44	11. 0	4.36	7.35
Dienst.	2 Gustav, Portiunkula	Gustav, Eudo		Regen	2.54	11.24	4.37	7.34
Mittw.	3 Steph. Erf., August	Walram		C □ ☿	4. 3	11.57	4.39	7.32
Donn.	4 Dominikus, Jostias	Friedbrant		C □ h, ☿ ☿ ☉	5.10	verm.	4.40	7.31
Freit.	5 Pusttag in Württemberg.	Dswald		C ☿ ☿	6. 9	0.40	4.41	7.29
Samst.	6 Sirtus, Verkl. Chr.	Krafto		C □ ♃	6.57	1.36	4.43	7.28
32.	Prof. Wist ihr nicht, wes Geistes ic. Luk. 9, 51-62. Kath. Jesus weint über Jerusalem. Luk. 19, 41-47.		Wer etwas taugt, der schweige still, Im stillen giebt's sich sehen;		Tageslänge 14 Stunden 42 Minuten.			
Sonnt.	7 B. 8. Afra, Mb., N.	Geb. d. Fürsten von Schwarzb.-Gentersch.		hell	7.35	2.45	4.44	7.26
Mont.	8 Reinhard, Cyriak	Reinhart		☉ ^{0.29} n. C ☿ ☿	8. 3	4. 2	4.46	7.24
Dienst.	9 Erich, Romanus	Dibold		Stern-	8.27	5.24	4.47	7.23
Mittw.	10 Laurentius, Blanka	Sigolf		schmuppen	8.46	6.47	4.48	7.21
Donn.	11 Hermann, Susanna	Bernolt		C ☿ h	9. 5	8. 8	4.50	7.19
Freit.	12 Klara, Adele	Wolfrade		C Erdn., C □ ♀	9.22	9.30	4.51	7.17
Samst.	13 Hippolyt, Kassian	Friedhilde		C ☿ ♃ (☿ retr.)	9.42	10.51	4.53	7.16
33.	Prof. Neue Lappen auf dem alten Kleid. Luk. 5, 27-38. Kath. Pharisäer und Zöllner. Luk. 18, 9-14.		Es gilt, man stelle sich, wie man will, Zuletzt doch tie Person.		Tageslänge 14 Stunden 20 Minuten.			
Sonnt.	14 B. 9. Euseb., Warnf.	Brunhild		C im ☿, C □ ☿	10. 5	nachm.	4.54	7.14
Mont.	15 Mariä Himmelfahrt	Fridegund.		☿ ^{7.9} v. (♃ retr.)	10.32	1.37	4.55	7.12
Dienst.	16 Jodokus, Rochus	Rosamunde		C □ ☿	11. 9	2.58	4.57	7.10
Mittw.	17 Verena, Liberatus	Welleda		C □ h ♃ △ ☉	11.57	4.12	4.58	7. 8
Donn.	18 Klara v. M., Helena	Geburt d. Kaisers von Osterreich.		☿ Morgenstern in größtem Glanz	verm.	5.15	5. 0	7. 6
Freit.	19 Sebald, Ludovikus	Sebald, Ruth.		C ☿ ♀, C □ ♃	0.57	6. 3	5. 1	7. 4
Samst.	20 Bernhard, Philibert	Bernhart		C ☿ ☿	2. 8	6.40	5. 2	7. 3
34.	Prof. Die große Sünderin. Luk. 7, 36-50. Kath. Vom Taubstummen. Mark. 7, 31-37.		Sagt nur nichts halt: Ergänzen, welche Pein!		Tageslänge 13 Stunden 57 Minuten.			
Sonnt.	21 B. 10. Priv., Frau.	Geb. des Fürsten zu Schwarzb.-Rudolstadt		warm	3.22	7. 7	5. 4	7. 1
Mont.	22 Symphorian, Dimot.	Gerbert		☉ ^{11.31} v. C ☿ ☿	4.38	7.28	5. 5	6.59
Dienst.	23 Philippus, Zachäus	Roswitha		☉ in ♃	5.50	7.45	5. 7	6.57
Mittw.	24 Bartholomäus, Ap.	Diether		C ☿ h	7. 0	8. 1	5. 8	6.55
Donn.	25 Ludwig, König	Ludwig		☿ wird Morgenst.	8. 9	8.15	5. 9	6.53
Freit.	26 Samuel, Zephyrin	Edith, Egith		C □ ♀, C ☿ ♃	9.16	8.29	5.11	6.51
Samst.	27 Gebhard, Jof. v. Gal.	Gebhard		Hundstage-Ende	10.23	8.44	5.12	6.49
35.	Prof. Die Ernte ist groß. Matth. 9, 35-38. Kath. Barmherziger Samariter. Luk. 10, 23-37.		Sagt nur nichts groß: Das Wahre spricht sich rein.		Tageslänge 13 Stunden 33 Minuten.			
Sonnt.	28 B. 11. August., Adel.	Frodulf		C Erdf., C im ☿	11.30	9. 3	5.14	6.47
Mont.	29 Johannes Enthaupt.	Dietger		h in ♃, ♀ □ ♃	nachm.	9.24	5.15	6.45
Dienst.	30 Felix, Adolf, Rosa	Adolf		☉ ^{2.1} n. C □ ☿	1.48	9.53	5.17	6.43
Mittw.	31 Raimund, Pauline	Raimund		Regen	2.55	10.30	5.18	6.41
Hat dir der Tag was gebracht? So fragt sich am Abend der Jüngling; Hat dir der Tag was geraubt? fragt sich der Mann und der Greis.			Fürchte die schlechteste Hitze: Sie kann den edelsten Wein dir Doch verderben: sie fällt eben hinein und erfaßt.			6. August 1870. Schlacht bei Wörth. 18. August 1870. Schlacht bei Gravelotte.		



- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.
- 31.

1892. IX.		September oder Herbstmond		C = u. Planetenlauf		Mond- Aufg. Untg. Aufg. Untg. U. M. U. M. U. M. U. M.	
Monat.		Evangelischer u. Katholischer.		Deutscher.		Mutmaßl. Witterung	
Donn.	1	Verena, Egidius	Merlinda		C □ h	3.57	11.19 5.19 6.39
Freit.	2	Pusttag in Württemberg. Veronika	Wannig		♂ dir. schön	4.49	verm. 5.21 6.37
Samst.	3	Theodosius, Euphem.	Sido		C ♂ ♀, C □ ♀	5.30	0.22 5.22 6.35
36. Prot. Die christliche Vollkommenheit. Matth. 5, 43-48. Kath. Vom 10 Ausfägigen. Luf. 17, 1-19.				Lieb' und Leidenschaft können verfliegen,		Tageslänge 13 Stunden 9 Minuten.	
Sonnt.	4	B. 12. Esther, Ros.	Wangio		C ♂ ♂ son- nig	6. 3	1.36 5.24 6.33
Mont.	5	Bertinus, Laurent.	Herbold		C ♂ ♀	6.28	2.57 5.25 6.31
Dienst.	6	Zacharias, Magnus	Hacho		♂ 9.39 n.	6.50	4.20 5.26 6.29
Mittw.	7	Regina, Altmund	Alkmund		C ♂ h ♀ in ☿	7. 9	5.45 5.28 6.27
Donn.	8	Maria Geburt	Chnodomar		C Erdn. ♀ * h	7.26	7. 8 5.29 6.25
Freit.	9	Geburtstag des Großh. von Baden			C ♂ ♀	7.46	8.32 5.30 6.23
Samst.	10	Dithgerus, Nikol. v. L. Otger			C im ♂, C □ ♀	8. 7	9.58 5.31 6.21
37. Prot. Eines ist not. Luf. 10, 38-42. Kath. Vom ungerechten Mammon. Matth. 6, 24-33.				Wohltuollen aber wird ewig fliegen.		Tageslänge 12 Stunden 46 Minuten.	
Sonnt.	11	B. 13. Felix, Regula	Ingomar		♀ Morgenstern in größter Ausscheidung	8.34	11.23 5.33 6.19
Mont.	12	Syrus, Guido, Ottil.	Geburtst. d. Großherz. von Hessen.		C □ ♀	9. 8	nachm. 5.34 6.17
Dienst.	13	Hektor, Amat., Mat.	Thufinde		♂ 1.21 n.	9.52	2. 5 5.35 6.15
Mittw.	14	Erhöhung, Cypr.	Malorich		C □ h	10.49	3.12 5.37 6.13
Donn.	15	Nikodemus, Roger	Dummelich		C □ ♀	11.57	4. 4 5.38 6.11
Freit.	16	Kornelius, Roland	Geburtst. d. Herz. v. Sachsen-Altenburg.		C ♂ ♀	verm.	4.43 5.40 6. 9
Samst.	17	Lambert, Franz	Edwina		C ♂ ♂	1. 9	5.12 5.41 6. 7
38. Prot. Die Witwe am Gotteskasten. Mark. 12, 38-44. Kath. Vom Jüngling zu Naim. Luf. 7, 11-16.				Das Beste in der Welt ist ohne Dank.		Tageslänge 12 Stunden 22 Minuten.	
Sonnt.	18	B. 14. Eidg. Bettag	Cheoderich		♀ Morgenstern in größter Ausdehnung	2.24	5.35 5.43 6. 5
Mont.	19	Januarius, Konst.	Markolf		C ♂ ♀ ♀ ♂	3.37	5.53 5.44 6. 3
Dienst.	20	Cobias, Eustachius	Uring		♂ heiter	4.48	6. 8 5.45 6. 0
Mittw.	21	Pusttag in Lauenburg. Quat., Matth.	Tandolin		♂ 1.48 t. C ♂ h	5.56	6.22 5.47 5.58
Donn.	22	Moritz, Emerita	Frida		♂ in ☿ Tag und Nacht gleich	7. 4	6.36 5.48 5.56
Freit.	23	Pusttag in Sippes-Deimelst. Chekla	Ruprecht		(Herbst-Anfang)	8.10	6.50 5.50 5.54
Samst.	24	Gerhard, Mar. v. W.	Adelhart		C im ♂, C Erdf.	9.18	7. 7 5.51 5.52
39. Prot. Die Demüt. Luf. 17, 7-10. Kath. Vom Wasserfüchtigen. Luf. 14, 1-11.				Dem ist schlecht in seiner Haut, Der in seinen eignen Bufen schaut.		Tageslänge 11 Stunden 57 Minuten.	
Sonnt.	25	B. 15. Kleophas	Friedebert		C □ ♀, C □ ♂	10.26	7.26 5.53 5.50
Mont.	26	Cyprian, Justina	Amalaberga		h ♂ ♂ son- nig	11.36	7.52 5.54 5.48
Dienst.	27	Kosmas, Damian	Audomar		♀ △ ♀	nachm.	8.25 5.55 5.45
Mittw.	28	B. in Bremen u. Ebnabrück. Wenzeslaus	Irnsfried		C □ ♀	1.46	9. 8 5.57 5.43
Donn.	29	Michael, Marich	Armgart		♂ 6.51 v. C □ h	2.41	10. 4 5.58 5.41
Freit.	30	Pusttag in Württemberg. Ursus, Hier.	Audung		C □ ♀ (♂ in ☿)	3.26	11.12 6. 0 5.39
Großmut möchtest du üben, du möchtest verschwinden, doch leidet hat dir, klagst du, das Glück neidisch die Mittel versagt. Wird um Kenntnis und Weisheit, so kannst du alle, die darben, Reicher machen und wirst selber nicht ärmer dadurch.		Mander ist ehrlich genug, mit Ernst und Eifer zu prüfen, Was er ist in dem Kreis, den die Natur ihm bestimmt. Wenige haben den Mut den Kreis zu prüfen und redlich zu ermitteln, wie viel dieser im größeren gilt.		2. Sept. 1870. Napoleon III. bei Sedan gefangen. 1 ^o . Sept. 1870. Paris völlig vernichtet. 28. Sept. 1870. Straßburg wieder deutsch.			



- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.

1892. X. Monat.	Oktober oder Weinmond		C=u. Planetenlauf Mutmaßl. Witterung	Mond.		Sonnen.	
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.		Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Aufg. U. M.	Untg. U. M.
Samst.	1 Nemigius, Julia	Volkmar		4. 2	verm.	6. 1	5.37
40.	Prot. Die Treue. Matth. 25, 14-30. Kath. Vom größten Gebot. Matth. 22, 35-46.		Mit kessamen Geberden Sieht man sich viele Fein.	Tageslänge 11 Stunden 32 Minuten.			
Sonnt.	2 B. 16. Erntef. i. Bayern u. Preußen			4.29	0.28	6. 3	5.35
Mont.	3 Erntefest in Braunschweig. Jairus	Alapold		4.52	1.50	6. 4	5.33
Dienst.	4 Franz v. A., Edwin	Franz		5.11	3.13	6. 6	5.31
Mittw.	5 Placidus, Flavia	Hellmut		5.29	4.37	6. 7	5.29
Donn.	6 Angela, Bruno	Todemar		5.48	6. 3	6. 9	5.27
Freit.	7 Juditha, Amalia	Amelolt		6. 8	7.30	6.10	5.25
Samst.	8 Pelagius, Brigitta	Draugott		6.33	8.58	6.11	5.23
41.	Prot. Überschlagen der Kosten. Luf. 14, 25-33. Kath. Vom Sichtbrüchigen. Matth. 9, 1-8.		Kein Mensch will etwas werden, Ein jeder will schon was sein.	Tageslänge 11 Stunden 8 Minuten.			
Sonnt.	9 B. 17. Dionysius	Diegitha		7. 4	10.27	6.13	5.21
Mont.	10 Gideon, Franz B.	Gerhilde		7.47	11.51	6.14	5.19
Dienst.	11 Burkhard, Emil	Burkhardt		8.40	nachm.	6.15	5.17
Mittw.	12 Walfried, Maximil.	Walther		9.46	2. 3	6.17	5.15
Donn.	13 Koloman, Eduard	Wallia		10.59	2.45	6.18	5.13
Freit.	14 Kalirtus, Kallistus	Hermanarich		verm.	3.17	6.20	5.11
Samst.	15 Cheresia, Aurelia	Teupold		0.14	3.41	6.21	5. 9
42.	Prot. Das Gebet des Herrn. Matth. 6, 9-13. Kath. Königliche Hochzeit. Matth. 22, 1-14.		Soll es reichlich zu dir fließen, Reichlich andre laß genießen.	Tageslänge 10 Stunden 44 Minuten.			
Sonnt.	16 B. 18. Altg. Kirchw.	Erlesfried		1.27	4. 0	6.23	5. 7
Mont.	17 Florentin, Hedwig	Gerhilde		2.38	4.15	6.24	5. 5
Dienst.	18 Lukas, Evangelist	Hadbürg		3.46	4.30	6.26	5. 4
Mittw.	19 Erntefest im R. B. Etate. Ferdinand	Eckhart		4.54	4.43	6.28	5. 2
Donn.	20 Wendelin, Sindolf	Agilolf		6. 0	4.58	6.29	5. 0
Freit.	21 Ursula, Berthold	Chassilo		7. 7	5.13	6.31	4.58
Samst.	22 Kordula, Mar. Sal.	Baldwin		8.15	5.32	6.32	4.56
43.	Prot. Jesu Einladung. Matth. 11, 25-30. Kath. Sohn des königlichen Beamten. Joh. 4, 46-53.		Wett hat die Eradheit selbst ans Herz genommen:	Tageslänge 10 Stunden 20 Minuten.			
Sonnt.	23 B. 19. Severinus	Eisfried		9.25	5.54	6.34	4.54
Mont.	24 Salomea, Raphael	Harold		10.33	6.24	6.35	4.52
Dienst.	25 Krispinus, Chryj.	Leutfried		11.38	7. 3	6.37	4.51
Mittw.	26 Amandus, Ovaristus	Erchanger		nachm.	7.53	6.39	4.49
Donn.	27 Sabina, Kapitolinus	Eldritha		1.24	8.55	6.40	4.47
Freit.	28 Aufstag in Würtemb. Simon u. Jud.	Markwart		2. 1	10. 7	6.42	4.45
Samst.	29 Eusebia, Narcissus	Gisela		2.30	11.24	6.43	4.44
44.	Prot. Jesus, der Weinstock. Joh. 15, 1-8. Kath. Des Königs Rechnung. Matth. 18, 23-35.		Auf gradem Weg ist niemand umgekommen.	Tageslänge 9 Stunden 57 Minuten.			
Sonnt.	30 B. 20. Hartmann	Hartmann		2.53	verm.	6.45	4.42
Mont.	31 Ref.-Fest in Sachsen u. S.-Altenb.			3.14	0.43	6.47	4.40



- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.
- 31.

1892. XI. Monat.	November oder Windmond		C-n. Planetenlauf		Mond.		Sonnen.	
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Mutmaßl.	Witterung	Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Mfg. U. M.	Utg. U. M.
Dienst.	1 Aller Heiligen	Hildegund		C♂♀	3.32	2. 6	6.48	4.39
Mittw.	2 Aller Seelen	Aasgar		C♂♂ [♀ in ♄]	3.49	3.27	6.50	4.37
Donn.	3 Theophil, Birmin	Winhilde		Sichtb. C=Finstern.	4. 8	4.52	6.51	4.35
Freit.	4 ^{Fasttag} in Balleck. Sigmund	Sigmund		♄ ^{4.21} C Erdu.	4.30	6.20	6.53	4.34
Samst.	5 Malachias, Zachar.	Komwer		♄ C i. ♀ i. ♄	4.59	7.52	6.55	4.33
45.	Prot. Schwert und Kelle. Matth. 4, 15-20. Kath. Vom Zinsgroßchen. Matth. 22, 15-21.		Man könn' erzognestinder gebären. Wenn die Eltern erzogen wären.		Tageslänge 9 Stunden 35 Minuten.			
Sonnt.	6 B. 21. Reform.-Fest	Alwine		C♂♂ be-	5.37	9.22	6.56	4.31
Mont.	7 Florentin, Engelb.	Angelbert		♄♂♂ deckt	6.27	10.45	6.58	4.29
Dienst.	8 4 Gekrönte, Gottfr.	Hermingild		♄ C♂♀, C♂♂	7.30	11.54	6.59	4.28
Mittw.	9 ^{Fasttag in} Braunf. weig. Theodor	Gunila		♂ in ♄ Re-	8.44	nachm.	7. 1	4.27
Donn.	10 Justus, Tryphon	Bardolf		♄ ♀♂ h gen	10. 0	1.20	7. 3	4.26
Freit.	11 Martin, Bischof	Willimar		♄ ^{10.34}	11.16	1.46	7. 4	4.25
Samst.	12 Martin, Papst, Jon.	Chenthilde		C♂♀, C♂♂	verm.	2. 7	7. 6	4.23
46.	Prot. Die Dankbarkeit. 5. Mos. 8, 10-18. Kath. Des Obersten Tochter. Matth. 9, 19-26.		Halte dich im stillen rein Und laß es um dich weitem;		Tageslänge 9 Stunden 15 Minuten.			
Sonnt.	13 B. 22. Erntef. i. Bad. u. Württemb.			♄ * h Stern-	0.28	2.23	7. 7	4.22
Mont.	14 Jeline, Veneranda	Friedrich		♄♂♂ schnuppen	1.37	2.38	7. 9	4.21
Dienst.	15 Leopold, Luitpold	Notburga		C♂ h, C♂♀	2.45	2.51	7.11	4.20
Mittw.	16 Dthmar, Edmund	Landsfried		C♂♂♂ ♀♂♂	3.51	3. 6	7.12	4.18
Donn.	17 Florian, Gregor	Sigrade		C im ♄ ♄♂♂	4.58	3.20	7.14	4.17
Freit.	18 ^{B. i. R. Sachsen} und Neuch. P. P. Kirch.	Alboin		C Erdferne	6. 5	3.38	7.15	4.16
Samst.	19 Elisabeth, Kön. v. U.	Wibrant		♄ ^{1.51} n.	7.14	3.59	7.17	4.15
47.	Prot. Text von der Oberkirchenbehörde zu bestimmen. Kath. Greuel der Verwüstung. Matth. 24, 15-35.		Jenehr du fühlst ein Mensch zu sein, Desto ähnlicher bist du den Göttern.		Tageslänge 8 Stunden 56 Minuten.			
Sonnt.	20 B. 23. B. i. Bad. Cott. i. Sachf. u. Pr.			C♂♂ Schne	8.23	4.27	7.18	4.14
Mont.	21 Mariä Opferung	Angelinde		C♂♂ in ♄	9.30	5. 2	7.19	4.13
Dienst.	22 Cäcilia, Alphons	Wendelgart		♄ C♂♂ h	10.31	5.49	7.20	4.12
Mittw.	23 ^{Fasttag} in Auzich. Klemens, Fel.	Edmund		C♂♀, C♂♂	11.22	6.47	7.22	4.11
Donn.	24 Chryfogn., Joh. v. †	Bathilde		(♄ Abendstern in größter Rundelung	nachm.	7.55	7.23	4.11
Freit.	25 ^{B. i. Württ. Frankf.} a. M. u. Weid. Medlenb. Kathar.	Ivo, Cillo		Schnee-	0.34	9. 9	7.25	4.10
Samst.	26 Konradus, Egbert	Konrat		fall	0.57	10.26	7.26	4. 9
48.	Prot. Der Rathschluß der Erlösung. Eph. 1, 3-10. Kath. Zeichen des Gerichts. Luf. 21, 25-33.		Wie auch die Welt sich stellen mag, Der Tag immer kehrt den Tag.		Tageslänge 8 Stunden 41 Minuten.			
Sonnt.	27 B. 1. Adv. u. Aj.	Willigis		♄ ^{11.0} C♂♂	1.18	11.44	7.27	4. 8
Mont.	28 Günther, Sophenes	Günther		C♂♀♀ in ♄	1.35	verm.	7.29	4. 8
Dienst.	29 Saturnin, Noah	Helferich		C♂♂ h	1.53	1. 2	7.30	4. 7
Mittw.	30 Andreas, Apostel	Gerwin		C♂♂ fast	2.11	2.23	7.31	4. 5
Willst du menschlich mit Menschen in Städten der Menschen verkehren, Ziehe die Uhr nach dem Turm, nicht nach der Sonne, mein Freund!			Stück, sie nennen dich blind und werden nicht müde zu schelten. Frage dich endlich zurück: könnst du denn selber auch sehn?			10. Nov. 1488. Martin Luther geb. 28. Nov. 1870. Schlacht bei Auro. B.		

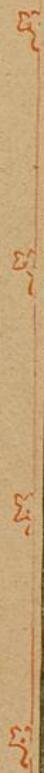


- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.

1892. XII. Monat.	Dezember oder Wintermond		C- u. Planetenlauf		Mond.		Sonnen.		
	Evangelischer u. Katholischer.		Deutscher.		Mutmaßl. Witterung		Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Aufg. U. M.
Donn.	1	Eligius, Longinus	Bertha		C im ☿, C ☿ ♀	2.30	3.47	7.33	4. 6
Freit.	2	V. i. Reuf. L., S. Allenb., S. Leburg-Gotha, S. Weimar-Eisenach, S. Meining, Schw. Adelst. u. Schw. Sondersh.			h * ☉, ♀ retr.	2.55	5.15	7.34	4. 5
Samst.	3	Lucian, Franz Xaver	Gotthelf		C Erdnähe	3.26	6.45	7.35	4. 5
49.	Prot. Sie sind allzumal Sünder. Röm. 3, 21-26. Kath. Johannes im Gefängnis. Matth. 11, 2-10.			☿ anbe dich nicht allzu gut gebettet; Eingewarnter Mann ist halb gerettet		Tageslänge 8 Stunden 29 Minuten.			
Donn.	4	P. 2. Adv. Barbara	Sigram		☿ ☉	4.10	8.13	7.36	4. 5
Mont.	5	Lucius, Sabbas	Ingeburg		☿ ☉	5. 8	9.31	7.38	4. 4
Dienst.	6	Nikolaus, Sazo	Sazo		C ☿ ♀	6.20	10.31	7.39	4. 4
Mittw.	7	Werner, Ambrosius	Reginald		C ☿ ♀	7.37	11.15	7.40	4. 4
Donn.	8	Maria Empfängnis	Wiro		Schnee-	8.57	11.47	7.41	4. 4
Freit.	9	Wilibald, Leofadia	Wilibald		☿ dir.	10.13	nachm.	7.42	4. 3
Samst.	10	Walther, Gulafia	Godo, Ddolf		☿ ☉, ♀ ☉ ☿	11.25	0.29	7.43	4. 3
50.	Prot. Offenbarung Gottes im Gewissen. Röm. 2, 10-16. Kath. Zeugnis Johannis. Joh. 1, 19-28.			Ich bin ein armer Mann, Schätze mich aber nicht gering:		Tageslänge 5 Stunden 19 Minuten.			
Donn.	11	P. 3. Adv. Damasus	Walabrecht		☿ ☉ h	vorm.	0.45	7.44	4. 3
Mont.	12	Berthold, Synesius	Gangolf		☿ ☉ h wird Morgenstern	0.34	0.59	7.45	4. 3
Dienst.	13	Lucia, Ottilia	Aldobrant		C ☿ ♀	1.41	1.13	7.46	4. 3
Mittw.	14	Quat. Nikasius, Jsr.	Bertilo		gelind	2.47	1.27	7.47	4. 4
Donn.	15	Abraham, Gusebius	Merwig		C im ☿, C Erdf.	3.55	1.44	7.47	4. 4
Freit.	16	Adelheid, Ananias	Adelheid		C ☿ ♀ ♀ Δ ♀	5. 3	2. 3	7.48	4. 4
Samst.	17	Tazarus, Albina	Alkwin		Wind	6.13	2.29	7.49	4. 4
51.	Prot. Der Weg zum Leben. Apostelg. 3, 19-26. Kath. Rufende Stimme. Luk. 3, 1-6.			Die Vermut ist ein ehrlich Ding, Wer mit umgehen kann.		Tageslänge 8 Stunden 15 Minuten.			
Donn.	18	P. 4. Adv. Wunnibald	Wunnibald		C ☿ ☿	7.20	3. 2	7.50	4. 5
Mont.	19	Nemesius, Thea	Niblung		☿ ☉ ☿	8.24	3.45	7.50	4. 5
Dienst.	20	Christian, Achilles	Lanzo		Wintereufang.	9.18	4.41	7.51	4. 5
Mittw.	21	Buchtag in den K. B. Csuabrich, Eiterndorf und in Louenburg.	Tioba		☿ in ☿ Schreier Tag	10. 2	5.47	7.51	4. 6
Donn.	22	Bertha, Beata, Zeno	Bertha		☿ dir., ♀ in ☿	10.36	6.59	7.52	4. 6
Freit.	23	Buchtag in Württemberg.	Dagobert		C ☿ ♀	11. 4	8.16	7.52	4. 7
Samst.	24	Adam, Eva, Herm.	Hermine		C ☿ ☿	11.24	9.32	7.53	4. 8
52.	Prot. Christus, Gottes Sohn. Hebr. 1, 1-3. Kath. Geburt Christi. Luk. 2, 1-14.			Gute Lehren sind das billigste Bescheren.		Tageslänge 8 Stunden 15 Minuten.			
Donn.	25	D. Christl	Etlicho		rauh	11.41	10.49	7.53	4. 8
Mont.	26	2. Christl., Stephans	Stilicho		☿ ☉ ☿	11.58	vorm.	7.53	4. 9
Dienst.	27	Johannes, Evang.	Dankwart		C ☿ ♀, C ☿ h	nachm.	0. 6	7.54	4.10
Mittw.	28	Kindleintag	Herwart		☿ in ☿	0.32	1.25	7.54	4.11
Donn.	29	Thomas, Bischof	Ewalt		C im ☿	0.53	2.48	7.54	4.11
Freit.	30	David, König	Sämund		C Erdnähe	1.21	4.14	7.54	4.12
Samst.	31	Schlussgd. Sylvester	Geiserich		C ☿ ♀, C ☿ ☿	1.58	5.41	7.54	4.13
Ist der Tod nur ein Schlaf, wie kann dich das Sterben erschrecken? Hast du es je noch gespürt, wenn du des Abends einschiffest?				Deine Tugenden halte für allgemeine des Menschen, Deine Fehler jedoch für dein besonderes Teil!		4. Dez. 1870. Zweite siegreiche Schlacht bei Orléans. 18. Dez. 1870. Siegreiches Gefecht bei Metz.			



- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.
- 31.



Die vier Jahreszeiten.

Vom Winter.

Der Winter dieses Jahres hat am 22. Dez. des vorigen Jahres morgens 3 Uhr 12 Min. seinen Anfang genommen, nämlich am kürzesten Tag, wo die Sonne in das Zeichen des Steinbocks trat.

Vom Frühling.

Der Frühling dieses Jahres beginnt am 20. März morgens 3 Uhr 53 Min., wobei die Sonne in das Zeichen des Widders übergeht.

Vom Sommer.

Der Sommer fängt mit dem längsten Tag an, wo die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt, nämlich am 20. Juni abends 11 Uhr 54 Min.

Vom Herbst.

Dieser nimmt seinen Anfang, wenn die Sonne bei der andern Tag- und Nachtgleiche in das Zeichen der Waage tritt, am 22. September nachmittags 2 Uhr 31 Minuten.

Tafel der Tag- und Nachtlänge.

	12.	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.		
I.										8 St 19 M																Jan	
II.										9 St 24 M																	Feb
III.										11 St 00 M																	März
IV.										12 St 51 M																	April
V.										14 St 31 M																	Mai
VI.										15 St 46 M																	Juni
VII.										15 St 57 M																	Juli
VIII.										14 St 59 M																	Aug
IX.										13 St 20 M																	Sept
X.										11 St 36 M																	Okt
XI.										9 St 51 M																	Nov
XII.										8 St 33 M																	Dez
										21. Dz. 8 St. 15 M. Kz. T.																	

Die Tageslängen.

Nebenstehend bringt der Hinfende eine Tafel, in welcher die Sonnen-Auf- und Untergänge übersichtlich dargestellt sind. Diese Tafel ist der Höhe nach in 12 Abteilungen für die 12 Monate und jede dieser Abteilungen nochmals in je 3 Teile für je 10 Tage eingeteilt, ferner der Breite nach in 24 Teile für die 24 Tagesstunden von Mitternacht bis Mittag und von da wieder bis Mitternacht. Die beiden krummen, in der Mitte bauchförmig auseinandergebogenen Linien geben links die Zeit der Aufgänge und rechts die der Untergänge der Sonne an. Die zwischen diesen beiden krummen Linien befindliche weiß gelassene Fläche stellt deshalb die Tageslängen und die beiderseitigen geschwärtzten Flächen links die Nachtlängen von Mitternacht bis Sonnenaufgang und rechts von deren Untergang bis Mitternacht dar. Die bei der mittlern die Mittagszeit bezeichnenden Linie von oben bis unten stehenden Zahlen geben die Tageslängen am Anfange eines jeden Monats an.

Von den Finsternissen des Jahres 1892.

Im Jahre 1892 werden vier Finsternisse stattfinden, zwei an der Sonne und zwei am Monde; bei uns werden nur die beiden Mondfinsternisse sichtbar sein.

Die erste Finsternis ist eine totale an der Sonne, welche sich vom 26. auf den 27. April ereignet. Ihr Beginn auf der Erde überhaupt fällt auf abends 8 Uhr 18 Min. und ihr Ende auf morgens 0 Uhr 36 Min. Man wird sie in der südlichen Hälfte des Großen Ozeans, im größten Teile Neuseelands und auf der Westküste Südamerikas bemerken; die centrale Verfinsternung ist auf dem Festlande nicht sichtbar.

Die zweite Finsternis ist eine partielle am Monde, welche sich vom 11. auf den 12. Mai begiebt, von 9 Uhr 42 Min. abends bis 1 Uhr 8 Min. morgens. Die größte Verfinsternung, um 11 Uhr 25 Min., läßt vom Monde nur eine schmale Sichel übrig. Etwa eine Stunde lang vor und nach der Finsternis wird man den Halbschatten der Erde auf dem Monde bemerken können. Die Finsternis wird im westlichen Australien, in der westlichen Hälfte Asiens, in Europa, Afrika und Südamerika sowie im Indischen und im Atlantischen Ozean gesehen werden.

Die dritte Finsternis ist eine partielle an der Sonne und begiebt sich am 20. Oktober, auf der Erde überhaupt von 4 Uhr 47 Min. bis 9 Uhr 29 Min. abends. Sie ist in Mittel- und Nordamerika, mit Ausnahme von Kalifornien, in Grönland, im westlichen Island und in der nördlichen Hälfte des Atlantischen Ozeans sichtbar.

Die vierte Finsternis ist eine totale am Monde. Sie ereignet sich am 4. November nachmittags von 2 Uhr 41 Min. bis 5 Uhr 52 Min. Von 3 Uhr 54 Min. bis 4 Uhr 33 Min. ist der Mond ganz vom Erdschatten bedeckt. Bei uns geht der Mond schon total verfinstert auf, so daß man nur die zweite Hälfte der Finsternis beobachten kann. Nach dem Austritt des Mondes aus dem Kernschatten der Erde verweilt er noch eine Stunde lang in ihrem Halbschatten. Man wird die Finsternis im größten Teile des Großen Ozeans, in Australien, Asien, Europa und Afrika, mit Ausnahme des westlichen Teils von Nordafrika, sehen können.

Januar

Gereimter Witterungskalender.

Bei Donner im Winter ist viel Kälte dahinter. — Morgens Morgenwind, mittags Mittagwind, auf Tage schon Wetter wir sicher sind. — Gut Wetter kündigt Abendrot, doch Morgenrot bringt Wind und Kot. — Der Abend rot und weiß das Morgenlicht, dann trifft den Wanderer böses Wetter nicht. — Auf gut Wetter vertrau, beginnt der Tag nebelgrau. — Die dunkle Nacht heitern Tag macht. — Frühregen entweicht, ob die Uhr auf zwölfse zeigt. — Regen in der Frühe gilt als gut Zeichen aller Welt. — Wenn kleiner Regen will, macht großen Wind er will.



31 Tage.

- Erstes Viertel den 7. vorm.
- 1 U. 44 M. Viel Regen.
- Vollmond den 14. vorm.
- 3 U. 58 M. Beständig.
- Letztes Viertel den 22. vorm.
- 4 U. 14 M. Bringt Schnee.
- Neumond den 29. nachm.
- 5 U. 10 M. Meist rauh.

Ein heiliger Abend.*)

Der alte Knuff hatte was im Sinn; er stand an den Efen herum, langte in die Taschen, guckte seine zwei Groschen an und steckte sie wieder ein. Dann ging er weiter, blieb vor jedem Wirtshaus stehen, schüttelte sein tauendfältiges Gesicht und feste sich mit einem Ruck wieder in Bewegung. So war er auf dem Weihnachtsmarkt angelangt, um ihn herum ein Geschwirre von hundert fröhlichen Kinderstimmen; er betrachtete aufmerksam die großen und kleinen Tannenbäume, wie sie so dahingetretd lagen; dann irrte sein Blick wieder hinüber zu einer Schenke, deren Thüre, so oft sie aufging, einen eigentümlich krächzenden, einladenden Ton von sich gab. Zwei Stunden brachte der Alte damit zu, die Bäume zu mustern, nach deren Preis zu fragen, um dann mit den Verkäufern in einen leidenschaftlichen Streit zu geraten, da ihm die Hälfte ihrer Forderungen gerade genug dünkte. Die Männer und Weiber hinter ihren Weihnachtsbäumen sahen ihm schon alle ganz erboht nach. Der Vaterneumann raunte einher und zündete das Gas an; die Leute hasteten aneinander vorbei, das Knuff, der keinen Mantel trug, weil er keinen besaß, sagte ganz laut: „Om, jetzt so einen warmen Schluck,“ und drehte sich schenkwärts. Allein eben wurde ihm ein kleines Tannenbäumchen direkt unter der Nase vorbeigetragen, und das erschien ihm wie eine Mahnung seiner besseren Gedanken. Die Hände in den Taschen, schlüpfte er auf die nächste Verkäuferin zu: „Was kostet denn das kleine, miserable, elendliche Zweiglein da rechts, halb im Schmutz?“ fragte er. „Du meine Güte, Mann,“ fuhr die Frau auf, „wist Ihr sonst nichts? Besinnt Euch doch — heiliges Donnerwetter, bringt mich der Mensch an heiligen Christabend zum Fluchen — im Schmutz — 's thät' auch noch im Schmutz liegen!“ — „Ich will Euch was sagen,“ unterbrach sie der Alte, „haltet Euer Maul und laßt mich wissen, was das lumpige Bäumchen kostet?“ Sie schaute ihn wütend an: „Fünzig Pfennig kostet's.“ — „Was,“ schrie Knuff, „und Ihr schämt Euch nicht in Kreuzboden hinein, einem achtzigjährigen Mann fünfzig Pfennig für so eine Handvoll dürrer Nadeln zu fordern, Ihr rotbackige Kreatur?“ — „Ha,“ lachte sie höh-nisch, „was geben denn mich Eure Achtzig an, möcht' wissen.“ — „So!“ — Die hohe knochige Gestalt

des Alten krümmte sich, so daß seine Nase der der Frau direkt gegenüber kam, „so — geht Euch nichts an, kurznafige Madame — ist doch auch drin im Vaterland, das ich verteidigt hab' — ja wohl, kloßgängige Kurzsichtigkeit — ich!“ — „Jesses, was mir der Mensch für Namen giebt,“ freischte die Frau und bekam vor Wut den Husten. „Ich,“ fuhr er fort, „ich habe die Freiheitskriege mitgemacht, habe mich lahm geschlagen und mir die Gicht geholt und den Lungenhusten und den Rheumatismus — alles fürs Vaterland — und da hoßt so 'ne runde Borniertheit und verlangt mir fünfzig Pfennig für einen Zweig von einem Tannenbaum, mir, der ich mit meiner magern Pension auskommen soll. — Nun, krieg' ich's für 20 Pfennige, oder krieg' ich's nicht?“ — „Allmächtiger Gott,“ stammelte sie, zwischen dem Lachen und ihrer Wut kämpfend, „ich soll Euch wohl gar für die Klatschen, die Ihr mir macht, das Bäumchen an den Kopf werfen, proßt die Mah-zeit!“ Er sah sie mit dem Ausdruck tiefster Verachtung an: „So ein Weib hat keine Spur von Politik.“ — Sprach's und ging. Er hatte kaum ein paar Schritte zurückgelegt, fühlte er sich am Arm gepackt und das Bäumchen flog ihm an den Hals. — „Aber nicht, daß Ihr Euch einbildet, Ihr hartnäckiger, alter, verstockter Sünder,“ schrie die Frau, immer noch mit ihrem Husten kämpfend, „nicht, daß Ihr glaubt — Gott bewahr' — ich kein' meine Politik — ich les' meine Zeitung und sit' nicht wie eine Gans in meinem Vaterlande.“ Bei jedem Wort drückte sie ihm das Bäumchen heftiger ins Gesicht, bis sie endlich mit dem Wunsche abzog: „Hol Euch der Teufel!“ Und der Alte ging ver-ärgert schmunzelnd mit seinem Bäumchen davon. Er versügte sich zu einem Stand von Lichtern, handelte auch hier eine halbe Stunde bis er mit der Verkäuferin einig wurde, alsdann reichte ihm seine Barfschaft noch zu einer Wurst und zu einem Brot. Nun hatte auch er heimzueilen, indem er sich mit seinen langen eckigen Ellenbogen durch das hastende Volk stieß und drängte. Von einer engen Gasse trat er in einen Flur und verschwand in einer fahlen Kellerstube des Hinterhauses. Er zündete sein Lämpchen an und machte sich mit Eifer daran, sein Bäumchen in einem Topf zu befestigen. Die Lichter wurden aufgelebt, Wurst und Brot fanden ihren Platz auf dem Blumentopfe. Jetzt steckte der Alte noch eine Schachtel Streichhölzer in die Tasche, nahm vorsichtig das Bäumchen zwischen seine beiden Hände und trat so die Heise an. Sie führte ihn eine enge, sich beständig windende Hintertreppe

*) Aus: Aus dem Kleinen. Erzählungen von S. Billinger. Zweite vermehrte Auflage. Verlag von Herig Schauenburg in Laß.

Februar

Regenbogen am Morgen, des Hirten Sorgen, Regenbogen am Abend, den Hirten labend. — Wind vom Osten der Sonn' ist mit Regen verbündet, Wind vom Steigen der Sonn' uns gut Wetter verkündet. — Der Nebel, wenn er steigend sich erbält, bringt Regen, doch klar Wetter, wenn er fällt. — Dicke Abendnebel begen öfters für die Nacht den Regen. — Wenn kurz vor Vollmond der Sonn' Aufgang neblig war, wird's Wetter in den nächsten Tagen warm und klar. — Winternebel bringt Tau bei Ostwinde, bei Westwind treibt er weg das Gelinde. — Des Stinnnebels Gewalt macht's Wetter rau und kalt.



29 Tage.

Erstes Viertel den 5. vorm.
10 U. 11 M. Regen u. Schnee.

Vollmond den 12. nachm.
8 U. 10 M. Kalte Luft.

Letztes Viertel den 21. vorm.
0 U. 46 M. Kähler Regen.

Neumond den 28. vorm.
4 U. 19. Min. Kalt u. windig.

empor; nach den ersten zwanzig Stufen gab der Alte sein Pfeifen auf und fing an zu schnaufen, und je höher er kam, desto zischender und stöhnender wurden seine Atemzüge. Endlich mit der letzten Stufe hatte er sein Ziel erreicht; er setzte sich auf die Treppe nieder, holte seine Schachtel hervor und zündete die Lichter am Bäumchen an; da er aber so stark atmete, gingen sie immer wieder aus, bis er sie durch den Ruf: „Ihr Sakramenter“ — ermunterte. Alsdann, das Bäumchen weit von sich haltend, das ihn mit seinem Glanz umstrahlte, trat er zur nächsten Thüre. Jedoch bevor er sie ganz erreicht, ging diese auf, ein Schrei ertönte aus dem dunklen Gelaß, und die Lichter des Bäumchens fielen auf ein altes, gebücktes weibliches Wesen, welches auf der Schwelle stand und die Hände zusammenschlug.

„D meine gute, heilige Dreieinigkei!“ stöte sie, „Knuff — Knuff — Knuff — wahrhaftigerweise, ein brennendes heiliges Weihnachtsbäumchen kommt zu mir herauf — ach Knuff!“ — „Na weg, weg, Jungfer Binchen.“ unterbrach er ihre Verzückung, „daß ich's hinstellen kann; schaffen Sie einmal den Hirlesanz von Angedenken vom Tisch weg — nur ruhig, 's passiert nichts — so, da steht er, der Staatsbaum.“ — „Und aber jetzt, Knuff,“ sagte Binchen und schluchzte vor Mühnung, „wenden Sie sich einmal um, Knuff — nicht schauen, Knuff — ich habe eben hinunter wollen, um Ihnen auch was zu bescheren. Das hätte eine hübsche Konfession gegeben, wenn wir uns auf der dunklen Treppe in die Hände gelaufen wären.“ — „Ja, wie wollen Sie denn die Treppe hinunter mit Ihrer Gicht im Kreuz?“ fragte er. „Hab's probiert, Knuff, so sitzend, von einer Stufe zur andern rutschend, hätt' ich's fertig gebracht.“ — „Berruckt,“ fuhr er auf, „die reine Vierquälerei.“ — „Schweigen Sie still, Knuff,“ sprach sie hinter seinem Rücken, „kommen Sie nicht beinahe täglich mit Ihrem halben Lungen-

stügel zu mir herauf?“ — „Darf ich jetzt umgucken?“ fragte er. — „Noch nicht, noch nicht!“ zeterete sie und kramte in allen Schiebläden herum, „um Gottes willen nicht!“ — „Ja, war's denn nicht fertig? Sie wollten doch schon damit hinunter.“ — „Fertig war's freilich, aber nun möcht' ich's gern ein bißchen herausputzen — so — jetzt, Knuff, jetzt wenden Sie sich.“ Er that's — da stand unter dem brennenden Bäumchen eine Flasche Wein, von einem verblichenern Vergiftweinstockzweig umwunden



„Nun, krieg' ich's für zwanzig Pfennige, oder krieg' ich's nicht?“

„Ei, Dummerwetter,“ rief Knuff, „Himmelskreuz, das hab' ich mir ja den ganzen Tag gewünscht! aber, aber, Jungfer Binchen, Sie haben noch weniger zu verzehren als ich; Sie stürzen sich am Ende sozusagen in schlechte Verhältnisse.“ — Sie stand da wie die leibhaftige Holdseligkeit in verwittemtem Zustande.

„Sehen Sie, Knuff,“ hub sie an, „ich hab' all die Jahre her meine Weihnacht allein hinter meinem Gebetbuche gefeiert; nun aber hab' ich gedacht, Knuff muß eine Freude haben; das war der Wunsch vom ganzen Jahr, Knuff, denn morgen, wissen Sie auch, morgen ist's ein Jahr, da lag ich unten an der Treppe und stöhnte und konnte nicht weiter — wissen Sie, wer mich da herauftransponiert hat?“ —

„Nein,“ brummte Knuff, „kenn' den Keel nicht.“ Dabei liebäugelte sein Blick beständig mit der schön umwundenen Flasche. „Nun,“ meinte sie, „wenn mir ich ihn kenne.“ Sie trippelte zur Konimode hin, auf welcher die altmodischen Tassen und Gläser bei jeder Bewegung in der Stube leise zusammenklirrten, und brachte zwei hohe Stengelgläserchen, die sie vor dem Alten auf den Tisch setzte. Auch Teller und Messer holte sie herbei und ordnete alles hübsch unter dem brennenden Bäumchen. Dann nahm sie Platz neben Knuff, und er schenkte ein und stieß mit ihr an — auf ein langes Leben. „D liebste Zeit,“ lächelte sie, „ich mache mir nichts da-

März

Viel und langer Schnee: viel Heu, aber mager Korn und viele Spreu. — Viel Schnee, den uns der Venz entfernte, läßt zurück uns reiche Ernte. — Weilt der Winter zu fern, nachwintert er gern. — Je drei Tage Sonn' und ein Tag Regen gleicht aus in Niedersung und Hebe den Seenen. — Mag der Brand nicht aus dem Schimstein wallen, dann will der Regen aus den Wolken fallen. — Baumblüten, die im Herbst kommen, haben künftigen Sommer die Frucht genommen. — Stellen Blätter an den Fäden schon vor Mai sich ein, gereicht im Lande Korn und Wein. — Beklauen nur die Strichen gut, auch Roggen im Wäldn kann was Rechtes thun.



31 Tage.

- Erstes Viertel den 5. nachm.
- 7 U. 46 M. Stürmisch.
- Vollmond den 13. nachm.
- 1 U. 27 M. Regnerisch.
- Letztes Viertel den 21. nachm.
- 5 U. 48 M. Unstet u. windig.
- Neumond den 28. nachm.
- 1 U. 50 M. Regen.

raus, wenn das die letzte Weihnacht ist, und Sie mit Ihren Achtzig könnten auch bald genug haben.“ — „Ich? — Gott bewahr!“ — er schüttelte verschmüht lächelnd das Haupt, „wenn ich einen Tropfen Wein seh', Jungfer Binchen, möcht' ich leben bis in alle Ewigkeit.“ Sie sicherte in sich hinein, nippte am Glas und schaute dann still verklärt in die Zweige des Bäumchens. Es leuchtete auf zwei recht verschiedene Menschenfinder herab; zwar schien Knuff dem zierlichen alten Wesen gegenüber seine ganze Derbheit abgelegt zu haben, nur gelegentlich entfuhr ihm einmal ein kräftiges Wort, aber sie brauchte ihn dann bloß etwas erschrocken anzusehen, sofort kehrte er in eine sanfte Stimmung zurück. Heute besonders wagte er gar nicht, laut zu sprechen, denn Jungfer Binchen sah aus, wie die geborene Feinheit in dem Spitzenhäubchen ihrer seligen Baronin, das sie zur Feier des Abends trug.

Die Stengelgläser waren sehr schmal, und es mußte oft eingesehnt werden; so oft Knuff den Kopf wendete, goß Jungfer Binchen schnell ihr volles Glas in sein leeres, und da er dies bald bemerkte, wendete er sehr oft den Kopf und schenkte ihr dafür mit großer Ausdauer ein. — „Wissen Sie, Knuff,“ plauderte sie und sah sich stolz in ihrem Stübchen voller Andenken um, „es ist doch das Beste, wenn man sein eigenes Gemach hat; meine Gnädige hat mich wollen ins Mägdehütchen einkaufen, ich hab's probiert, aber mit so ungebildeten Leuten kam ich nicht zusammenleben, ich bin zu fein gewohnt; bei meiner Herrschaft fiel nie ein verlegenes Wort. Im Stübchen aber ist der Ordinarismus groß; lieber schmale Kost und eine sittsamer Umgebung.“ — „Ja,“ sagte Knuff, „es ist mir nie so viel Kultur bei jemanden aufgefallen als bei Ihnen, Jungfer Binchen; ich habe keine Kultur, aber ich anerkenne sie.“ — Sie verzog ihren kleinen zahnlosen Mund zu einem geschmeichelten Lächeln, erhob sich und setzte ein Lichtchen zurecht, das am Herabfallen war. Knuff griff in die Tasche. „Und nun,“ meinte er, „nun kommt das Beste, Jungfer Binchen,“ und damit legte er ein verbrauchtes Kartenpiel auf den Tisch. — „Ach, um Gottes willen!“ schrie sie auf, „am heiligen Abend mit den ungestempelten Karten — Knuff, lassen Sie mich wenigstens heute nicht in der Todesangst leben, wir könnten entdeckt werden.“ — Sie trippelte zur Thüre und horchte hinaus, dann kam sie wieder zurück. „Knuff, weg damit, schämen Sie sich denn nicht — bringt mir der Mensch ein Bäumchen und will ein Unrecht darunter begehen.“ — „Na, dann nicht,“

brumnte der Alte und steckte seine Karten feuszend ein. „Holen Sie Ihr Pfeifchen,“ tröstete sie ihn, „und trinken Sie den Wein nun allein aus, Sie haben mir ja über die Hälfte eingesehnt — so, und ich lese Ihnen eine Andacht.“ — Sie holte ihr Buch, setzte die Brille auf und las; es war dies eine überschwengliche Betrachtung über die Christnacht, die Binchens empfindsamem Gemüthe sehr entsprach; ihr Wesen glich dem sanften Seelen eines Hundes und brachte auf Knuffs Gemüth einen sehr zweifelhaften Eindruck hervor. „Berruckt,“ brumnte er von Zeit zu Zeit, setzte aber, um das erschreckte Binchen nicht zu beleidigen, jedesmal mit aufgehobenem Zeigefinger hinzu: „aber schön!“ — Mit der Betrachtung ging auch der Wein zur Neige; von den Lichtchen am Baum mußte von Zeit zu Zeit eines ausgelöscht werden. Binchen, jetzt in der richtigen Weihnachtsstimmung, trat zum Dachfenster und schaute hinaus. „O Knuff,“ rief sie, „ist das eine Christnacht, tausend Sterne am Himmel, und die weisen Dächer, wie gepulst sie aussehen in ihrem frischen Schnee, wie Fräuleins zum ersten Ball — kommen Sie doch!“ — „Ich sitze so gut,“ meinte er, „und interessiere mich nicht für Dächer, Jungfer Binchen.“ — „Still,“ fiel sie ihm ins Wort, „unten in der Kirche ist Gesang — es läuten alle Glocken.“ Mit gefalteten Händen stand sie und lauschte; auch Knuff erhob sich schwerfällig mit der Peise im Mund. Boll und mächtig sangen helle Knabenstimmen mit brausender Orgelbegleitung das Te Deum in die Christnacht hinaus. Und die beiden in ihrer Manjarde erhoben ihre Stimmen, und ihre Armut hinderte sie nicht, den großen Gott in seinem Himmel von ganzem Herzen mit zu loben.

Am Klub „Biedermannia“.*)

Präsident: Ich eröffne die Sitzung und schlage vor, sie wie üblich mit einem Piede zu beginnen. Ich werde intonieren, bitte aber wegen meiner Stimme um mildernde Umstände:

(Alle singen.)

Üb immer Tren' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.

Ich gehe jetzt zur Tagesordnung über. Gegenstand unserer heutigen Verhandlung ist die Frage: Was sollen wir in heutiger Zeit unsere Söhne

*) Aus: Sinniger Unsinn. Von Wilhelm Raschinski. Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr.

April

30 Tage.

Halten Viel' und Weis' ihr Bivellaut
 lange, ist zeitiger Winter und gut Frühjahr
 im Gange. — Viel Buchhüße und Eicheln,
 dann wird auch der Winter nicht schmeicheln. —
 In schönen Herbst und gelinden Winter
 glaubt, werden die Bäume schon im September
 entlaubt; doch bleibt das Laub bis zum
 November hinein, wird strenger Winter kein
 kurzer sein. — Wenn am Schlehoborn vor
 Mai schon Blüte hängt, schon Reife der
 Regen vor Jakob empfängt. — Am Heu
 und Korn wird schlimmer es stehn, je später
 wir Blüten am Schlehoborn sehn. — Viel
 Deyen, viel Korn, viel Preis' und Trant
 und Gott dem Herrn verdereyten Dank!



- Erstes Viertel den 4. vorm.
- 6 U. 53 M. Veränderlich.
- Vollmond den 12. vorm.
- 6 U. 58 M. Raß und kalt.
- Fertes Viertel den 20. vorm.
- 6 U. 32 M. Aufsteigernd.
- Neumond den 26. nachm.
- 10 U. 18 M. Sonnenschein.
- Unfsichtbare Sonnenfinsternis.

werden lassen? In unsern auserwählten Zirkel hat keiner Zutritt, der nicht in geregelten Verhältnissen lebt und der diese glückliche Situation nicht seinem eigenen Genie verdankt. Wir wissen alle, das Geld liegt auf der Straße, man muß sich nur nicht fürchten, sich die Finger zu beschmutzen. Wir huldigen alle dem Grundsätze, daß nicht diejenigen erbt sind, die kein Geld haben, sondern die, welche nicht genug Geist haben, um das Geld denen abzunehmen, die es besitzen. In früheren Jahrhunderten suchte man den Stein der Weisen, jetzt sucht man den Geldbeutel der Dummen. Bringt einen Klugen ohne Geld zusammen mit einem Dummen mit Geld, und nach kurzer Zeit wird der Kluge das Geld haben und der Dumme wird klug geworden sein. Aber es giebt verschiedene Wege, um das Geld der Dummen zu erlangen, und um uns über die besten Wege durch gegenseitige Mitteilungen aufzuklären, habe ich das heutige Thema auf die Tagesordnung gesetzt. Ich schlage vor, daß wir die Frage so behandeln, daß uns jeder seinen Beruf kurz schildert. Die Damen freilich werden dabei nicht zu Worte kommen, sollen aber das nächste Mal entschädigt werden, wenn wir die Frage behandeln, was wir aus unsern Töchtern machen sollen. Ich setze als selbstverständlich voraus, daß jeder der Herren frei von der Leber spricht. Wir sind ja unter uns und Discretion ist Ehrensache. Gestatten Sie mir als dem Ältesten, daß ich beginne:

Ich bin Heiratsvermittler und diene der mächtigsten Göttin, der Liebe. In jetziger Zeit werden die Ehen nicht mehr im Himmel geschlossen, sondern in Zeitungen und Agenturen. Jeder Mensch sehnt sich nach seiner andern Hälfte. Aber was kann alles Sehnen und Suchen nützen, wenn die eine Hälfte am Rhein herumspaziert, die andere an der Memel, oder die eine Hälfte an der Nordsee und die andere in den Alpen. Da helfen wir aus. Wir sammeln in unsern verschwiegenen Büsen alle zärtlichen und verschwiegenen Wünsche aus nah und fern und bringen die Hälften zusammen, wie sie nach Rang und Stand, Alter, Vermögen, Bedürfnis und Neigung zusammengehören. Wir vermitteln Ehen auf Zeit und auf Ewigkeit, mit Sakrament und ohne Sakrament, mit Standesamt und ohne Standesamt. Arme Junker, die in sich das Talent zum Rentier oder Rittergutsbesitzer spüren, reiche Bankierstöchter, die in sich die Anlage zur Abfrau fühlen, brauchen sich nur vertrauensvoll an uns zu wenden. Bismarck schmiedet Deutschland zusammen mit eisernen Schienen, wir verknüpfen es mit Rosen-

fetten. Dank unsern weitreichenden Verbindungen findet jeder in unserem Geschäft immer etwas Passendes. Haben wir aber einmal zur Zeit nichts Gelegnetes vorrätig, so geben wir unsern Kunden, damit ihnen die Zeit nicht zu lang wird, inzwischen fingierte Bräutigame oder Bräute, mit denen sie korrespondieren können, bis sich etwas Reelles findet. Thoren nennen dies Schwindel. Aber was giebt es für den Menschen Süßeres als die Hoffnung, und was Schnöderes als das Geld! Ist es also Betrug, wenn wir süße Hoffnung für schnödes Geld verkaufen? Das Geschäft nährt redlich nicht nur seinen Mann, sondern auch dessen Frau und Kinder. Provision: 5 Prozent der Mitgift. Damen mit Vermögen frei, außer wenn sie kleine Savarien erlitten haben. Ich habe gesprochen, vivat sequens!

2. Biedermann:

Der geehrte Herr Vorredner hat das Geld schnöde genannt, aber der Anfang seiner Rede hat hierin dem Ende widersprochen. Ohne Liebe kann man wohl leben, aber nicht ohne Geld. Geld braucht jeder. Geld giebt Einfluß, Ansehen, Macht, Gesundheit und auch Liebe. — Wer aber giebt Geld? Geld geben wir: Harpax, Rapax & Comp. auf der Bürgerstraße. Wir helfen jedem und machen es billig. Nur 100 Prozent. Wir würden es gern noch billiger machen, aber wir sind nur Vermittler, und die Menschenfreunde, die das Geld hergeben, haben in dieser Hinsicht feste Grundsätze. Wir leihen auf jede Sache von Wert, auf Pfänder und Pfandscheine und auf Pfandscheine über Pfandscheine, auf Reverse und Ehrenscheine, auf echte und falsche Wechsel. Wir geben dem Manne Geld auf das Geschmeide seiner Frau, damit er seiner Geliebten eine Villa mieten kann, und geben der Frau Geld auf die Pfandbriefe ihres Mannes, damit sie ihren Liebhaber ins Bad mitnehmen kann. Wir geben Darlehen auf den Satz des Vaters und Vorschüsse auf den Myrtenkranz der Braut. Zu uns kommt alles, die Hohen und die Niedern, die Verschämten und die Unverschämten. Und alles ist uns zinspflichtig. Wir nehmen Tribut vom Laster und Steuern von der Scham, wir fordern Abgaben vom Leichtsin und Zehnten von der Not. Das ist ein Gewerbe, von dem sich recht anständig leben läßt. Wenn mein Sohn so weit ist, soll er nur mein Geschäft übernehmen. Vivat sequens!

Der 3. Biedermann:

Ich bin richtig genannt, vierzig Jahre alt, mit den Parteien nicht verwandt und nicht verschwägert, wegen Meineides nicht bestraft.

Mai

Lassen die Kröfche sich hören mit Knorren, wirt du nicht lange auf Regen warten. — Wenn der Frohgluck im Fein tief im Wasser war, auf trocknen Sommer deutet das; liegt er hoch nur oder am Her gar, dann wird der Sommer teitend nah. — Wenn Jehannıs wärmden schen leuchten und glänzen, kommt Wetter zur Luft und im Fein zu Tänzen; verthut sich das Herden bis Jehanni und weiter, wirds Wetter einthellen nicht warm und nicht heiter. — Wenn Erinnen flekha wehen im Fein, läßt sich dauerd schön Wetter prophezeien; wehen sie nicht, wirds Wetter sich wenden, geidieht's bei Regen, wird bald er enten.



31 Tage.

- Erstes Viertel den 3. nachm. 7 U. 43 M. Gewitterhaft.
- Vollmond den 11. nachm. 11 U. 31 M. Meist schön.
- Sichtbare Mondfinsternis.
- Letztes Viertel den 19. nachm. 3 U. 25 M. Veränderlich.
- Neumond den 26. nachm. 6 U. 21 M. Beständig.

Vorsitzender: Wegen Meineides noch immer nicht bestraft. Aber was soll das? Kommen Sie zur Sache!

3. Biedermann:

Ach so, entschuldigen Sie meine Verstreutheit! Ich bin nämlich Zeuge, Zeuge von Beruf, Allweltszeuge, Zeuge für jeden, der einen Zeugen braucht. Dank einem reichen Geist, einer lebhaften Phantasie und einer außerordentlichen spiritistischen Begabung kann ich mich überall hin versetzen. Ich bin bei allen Geschehnissen dabei gewesen, die passiert und die nicht passiert sind. Ich bezeuge dem Kläger, daß er dem Verklagten einen Topf geborgt und nicht zurückgehalten hat, und dem Verklagten, daß es ihm gar nicht eingefallen ist, einen Topf zu borgen, und daß er den Topf längst zurückgegeben hat. Ich befinde für den Kläger, daß der Topf, als er zurückgegeben wurde, ein großes Loch hatte, und für den Verklagten, daß der Topf kein Loch hatte und daß das Loch sich schon im Topf befand, als er verborgt wurde. Meine Hauptstärke aber ist das Alibi, doch damit muß man bedutnam sein, damit einem nicht selbst ein Alibi nachgewiesen wird. Bei diesem Geschäft hat man sein gutes Auskommen. Die alten Herren Präsidenten, die aussehen wie Landrecht und Knochen, kennen mich alle, die Staatsanwälte und Advokaten nicken mir zu, sowie sie mich erblicken. Aber habe ich einmal als Zeuge nichts zu thun, so bin ich im Zuhörerraum, laue verstoßen an meiner Knoblauchwurst und überwache als Vertreter des deutschen Volkes das öffentliche Gerichtsverfahren. Dies ist meine ganze Wissenschaft an der Sache. Vivat sequens!

Der 4. Biedermann:

Ich bin Schriftsteller und Dichter. Ich bin es geworden, weil ich nichts anderes gelernt hatte. Im Anfang ging es mir höchst erbärmlich. Ich hatte nichts als den bekannten Freitisch bei Zeus, der zwar sehr ehrenvoll ist, aber nicht sehr nahrhaft. Ich that alles mögliche, um Anklang zu finden. Ich legte mein Dichterohr an das Herz des deutschen Volkes, um zu erlauschen, was dieses Herz bewegt. Aber ich konnte es nicht ergriinden.

Ich schrieb Schauspiele mit der gebildetsten Konversation, mit den vornehmsten Personen — keine unter einem Baron —, mit den ausgefeiltesten Zirkeln und den allerfeinsten Salons, kurz allem, was das deutsche Gemüt erhebt, aber die Welt wollte meine Werke nicht sehen.

Ich schrieb assyrische Romane, babylonische Novellen, etruskische Sittenbilder, Balladen aus der

Zeit vor der Sündflut, aus der Zeit der Pfahlbauten, kurz alles, was dem Deutschen so nahe liegt, aber kein Mensch wollte sich dafür interessieren.

Ich beiang jeden Grad der Trunkenheit und alle nationalen Getränke, die trunken machen: Wein, Bier, Schnaps, Grog, kurz alles, was den Deutschen im Innersten erwärmt, aber mein deutsches Volk blieb kalt.

Dann warf ich mich auf die Politik. Ich schrieb für Bismarck und bot ihm meine Unterstützung an. Er ignorierte mich. Ich schrieb gegen Bismarck und gab ihm nicht unendlich zu verstehen, daß alles, was er gemacht, ein anderer an seiner Stelle wohl auch gemacht haben würde. Er stellte keinen Straf-antrag und schwieg mich tot.

Zuletzt war ich so heruntergekommen, daß ich, um mein Leben zu fristen, nur noch Wechiel schrieb. In die Breite und in die Dacere. Aber auch für diese litterarischen Erzeugnisse fand ich keine Verleger.

Da ging ich in mich und prüfte mich, ob es nicht an meinem Stil liege, daß ich keine Erfolge erzielte. Und unser teurer Schiller half mir auf das richtige. Denn was sagt Schiller: Was er mir weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils. Ja, auf das Verschweigen kommt es an. Mit einemmale ging mir ein Licht auf:

Ich gründete den „Freimütigen, Organ für Volkswohlthät“. Wenn nun irgend jemand einen dunklen Flecken in der Vergangenheit hatte, und er wollte heiraten oder ein Geschäft gründen, so machte ich ihm unter der Hand bekannt, was ich von ihm wußte. Ich schilderte ihm meine Verlegenheit: wie mich die Pflicht, für das Gemeinwohl zu sorgen, antreibe zu sprechen, wie mich aber andererseits mein menschliches Herz und mein Mitleid mit ihm und seiner Familie zurückhalten und mir Schweigen gebieten. Kam er dann und zeigte sich anständig, so überzeugte ich mich, daß er noch der Besserung fähig sei, und ich überwand mich und verschwiege der Öffentlichkeit seine Fehler. Dies Geschäft nährt seinen Mann redlich. So lange ich bezahlt wurde für das, was ich schrieb, konnte ich Hungers sterben, seitdem ich mich bezahlen lasse für das, was ich verschweige, brauche ich mir keinen Zett abgeben zu lassen. Vivat sequens!

Der 5. Biedermann:

Ich bin der Sohn des alten Gottes Merkur und seiner letzten Geliebten, der Reklame. Auch mir ist es anfangs nicht zum besten ergangen, bis ich lernte, worauf es ankommt, nämlich Schreiben, Schreiben, Schreiben. Meine Annoncen, Reklamen, Plakate,

Juni

Eine Oster allein ist schlechten Wetters Zeichen, doch steigt das Osterspaar, wird schlechtes Wetter weichen. — Einig die Grassmäder treiben die Reben, will Gott ein gutes Jahr uns geben. — Steigt die Lerche hoch, singt lange hoch oben, habt bald ihr das lieblichste Wetter zu loben. — Der Mittag des Freitags krägt oft uns ein, wie künftigen Sonntag das Wetter wird sein. — Im Juni wird des Nordwinds Horn noch nicht verderben an dem Korn. — Stellt der Juni mild sich ein, wird mild auch der Dezember sein. — Juni trocken mehr als nah, bringt gut Raß dem Winterjah. — Hat Medardus am Regen Behagen, will er ihn auch in die Ernte jagen.



30 Tage.

- Erstes Viertel den 2. vorm.
- 10 U. 23 M. Gewitterhaft.
- Vollmond den 10. nachm.
- 2 U. 4 M. Sonnenschein.
- Zweites Viertel den 17. nachm.
- 9 U. 32 M. Regnerisch.
- Reumond den 24. nachm.
- 2 U. 38 M. Unfreundlich.

Brotschüren fand man überall, in allen Zeitungen, allen Schaufenstern, allen Coupés, an allen Wänden, an allen Felsen. Zum Wohl der leidenden Menschheit habe ich Universalmittel gegen alle erdenklichen Leiden erfunden. Ich habe die Natur korrigiert und alle Fehler und Unvollkommenheiten des Körperbaues beseitigt durch: Gummi, Gummi, Gummi. Ich bin es, der das Naturgesetz des Haarwachstums ergründet und jene wunderbare Salbe erfunden hat, von der einem, wenn man damit unvorsichtig umgeht, Haare auf der flachen Hand wachsen. Ich habe jenes Mittel gegen rote Nasen entdeckt, von dem sie schwarz und blau werden. Ich bin der Entdecker der Rhinoplastik und habe die schönsten griechischen, römischen und die zierlichsten Soubrettenstumpfnäschen gefertigt. Es ist ein Skandal, mit was für Nasen oft die schönsten Mädchen herumlaufen. Ich habe die vaterländische Industrie gefördert, indem ich Zimmet aus Eichenrinde, Mehl aus Gips, Havannacigarren aus Kohl, Rotwein aus Blaubeeren machte. — Dreimal fiel ich in Konkurs, kam aber dadurch erst recht auf die Beine. Aber meine besten Geschäfte machte ich mit neuen Gründungen. Zuletzt habe ich eine künstliche Molkerei auf Aktien gegründet. Woher kommt die Milch? Von den Kühen. Woher kriegen sie die Kühe? Vom Heu und Gras. Was also ist einfacher, als die Milch direkt aus Heu und Gras herzustellen. Zu unserer Molkerei brauchen wir gar keine Kühe, nur Ochsen, aber reiche. Und Gott sei Dank findet man solche ja immer noch in Hülle und Fülle.

Der Vorsitzende:

Nun, meine Herrschaften, ich denke, wir brechen hier heute ab. Auf die Tagesordnung unserer nächsten Sitzung habe ich das Thema gesetzt: „Was sollen wir unsere Töchter werden lassen?“ Wir schließen wie üblich mit Gesang und singen den zweiten Vers unseres Liedes:

(Alle singen.)

Dann kannst du wie auf grünen Aun
Durchs Pilgerleben gehn,
Dann kannst du sonder Furcht und Gram
Dem Tod ins Auge sehn.

Abgetrumpft.

Der alte Quanz, Friedrichs des Großen allbekannter Lehrmeister, war nicht nur ein tüchtiger Flötenvirtuos, er zeichnete sich auch durch seinen schlagsfertigen Witz aus. — Eines Abends, als der engere Freundeskreis Friedrichs II. im Schlosse zu Sanssouci in musikalischer und geselliger Unter-

haltung versammelt war, ließ Quanz gesprächsweise die Auserkung fallen, ihn könne nichts aus der Fassung bringen, sei es auch die größte Überraschung. Friedrich, der diese Worte hörte, wandte sich zu dem Sprecher und sagte mit drohend erhobenem Finger lächelnd: „Quanz, Quanz, das soll Er mir erst noch beweisen!“ worauf dieser mit würdevollem Ernst erklärte: „Majestät, ich bin zu jeglicher Probe bereit!“ Die Meldung eines Pataien unterbrach das Gespräch, und da der König nicht mehr darauf zurückkam, so schien der Vorfall nach einigen Tagen vergessen. Kurz darauf fand eine Konzertssoiree im Schlosse statt, bei der Quanz ein Flötensolo vortragen sollte, das der König zu hören gewünscht. Als er an sein Pult trat, fand er darauf einen großen Zettel liegen, auf dem die Worte geschrieben standen: „Johann Quanz ist ein Esel! Friedrich II.“ Ohne eine Miene zu verziehen, faltete er das Blatt zusammen und wollte es eben in aller Ruhe zu sich stecken, als ihm der König, der ihn scharf beobachtete, zurief: „He, Quanz, was hat Er da zu verstecken? Zeig Er doch das Ding da her!“ — „Majestät,“ erwiderte der Angeordnete, „man hat sich einen schlechten Scherz mit mir machen wollen, und es verlohnt sich nicht, davon Rottz zu nehmen.“ — „Ei,“ meinte Friedrich, scheinbar verwundert, „les Er doch vor, Quanz, laß Er doch hören, was man Ihm schreibt!“ — Quanz verbeugte sich: „Da Ew. Majestät es wünschen,“ sagte er und entfaltete langsam das Papier, „darf ich mich nicht weigern.“ Und dann las er laut und mit scharfer Betonung ab: „Johann Quanz ist ein Esel, Friedrich der Zweite!“ Alles erblaßte, und einige Hofschranzen griffen unwillkürlich nach dem Degen. Nur Friedrich blieb ruhig; lächelnd schritt er auf Quanz zu, der in ehrerbietiger Haltung verharrte, und sagte in wohlwollendem Tone, indem er ihn auf die Schulter klopfte: „Gut gemacht, lieber Quanz! Aber ein andermal sei Er nicht gleich so grob, hört Er?“

Dunkeln muß der Himmel rings im Runde,
Daß sein Sternenglanz zu leuchten wage,
Stürmen muß das Meer bis tief zum Grunde,
Daß ans Land es seine Perlen trage;
Klassen muß des Berges offne Wunde,
Daß sein Goldgehalt ersteh' zu Tage;
Dunkle Stunden müssen offenbaren,
Was ein Herz des Großen birgt und klaren.

Anastasius Grün.

Juli

Dampft das Strohdach nach Gewitterregen,
 kehrt's Gewitter wieder auf andern Wegen. —
 Dem Sommer sind Donnerwetter nicht Schande,
 sie nützen der Luft und dem Lande. — Merkt,
 daß heran Gewitter zieh', schnappt auf der
 Weid' nach Luft das Vieh; auch wenn's die
 Nasen aufwärts streckt und in die Höh' die
 Schwänze reckt. — Giebt Ring oder Hof sich
 Sonn' oder Mond, bald Regen und Wind
 uns nicht verschont. — Sommers Höhenrauch
 in Menge ist Vorbote von großer Winter-
 strenge. — Sind abends über Bies' und Klus
 Rebel zu schauen, wird die Luft schön an-
 haltend Wetter brauen. — Staubregen wird
 guter Bote sein, schön trocken Wetter tritt
 dann ein.

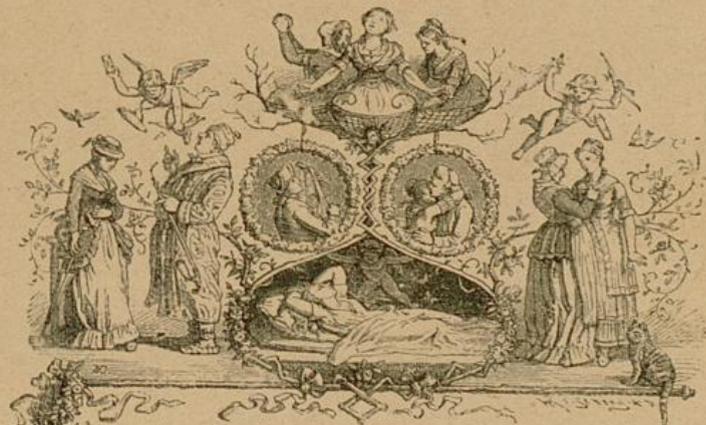


31 Tage.

Erstes Viertel den 2. vorm.
 2 U. 45 M. Unbeständig.
 Vollmond den 10. vorm.
 2 U. 16 M. Abwechselnd.
 Letztes Viertel den 17. vorm.
 2 U. 19 M. Sonnig u. warm.
 Neumond den 24. vorm.
 0 U. 2 M. Regnerisch.
 Erstes Viertel den 31. nachm.
 8 U. 17 M. Aufheiternd.

Der Mädchen Not.

Aus „Hortus deliciarum“ von F. Eichrodt. — Verlag von Moritz Schauenburg in Lehr.



Sind wir nicht geplagte Wesen?
 Ist nicht unser Los betrübt?
 Nur zu Zwang und Not erlesen,
 In Verstellung nur geübt,
 Dürfen selbst nicht unsre Klagen
 Sich aus unsern Busen wagen.

Allem, was die Eltern sprechen,
 Widerspricht das volle Herz;
 Die verbotne Frucht zu brechen
 fühlen wir der Sehnsucht Schmerz;
 Möchten gern die süßen Knaben
 fest an unsern Herzen haben.

Wäre dies zu denken Sünde,
 Zollfrei sind Gedanken doch.
 Was bleibt einem armen Kinde
 Außer süßen Träumen noch?
 Will man sie auch gern verbannen,
 Nimmer ziehen sie von dannen.

Unsere Reize zu verhüllen,
 Schreibt die strenge Mutter vor,
 Ach, was hilft der gute Willen,
 Quellen sie nicht ganz empor?
 Bei der Sehnsucht innerm Beben
 Muß das beste Band sich geben.

Jede Neigung zu verschließen,
 Hart und kalt zu sein wie Stein,
 Schöne Augen nicht zu grüßen,
 fleißig und allein zu sein,
 Keiner Bitte nachzugeben,
 heißt das wohl ein Jugendleben?

Groß sind eines Mädchens Klagen,
 Ihre Brust ist krank und wund,
 Und zum Lohn für stille Klagen
 Küßt sie noch ein kalter Mund.
 Wird denn nie das Blatt sich wenden,
 Und das Reich der Alten enden?

Novallis.

August

Der Sidel weigst nicht Barnabas, er forget kein fürs längste Gras. — It's in der ersten Augustwoche heiß, bleibt der Winter lange weik. — Im August Wind aus Nord jagt Unbeständigkeit fort. — Melan im August ist sehr ungesund, ungereinigt Obst bring nicht in den Mund. — Wenn der Kuckuck lange nach Johann schreit, so ruhet er die teure Zeit. — Sind Laurentius und Barthelomäus schön, ist guter Herbst vorauszusehn. — Edeln Wetter zu Maria Himmelfahrt verkündet Wein von bester Art. — Wenn großblumig wir viele Bütteln erkliden, will Gott gar guten Herbst uns schicken. — Bringt Rosamunde Sturmewind, so ist Schwille uns gelind.



31 Tage.

Vollmond den 8. nachm.
0 U. 29 M. Veränderlich.
Letztes Viertel den 15. vorm.
7 U. 9 M. Warme Luft.
Neumond den 22. vorm.
11 U. 31 M. Regnerisch.
Erstes Viertel den 30. nachm.
2 U. 1 M. Bringt Comen-
schein.

Pfahlbaute mit Nutzenanwendung.*)

Skizze von Ludwig Anzengruber.

Was ist das für ein Tag? Die Luft, man verspürt sie sonst kaum, heute umgiebt sie einen fühlbar, man drängt durch sie und es ist doch ein freundliches Gefühl, leichte Wärme, und man bethätigt dabei, daß man lebt. Die Ackerkrume sieht tiefbraun herauf, es steigt ein eigener Brodem von ihr, so nahrkräftig riecht es. Es ist Frühjahrsbeginn.

Es liegt da auch ein Acker etwas seitab vom Wege, aber nicht frei und offen, sondern mit Mauern umgeben, Hügel sind im unfriedeten Raume aufgeworfen, Kreuze und Steine stehen daran, die Luft sächelt so lau und Sonnenschein liegt darüber, wie da draußen auf der weiten Halde. Manchmal weht es über den Hügelkamm herüber, die jungen Nalme schütteln sich im Feld und von der Friedhofsmauer stäuben einzelne Sandkörner. Am tiefblauen Himmel sind nur wenige fahle Flöckchen sichtbar, sie scheinen unverrückbar an einer Stelle zu stehen und an derselben auch zu zerfließen.

Wie ruhig! Man meint, den eigenen Herzschlag verspüren zu können; man glaubt, die eigenen Gedanken, wie sie werden, belauschen zu können. Mensch, glaubst du an den Tod? Nein, so wenig diese Gestorbenen da an das Leben glauben.

Wenn einst der Spaten ihre Gebeine aufwirft, wird es heißen: Es sind Bauern gewesen, — wie es in einer Fürstengruft heißen wird: Es sind Könige gewesen!

Es ist nicht gehörig, aber dort vor der Friedhofsmauer, wo die Nesseln wuchern, liegt ein Scherbenhaufe, Topf und Kanne, 's ist gebrannter Thon, eines wie das andere, und der Inhalt ist längst verrottet und vertrocknet.

Dort ist die Mauer etwas nieder geraten und Jahr für Jahr steigt eine oder die andere Nessel hoch empor, lehnt an dem rauhen Anwurf und legt ihren Kopf mit dem Blütenbüschel oben über die Kante und guckt herein und sieht auf ein verwahtes, wohl längst vergessenes Grab. Der Hügel ist tief eingesunken, der graue verwitterte Denkstein ruht auf geborstenem Sockel, vor ihm liegt in Trümmern die Inschrifttafel, die aus den Klammern gefallen, und hinter ihm im Unkraute ein unförmlicher Klumpen, die Urne, die einst das Ganze krönte.

*) Aus: *Kärntner In'brud und erste Med.* Kalendergeschichten von Ludwig Anzengruber. Verlag von Moriz Schwabenburg in Lahr.

Heute sah es aber gar wüst an der Stätte aus, die Grube wurde ausgehauelt; von dem Manne, der das besorgte, sah man schon lange nichts mehr, nur der Spaten erschien über dem Rande des Grabes und warf nach links und rechts Erde auf, später nach rechts Knochen und nach links morsche Sargbretter, deren Stücke, leicht wie Korkholz, von der Erde emporprallten.

Eine geraume Weile schon lehnte ein Alter an der Kirchhofsmauer, die Ellbogen aufgestemmt, und sah dem Vorgange zu; jetzt, als der Totengräber die Feiter herauf aus der Grube gestiegen kam und den Spaten von sich warf, grüßte er ihn: „Gut'n Morg'n, Hanns!“

„Ei, Köhrenberger, du bist's? Grüß Gott!“ sagte aufblickend der Angerufene.

„Schaffst für d'Steinbrechtin?“

„Freilich wohl. Soll ja morg'n da in d'Rub.“

„Ach ja, die arme Haut! Is ihr zu gönnen. Sieben Jahr siech liegen, is kein G'ipas. Sitra h'nein.“

„Freilich nit,“ sagte der Totengräber und rückte mit dem Fuße die Knochen zusammen. „Na, schau mal, dös Häusel Boaner da, wer sollt's denken, war auch einmal ein Mensch g'west wie wir, hat wohl auch nit viel anders d'erlebt, empfunden und erfahren. Ach, du mein Gott, was doch das Leben is und sein thut?“

„Na, dem sein d'Erlebt's liegt wohl schon viel weit hinter seiner und hinter uns!“

„Denk's selber, gut hundert Jahr', schät' ich.“

„Capramost, is a Zeit! Endlich is aber doch an ihn d'Reich kenma; nit amal als ein Toter hat der Mensch ein' Fried.“

„s ist nit anders af der Welt,“ sagte der Totengräber, „mit mir d'Lebendigen, auch die Toter müssen denen, was nachkommen, Platz machen.“ Er ergriff den Spaten und begann die Knochen auf den Grund der Grube zu werfen. „Na, ja, wenn mer so wüßt, wer der da g'wesen war, könnt mer vielleicht a Nutzenanwendung af sein Leb'n mach'n und sich a Febr' draus entnehmen.“

„Ach mein, als ein'g's Mandel is mir der viel z'gering und für ein' Toten viel z'jung, da hab' ich mir heut schon a Nutzenanwendung g'macht, die paßt afs ganze Menscheng'schlecht und schreibt sich von urälten her. Mußt wissen, ich kimm ent' vom See her, da haben a paar g'studierte Stadtherrn wieder so a Stell' aufg'funden, wo amol af Pfosten so a Brühlhütten überm Wasser g'standen is — Pfahlbauten heißen sie's —, ich hab' ihnen zug'schaut,

September

September-Gewitter sind Vorläufer von starkem Wind. — St. Michaels-Wein wird Doren-Wein sein, St. Gallus-Wein in Dornen-Wein. — Sind Anzettel nach Michaelis noch hier, haben bis Weihnachten sind Wetter wir. — In vielen Herbstnebel leb' ein Zeichen von viel Winterfröhe. — Späte Reisen für Gärten, schöner Herbst und der Winter läßt warten. — Ist die Herbststube der Galle zu breit, vorn spitz, nimmt barter Winter lange Zeit in Besitz. — Wollt Jakobus weiße Wolldecken in die Höl', sind's Winterblauen zu vielem Scherz. — Jakobus in sonnenheller Gestalt macht uns die Weihnacht kalt.



30 Tage.

- Vollmond den 6. nachm.
- 9 U. 39 M. Trübes Wetter.
- Lettes Viertel den 13. nachm.
- 1 U. 21 M. Aufheiternd.
- Neumond den 21. vorm.
- 1 U. 48 M. Sonnenschein.
- Erstes Viertel den 29. vorm.
- 6 U. 51 M. Veränderlich.

dös Ding bloßlegen, wie jetzt dir dein' Toten ausgrab'n, aber mein lieber Hanns, ein solcher schaut allmal einer 'in andern gleich, doch so a Siedlung auf'n Wasser is nit zu vergleichen einer heutigten Drifschafft. Sider unwordentlichen Zeiten hat unser Ort da Billigsdorf g'heissen, weiß sich keins zu entsinnen, wann zu dö ersten Hütten wohl der erste Stein g'legt worden ist; noch unwordentlicher is der wilde Wald über die Stätt' weg'gangen, war noch kein Schießen, kein kaiserlicher oder herrschafftlicher Jager, und wegen dö Bären, Wölff' und andern Hautbier' unlustig g'ung in Forst spazieren zu gehen, da hab'n eben die Leut' in selben Brügelhütten g'wohnt, Erd- und Imbeer' gessen und Fisch, auch wohl Wild, was's mit den Kstischepfeil g'schoffen hab'n, und in die Tierfell' hab'n sie sich auch g'wand't, ganz unwordentlich aber seins nackt in die Höhlungen z'ammeng'schlossen, is a Viech h'neinkommen, haben sie's mit Steinen d'erlaidt und die Knochen g'spalten und 's Mark austrunfen. — no, g'weist z'hab'n! — übern G'schmachten is nit z'dischpadieren. No, Hanns, was sagst, sein dö Wildling leicht besser g'weisen wie wir?"

„Kein' Red', Hanns, kein' Red', wer d'Nutzanwendung macht, der schließt sich aus.“
 „So, so,“ murkte der Totengräber, „du schließt dich aus? Dann bedant' ich mich schönstens fürs Kumppliment, denn 's selbe gilt mir ganz gleich, ob mich eins mit ein' Aufwand von unwordentliche Zeiten oder grad'zu ein Mistviech heißt.“
 „Oha, Hanns, öha! So is's nit g'meint. Du stimmst mir doch bei?“
 „Bestimmen thu' ich schon.“
 „Na, also, auch wer bestimmt, schließt sich aus.“
 „Je ja, je dann,“ lachte Hans, „ich komm' gleich wieder des Wegs, sagt's Noß im Höpel! Von der Schlechtigkeit der Menschen red't jeder Mensch zu jedem und jeder Mensch giebt jedem recht, und da zählt sich kein einziger 'zu, wo aber bleibt dann von deiner Nutzenanwendung die Anwendung und der Nutz'?“
 „So ist's,“ sagte der Föhrenberger, indem er die Augen zusammenkniff, „wenn einer nit gut aufhört, ich hab' ja wohl meine Nutzenanwendung auf'n Herrgotten g'macht.“
 Damit ging er. Der Wind strich wieder über die Halde und stäubte Körner von der Friedhofsmauer, und Hans wischte sich den Sand aus den Augen, die Kessel aber schüttelte sich, daß es auslah, als behagte sie sich innerlich über einen Spaß, vielleicht äffte sie nur den Föhrenberger nach, der den schmalen Feldweg dahinstieg.

„Dös schon gar nit.“
 „Und schlechter Könnens nit g'weist sein, sag' ich! Dös Ruf- und Ubelnamengeben, daß mer sich ins G'sicht h'nein freundlich und hinterm Rücken falsch sein kann, dö Mann- und Weibsteut-Nirungigkeit, wo sie sich gern hab'n und prügeln, und nit ausstehn mög'n und schön thun. Dasselb' is's nämlich' sider dö unwordentlichen Zeiten, wo der Mensch ohne ein' Faden af'n Leib in die Höhlungen bei der rohen Markkost g'essen is, und später, wo er in Viehstall' in dö Brügelhütten bei Wildbratt und Zupreis g'hanft hat, bis af'n heutigten Tag, wo er sich in sauber Tuch kleid't, in steinernen Häusern wohnt und leder frist, all' was ihm vorm Schnabel kimmt, mag's der Herrgott dazu bestimmt hab'n oder kein Teufel darauf verfallen, daß sich eins oder 's andere auch essen ließ'!“
 „Kann schon sein, kann schon sein auch, Föhrenberger,“ sagte der Totengräber. — „Aber wo bleibt dein' Nutzenanwendung?“
 „Dö is treßlich! Schau, Hanns, unser Herrgott muß doch in Wahrhaftigkeit der gute Mann sein, den 'n alle Welt sein laßt, sonst könn't er nit so ruhig zuschauen und wahrnehmen, wie die Menschen trotz'n besserer Pöschament, der guten Kost und säuberen G'wandung die nämlich' Mistviecher blieben sein!“
 „Kann kein, kann schon sein; aber Föhrenberger, da zählst du ja auch bei.“

„So ist's,“ sagte der Föhrenberger, indem er die Augen zusammenkniff, „wenn einer nit gut aufhört, ich hab' ja wohl meine Nutzenanwendung auf'n Herrgotten g'macht.“
 Damit ging er. Der Wind strich wieder über die Halde und stäubte Körner von der Friedhofsmauer, und Hans wischte sich den Sand aus den Augen, die Kessel aber schüttelte sich, daß es auslah, als behagte sie sich innerlich über einen Spaß, vielleicht äffte sie nur den Föhrenberger nach, der den schmalen Feldweg dahinstieg.

Die Karrenschieber. *)

Es gab auf der Welt keine schweigsamern Leute als das Ehepaar Schwänlein. Wer die beiden des Sonntag-Morgens mit der ihnen angeborenen Verdrießlichkeit vor der Hausthüre stehen sah, wie sie in den Hofen, der zu ihren Füßen lag, starrten — stundenlang, ohne daß es ihnen einfiel, irgend etwas, was in dieser Welt vor sich ging, zu besprechen oder zu belächeln, der dachte gewiß eher alles andere als: „An dem Ehepaar kann man sich ein Beispiel nehmen.“
 Aber Schwänleins waren auch nicht die Leute, die man sich des Sonntags aussuchen mußte. An diesem Tage wußten sie in der That nicht das Geringsste mit sich anzufangen. Des Nachmittags ging der Mann in eine Bierstube und kam gewöhnlich des Abends angetrunken nach Hause. An den Wochen-

*) Aus: Aus dem Kleinen. Erzählungen von S. Pillmaier. Zweite vermehrte Auflage. Verlag von Moriz Schaubenburg in Laht.



Oktober

Warmer Oktober bringt fürwahr uns sehr kalten Februar. — Frost und Schnee im Oktober sind Boten, der Januar sei gelind. — Oktober-Gewitter sagen beständig, der künftige Winter sei wetterwendig. — Wenn zu uns Simon und Judas wandeln, wollen sie mit dem Winter handeln. — Oktober-Donner ist fürwahr noch besser als im Februar, der klingt nur wohl der Wucherer Schar. — Fällt der erste Schnee in den Schmutz, vor strengem Winter kündet er Schmutz. — Hat der Oktober viel Regen gebracht, hat er die Gottesäcker bedacht.



31 Tage.

Vollmond den 6. vorm.
6 U. 43 M. Schöne Witterung.
Letztes Viertel den 12. nachm.
10 U. 9 M. Sonnenschein.
Neumond den 20. nachm.
6 U. 56 M. Neblig. Unsichtbare Sonnenfinsternis.
Erstes Viertel den 28. nachm.
9 U. 58 M. Aufheiternd.

tagen aber boten die Leute einen ganz andern Anblick. Der Mann war Lastträger; er stand in Arbeit bei einem Bauherrn und lud den ganzen Tag Ziegelsteine aus den Booten, die in den Hafen einliefen, und fuhr die Ladung ans Land. Dreißig Jahre schon trieb er dieses Geschäft, und gerade so lang auch stand sein Weib auf ihrem Posten. Das heißt, sie half ihm die Ziegel in den Karren setzen und ging dann hinterher und schob den Mann mit aller Kraft über das Brett zum Ufer. Immer waren ihre beiden Hände auf seinem Rücken, und so lebten und schoben sie miteinander und hatten sich weiter nichts zu sagen. Daß der Mann immer den gleichen mühseligen Posten innehatte, lag an der Schwerefälligkeit seines Verstandes; so wie er angefangen, so mußte es weitergehen. Er stand da, kratzte sich hinter den Ohren und verlor alle Fassung, wenn einmal im Geschäft etwas anders ging als alle Tage. Und die Frau war auch zufrieden mit ihrem Geschick. Das Schieben war ihr so zur zweiten Natur geworden, daß sie sogar den angetrunkenen Schwänlein des Sonntag-Abends die Treppe hinauf in die Dachkammer schob, was dieser gar nicht bemerkte. Daß sie mit der Zeit ganz krumm geworden war, merkte der Mann auch nicht, und sie klagte nie. Sie hustete nur, fiel zusammen, kam um ihre Kraft, und eines Tages schob sie ihren Alten zum letztenmal, legte sich ins Bett und starb gerade so still wie sie gelebt.

Schwänlein begrub die Frau, er stand an ihrem Grabe, schaute hinein, schüttelte den Kopf und ging heim. Es war ein Sonntag, und er ging ins Wirtshaus, trank nicht mehr und nicht weniger als alle Tage und schlief die ganze Nacht. Am andern Tag begab er sich gedankenlos wie immer zum Hafen und begann seine Arbeit. Die Ziegel waren aufgeladen, mit einem — uff — stieß er mit seinem Karren ab. Da plötzlich blieb er stehen, ließ den Karren sinken und fuhr sich mit der Faust nach dem Rücken. Wo waren sie, die treuen Hände, die so lang und fest auf seinem Rücken geruht? — Der Mann starzte ins Wasser, schüttelte den Kopf und nahm den Karren wieder auf. Es ging schlecht damit — gar langsam und schlecht. Um zwölf Uhr vergaß er seine Pfeife anzustechen, er saß, schüttelte den Kopf und schaute so verwirrt in die Welt, als ob das Leben plötzlich voller Rätsel für ihn geworden sei. Mechanisch arbeitete er weiter, aber seine Gedanken waren nicht mehr beim Geschäft. Manchmal ließ er plötzlich den Karren sinken und fuhr sich ganz leise mit der Hand über den Rücken. Des Sonn-

tags wanderte er hinaus auf den Friedhof; er stand dann immer mit dem Hut in der Hand vor seines Weibes Grab und schaute es unverwandt an. Als die Gräber ringsumher sich immer mehr ausdehnten, wurde er mit einemmale ängstlich. Er hatte keine Ruhe mehr und maß immerfort mit den Augen die Entfernung zwischen dem letzten Grab und der Ruhesstätte seines Weibes. So lebte er eine Zeitlang in tiefster Zerknirschtheit dahin; das Geschäft wurde ihm immer laurer. Da, an einem Sonntag, stand er ungewöhnlich früh auf und zog sich mit peinlicher Sorgfalt an. Fast zwei Stunden lang büßte und pustete er an sich herum. Dann setzte er sich ans Fenster neben den leeren Blumentopf und verfiel in tiefes Besinnen. Das dauerte auch wieder eine gute Weile, dann verließ er die Stube. Er begab sich zu seinem Brotherrn, der den Alten kopsnickend und mit einiger Verwunderung empfing, denn Schwänlein hatte in seiner langen Dienstzeit noch niemals ein Anliegen gehabt. Deshalb rief er ihm auch freundlich, wie um den Alten zu ermuntern, zu: „Nun, Mann, was bringt Euch her — was giebt's Neues?“ — „Ja,“ sagte Schwänlein, „ich mein', es geht nicht mehr lang — da wollt' ich's dem Herrn gesagt haben, daß man mich zu meiner Alten legen soll — es ist nur so eine dumme Gewohnheit.“

„Gut, gut, Schwänlein,“ rief der Bauherr, „es soll geschehen, wie Ihr sagt — aber es hat Zeit damit, Alter, ich kann Euch noch gut brauchen.“

Daraufhin wurde Schwänlein wieder ruhig und zufrieden, schob noch ein paar Wochen seinen Karren, bis es plötzlich mit seiner Kraft zu Ende war. Ein paar Männer trugen den Einsamen ins Spital. Als sein letztes Stündlein schlug, las ihm eine barmherzige Schwester aus einem frommen Buche vor, in welchem der Weg zur Ewigkeit beschrieben war — lang, steil und ungeheuer beschwerlich.

Aber Schwänlein lächelte stillvergnügt vor sich hin. Er kam ja zu seiner Alten, da konnte der Weg seinethalben sein, wie er wollte. Seine steifen Finger verriethen noch einmal, den Rücken zu erreichen. „Nur zu, Alte — nur zu,“ sprach er leise und verschied.

Und ob dein guter Engel noch so ferne,
Er flüstert dir im Rauschen der Cypressen:
O, glaube nicht, du seist allein vergessen —
Geduld, Geduld! einst glühn auch deine Sterne.
G. Gerli.

November

Aller-Heiligen bringt Sommer für alle Bet-
ber, der ist des Sommers letzter Vertreiber. —
Aller-Heiligen trägt einen den Winter zu allen
Aweigen. — Sankt Martin legt sich schon mit
Dent am warmen Ofen auf die Bank. — Sankt
Martin weiß nicht mehr von heiß. — Schafft
Katharina vor Frost sich Schutz, so wadet man
lange draußen im Schmutz. — Kalter Dezem-
ber und fruchtreich Jahr sind vereinigt immer-
dar. — Kalter Dezember mit Schnee giebt reich-
lich Korn auf der Heh'. — Frau Lucia findet
zu kurz den Tag, drum wird er verlängert
acht Tage darnach. — Der heil'ge Christ will
'ne Fährücke haben, schelt sie, wird selbst er
damit sich begaben.



30 Tage.

Vollmond den 4. nachm.
4 U. 21 M. Regen. Sichtbare
Mondfinsternis.
Letztes Viertel den 11. vorm.
10 U. 34 M. Schneefall.
Neumond den 19. nachm.
1 U. 51 M. Schnee.
Erstes Viertel den 27. vorm.
11 U. 0 M. Raubes Wetter.



Unmögliches.

Aus „Hortus deliciarum“ von F. Eichrodt. — Verlag von Moritz
Schauberg in Laht.

Im Garten zu Colonia
Gar süße Worte fließen,
Ein Ritter schwört der Donja
Die Liebe, tief zu süßen.

Er schwärmet vom Verlangen
Die Lieb' ihr zu beweisen,
Und wie er kennt kein Bangen,
Und wie sein Arm von Eisen!

„Und fordert Ihr gar Chäten,
Vesiegelt, was ich schwöre —
Sollt' ich in Tod geraten,
Es sei, zu Eurer Ehre!“

Zu tief sind keine Schlünde,
Zu hoch sind keine Berge,
Den Ungrund ich ergründe,
Selbst Riesen sind mir Zwerge!

Ich scheue nicht die Drachen,
Was sind mir Ungeheuer,
Was ist des Tigers Rachen,
Was Schwert, was Meer und Feuer!

Verlangt selbst das Schwerste,
Das man erreicht auf Erden,
Gar noch der Welten erste,
Soll Euer Wunsch Euch werden!

Und wenn Ihr auch im Triebe
Unmögliches verlangt —
Wohl möglich macht's die Liebe,
Die mir im Herzen banget!“

Da neiget zu Colonia,
Zum Ritter kühner Weise,
Sich hin die schöne Donja
Und lispelt zart und leise:

„Wohlan, Herr Ritter, höret.
Wenn Ihr mich liebt voll Huden
Und wahr ist, was Ihr schwöret,
So leihet mir zwei Gulden!“

Der Ritter, o vernehmet,
Erblasset im Gesichte —
Dann schleicht er fort beschämt —
Unmöglich's kann er nichte.

A. Silberstein.

Dezember

Je dunkler es über Dezember-Schnee war,
je mehr leuchtet Segen im künftigen Jahr.
Düngerreime.

Wer spärlich seinen Acker düngt, der weiß
schon, was die Ernte bringt. — Hans düngte
seine Felder schlecht, war Adermann, jetzt ist
er Knecht. — Wer gute Ernte machen will,
der düngt, pflügt und grabt viel. — Nebst
läßt die Laube in den Bach, ein Dummkopf
nur thut es ihm nach. — Dünger ist die Seele
vom Ackerbau, sie gebären zuammen wie Mann
und Frau. — Gutes Vieh, gute Streu, reich-
lich Futter giebt fetten Mist, reiche Ernten.
viel Milch, Käse und Butter.



31 Tage.

- Vollmond den 4. vorm.
- 2 U. 49 M. Schneefall.
- Letztes Viertel den 11. vorm.
- 3 U. 1 M. Gelinde Witterung.
- Neumond den 19. vorm.
- 8 U. 45 M. Sonnenschein.
- Erstes Viertel den 26. nachm.
- 9 U. 54 M. Raub und kalt.

Balladen.

Von Adolf Bartels.

Abel.

Auf der Wiese grünem Teppich liegt, von Bruder-
hand erschlagen,
Einer, wie so schön und rein ihn nie mehr wird die
Erde tragen.
Kalt und starr und bleich wie Marmor liegt er da,
der erste Tote,
Und die weißen Wiesenblumen färbt das Blut, das
prächtigt rote.
Und es saugt den Saft des Lebens gierig ein die
dunkle Erde,
Als ob sie so süßen Trunkes nimmermehr gesättigt
werde.
Löwen, Tiger und Hyänen kommen aus dem Wa'd.
dem düstern,
Ziehen erst den heißen Blutdunst lebend ein in
ihren Nüstern.
Immer näher, immer näher, bis sie dann vom Blute
leckten,
Und es scheint den Geist der Mordlust in der Tiere
Brust zu wecken.
Wie jetzt ihre Augen glühen, wie sich sträuben ihre
Mähnen!
Um den Leichnam schleichen heulend schon die grim-
migen Hyänen. —
Plötzlich ist im nahen Walde dann der Vögel Lied
verklungen,
Das sie wie am Schöpfungsmorgen hellen Jubels
voll gesungen.
Durch die stolzen Bäume zittert immer mächtiger ein
Wehen,
Und zuerst erschallt das ew'ge Lied vom Werden und
Vergehen.
Sieh, am blauen Himmel eilen graue Wolken rasch
vorüber,
Blutigrot versinkt die Sonne, trübe wird's und immer
trüber. —
Will denn heut' am Firmamente trostesvoll kein Stern
erglimmen?
Nein, es eint die Nacht zum Liede alle ihre Schreckens-
stimmen.
Mächtig braust es durch die Hallen der Natur, das
graue Klagen:
Von der Hand des eignen Bruders liegt der erste
Mensch erschlagen.

Robespierre.

Nacht ist's; es schläft Robespierre,
Doch drückt ein Traum ihn schwer:
Er sieht sich wie zu jeder Zeit
In reinlichem, doch schlichten Kleid
Hinwandelnd durch die Gassen.
Wie glänzt die Wäsche, weiß und steif!
Doch auf dem krausen Busenstreif,
Da strahlt ein roter Fleck — o Graus!
Jäh fühlt er sich erlassen
Und wendet sich nach Hans.

Er wechselt seine Wäsche dort
Und geht dann wieder fort.
Aufatmend fühlt er jetzt sich rein:
So muß der Mann der Tugend sein. —
Kühl misiert er die Leute,
Die auf und ab die Straße ziehn.
Was? Triffst nicht aller Blick nur ihn?
Und welche Blicke! drohend keck —
Was haben sie denn heute?
Ha! Gott, der rote Fleck!

Da macht er neu dasselbe Stück
Und kommt, schon zag, zurück.
Den Kragen zieht er hoch hinauf
Und sucht die stillsten Gassen auf
Und drückt sich an die Wände —
Vergebens! Ach, den Fleck, so rot,
Sieht jeder; man bleibt stehn und droht —
Ein Fleck nur? Nein, ihm sinkt der Mut:
Rot sind auch Rock und Hände,
Er ganz von — Menschenblut.

Von Menschenblut! Ein wilder Schrei,
Da ist der Traum vorbei.
In Schweiß gebadet er erwacht
Und stumt und stumt die ganze Nacht;
Kein Schlaf will mehr erscheinen.
„Gott, Freiheit, Tugend,“ murmelt er.
„Wer wagt mich zu verdammen, wer?“
Doch als die Sonne tritt hervor,
Beginnt er still zu weinen —
Am neunten Thermidor. *)

*) Bekanntlich der Tag seines Sturzes. Es ist historisch, daß
man Robespierre einmal weinend fand.

Am Grabe Albert Würkling.

Man schrieb den 10. Juli 1890, ein trüber, regnerischer Tag war's, aber man vermist die Sonne nicht, wenn man an einem offenen Grabe steht. Bei der Leichenhalle des neuen Friedhofs zu Karlsruhe hatte sich eine zahlreiche Versammlung eingefunden, alle Stände waren vertreten vom hohen Beamten bis zum einfachen Bahmwärter herab, viele Herren trugen prächtige Kränze und Palmenzweige in den Händen; vor allem aber haftete der Blick der Vorübergehenden auf einer Schar von Knaben, die, völlig gleich in blaue Tuchanzüge gekleidet, sich als Höglinge irgend einer Anstalt verrieten. Wie die frischen Gesichter heute so ernst und traurig daren blidten! Und dann wurde ein Sarg dahergetragen, und ein langer Zug setzte sich zu einem frisch ausgeworfenen Grabe in Bewegung; nicht lange, und man hörte jenes schaurige Rollen, das schon so manches Menschenherz wie mit Messerscharfe durchschnitten; der Sarg wurde hinabgesetzt, Kränze und Palmen folgten ihm, auch kleine Blumensträuße aus der Hand der Knaben; dann das furchtbare trostlose Wort aus dem Munde des Predigers:

„Und nun laßt uns der Erde wiedergeben,

Was von ihr genommen ist!“

Dampf fielen die Schollen auf den Sarg. Ein kurzes stilles Gebet, ein letzter Blick, und die Leidtragenden zerstreuten sich.

Der Totengräber hatte seine Arbeit gethan, ein niedriger Hügel erhob sich auf dem Grabe. Es ging gegen Abend, die Sonne war doch noch einmal aus den Wolken hervorgebrochen, und ihr goldener Schein überflog die dunklen Cypressen und weißschimmernden Marmorkreuze des Friedhofs. Da nahen sich dem Grabhügel zwei Männer; den einen, lang, schwächling, schwarz gekleidet, hätte man schon am Morgen unter den Leidtragenden bemerken können, der andere, durch einen Stiefelfuß und eine Potentasche ausgezeichnet, ein rüstiger Alter mit offenen, freundlichen Zügen und kurzem, fast weißen Backenbart, machte ganz den Eindruck, als ob er eben von der Reise komme; seine Schuhe, Pardon, sein Schuh war beschmutzt, sein einfaches grauer Rock zerdrückt. Die beiden Männer traten zu dem Grabe; keiner sagte ein Wort, lange, lange standen sie still mit gefalteten Händen da, und ihre Augen wurden immer trüber, nun perlten gar ein paar silberglänzende Thränen ihre Wangen hinab. Die Sonne war längst wieder hinter den Wolken verschwunden, die ersten Schatten der Dämmerung breiteten sich über den Friedhof aus, da erwachten die Männer endlich aus ihrem schweren Sinnen, sie reichten sich die Hände und drückten sie sich.

„Wir haben viel verloren, Hinkender!“

„Will's meinen, Kanzleirat!“

Die beiden Freunde schauten sich lange und innig in die Augen. Dann frug der Hinkende: „Das Begräbnis war wohl großartig?“

„Wie zu erwarten! Aus der Stadt und von auswärts alle guten Freunde und Bekannten, die Herren

vom Verwaltungsrat des Fahrer Reichswaisenhanfes und, nicht zu vergessen, auch vierundzwanzig Höglinge desselben. Ihr hättet sehen sollen, was die Bablein für betäubte Gesichter machten, grad als ob ihnen der Vater gestorben wäre —“

„s'ist auch beinahe so!“ meinte der Hinkende. „Wir wären nimmer so weit gekommen, wie wir jetzt sind, wenn der Mann nicht gewesen wäre, der jetzt hier aufruhet von seinem reichen, segensvollen Tagewerke. Eure Cigarenabschnitte hätten's nicht gethan, Kanzleirat, und — ich muß es Euch nur sagen, wenn Ihr's nicht schon wißt: Der tote Mann hier war's eigentlich, der die ganze Sache in Gang brachte, er war's, der mir die rührende »Geschichte einer Waise« schrieb, die so kräftig an alle deutschen Herzen pochte. — Und was hat er nicht noch sonst für mich geschrieben! Wenn ich etwas wollte, das von Herzen kommen und zu Herzen gehen sollte, und mein alter Kopf zu dumm war, da wandte ich mich an ihn.“

„Hab's mir wohl gedacht, Hinkender; er war's auch, der für das, was ich alter Subalternbeamter auf dem Herzen hatte, stets das richtige Wort fand, der für mich und meinesgleichen seine mächtige Stimme erhob, um uns bessere Lebensbedingungen zu erkämpfen in der schweren Zeit, in der wir geboren sind, er war's, der nimmer müde wurde in Euren und meinem Namen daran zu erinnern, daß wir Deutschen vom Belt droben bis zum Alpenfuß eines Stammes und Blutes sind und zusammenhalten müßten, und dann, daß die Treue zu Kaiser und Reich über alles gebe, über Glauben und Partei und was sonst noch die Herzen trennt —“

„Ja, ein herrlicher Mann war's,“ hub der Hinkende wieder an, „ein edler, guter Mensch, ein klarer Kopf, ein hilfsbereiter Freund. Gedenkt Ihr noch des schönen Pfingstmorgens im Jahre 1885, als

er freudestrahlenden Auges auf der Terrasse des Reichswaisenhanfes zu Fahr stand, die kleine Schar der Erlinge betrachtend, denen der Segen seines kühnen Strebens zugute kommen sollte, den weihewollen Worten lauschend, mit denen das Altvaterhaus seiner Bestimmung übergeben, seine hohe Bedeutung gekennzeichnet wurde? Nie vergessen werde ich den Augenblick, in welchem er, damals schon ein Greis mit schneeigem Haar, mit langsamem, schwerringenden Atem, bei der nachfolgenden Festafel sich erhob, mit zitternder Hand sein Glas ergriff und mit vor Nahrung fast erstickten Worten all denen dankte, die zur Verwirklichung des von ihm so warm und eindringlich angeregten Gedankens beigetragen.“

„Seine Selbstlosigkeit, ja, seine Selbstlosigkeit und Anpruchslosigkeit, Hinkender, war das Höchste an ihm. Wenn ich sehe, wie sich die Menschen sonst abrennen und plagen, ihren Namen in der Leute Mund zu bringen, wie sie sich in selbstgefälliger Eitelkeit vordrängen, damit man sie nur ja nicht übersehe, wie sie mit Hans und Franz, mit jedem beliebigen Zeitungsmanne sich abgeben, nur damit ihr Name möglichst häufig auf dem gewalkten Lumpen erscheine und vielleicht so auf



Albert Würkling.

die Nachwelt komme — wenn ich dies sehe, Hinkender, so muß ich den verstorbenen Herrn Oberingenieur ob seiner souveränen Verachtung des Zeitungsruhms beinahe bewundern — und doch, Hinkender, kam ich nicht unterlassen zu wünschen, daß er etwas weniger zurückhaltend gewesen wäre; denn jetzt, was unser Bürlin als Beamter, als Erbauer so vieler Eisenbahnen unseres badischen Heimatlandes, als Abgeordneter unserer zweiten Kammer u. s. w. leistete, das mag vergessen werden, das bringen andere am Ende auch fertig, obwohl getreue Pflückerfüllung aller Ehren wert ist — aber der Patriot Bürlin, der Volkschriftsteller Bürlin, der sollte nicht vergessen werden, der sollte auf die Nachwelt kommen — und wer kennt ihn im deutschen Vaterlande, wer hat außerhalb Badens seiner gedacht, als er starb?“

„Er wird nicht vergessen, verlaßt Euch darauf, Kanzleirat!“ sagte der Hinkende mit lauter, fester Stimme. „Seht Euch einmal um!“

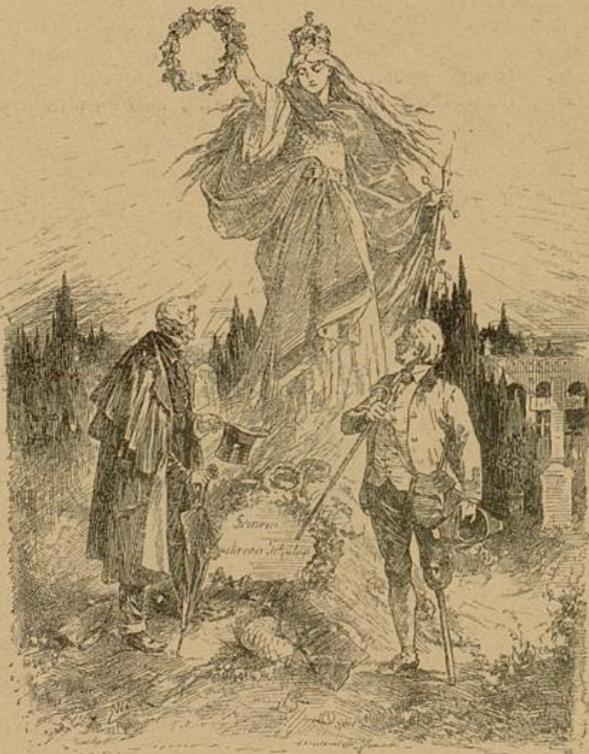
Und der Kanzleirat blickte sich um. Was er aber gesehen — es war inzwischen völlig dunkel geworden — er hat's lange nicht erzählen wollen und schüttelt auch jetzt noch den Kopf, wenn man ihn darauf bringt. Der gute, ehrliche, nüchterne Kanzleirat ein Gespenstseher? Es ist ungläublich, aber dennoch — etwas muß an der Geschichte sein. „Es war mir wirklich,“ erzählt der Kanzleirat, „als wäre der Friedhof voll von menschlichen Gestalten — nein, es waren auch Tiere dabei; etwas schattenhaft erschienen sie mir alle, aber als ich sie scharf ins Auge faßte, kamen sie mir doch seltsam bekannt vor. Der alte Bauer da? Herrgott, das ist ja der Steffe-Marte von der Schillerfeier, und ja, da steht der Bahnwärter Martin — und der lebt doch noch! Da ist das »Kleeblatt«, das einst so frisch-fröhlich in den Krieg von 1870 zog, und der Grenadier Joseph Huber, der vor Dijon gefallen, ist auch dabei. Der ehrliche Peter Bott hat sich eingefunden und selbst der Windhund, Herr Grünspan. Arm in Arm stehen etwas abseits von den übrigen Toni und Madlein, und der Holländer Maier schaut ihnen schmunzelnd zu. Wer zählte die Gestalten alle? Hoch und niedrig, reich und arm, Städter und Bauer, Geistliche und Laien waren gleichmäßig vertreten. Dann war's mir, als kämen sie näher und näher, und alle hatten plötzlich eine gar ernste Miene angenommen, und es schien mir, als trügen auch sie Blumensträußchen in den Händen, wie die Waisenkneben am Mor-

gen. Selbst die Tiere brachten Blumen, der Uhu wie der Spatz, der Maulwurf wie der Frosch — kurz, es war eine ganz sonderbare Gesellschaft, und wer Bürlins Kalendergeschichten nicht gelesen, hätte weder Sinn noch Verstand in den Vorgang gebracht. In diesen aber sind sie alle zu finden, und nun ihr Herr und Meister, der sie zum Leben erweckt für alle Zeiten, der ihnen von seinem warmen Herzblute und von seinem klaren Geiste mitgegeben, schlafen gegangen, kamen sie, von ihm Abschied zu nehmen, um dann ihr Leben auf eigene Faust fortzusetzen. Der Hinkende und ich rührten uns nicht vom Platze, wir sahen, wie die Gestalten ihre Sträußchen niederlegten und dann wieder spurlos verschwanden. Da erschien noch jemand, bei dessen Anblick mir das Herz klopfte, ein alter freundlicher Herr in

langen Überrock. Er legte einen Lorbeerkranz nieder. »Seinem wackern Schüler«, las ich darauf, und nun wußte ich, daß es der unvergeßliche Hebel war. Und zuletzt, Ihr mögt es glauben oder nicht, kam gar eine hehre Frauengestalt, wie ich sie einmal auf dem Niederwald, in Erz gegossen, gesehen, und ließ einen Eichenkranz fallen. —

„Meint Ihr noch, daß unser Bürlin vergessen werden wird?“ fragte plötzlich der Hinkende neben mir; ich war wie aus einem Traum erwacht. — „Nein, sicherlich nicht!“ sprach ich dann voll Überzeugung. „Der Hebel und die Germania werden schon sorgen. Aber laßt uns jetzt geben, Hinkender! Ihr müßt völlig erschöpft sein von der Reise und von der Aufregung.“

Soweit der Kanzleirat. Wir wollen uns des Urteils über die Gespenstergeschichte enthalten; soviel aber ist sicher, daß am Abend



„Meint Ihr noch, daß unser Bürlin vergessen werden wird?“

des 10. Juli zwei Herren, von denen der eine einen Stielfuß hatte, durch den Wächter des Friedhofs von Karlsruhe spät nach Thorfschluf hinausgelassen wurden und daß sie dann in einem Gasthose bei einer Flasche Markgräfler noch lange von dem Volkschriftsteller Albert Bürlin sprachen, der, am 1. April 1816 zu Dffenburg im Badner Lande geboren, am 8. Juli 1890 zu Karlsruhe nach langen Leiden gestorben sei. R. I. P.

Ob frost'ger wird die Welt mit jedem Jahre,
Es giebt ein Heim, drin ew'ger Frühling blüht,
Dein ist's, wenn du fürs Schöne, Gute, Wahr:
Zum Treibhaus weihst das eigene Gemüth.

Das Steinherz.

Auf der Eggerhöf, oder wie jetzt der schönere Name lautet, auf dem Friedenstein, hoch über der Traun, hauste vor Zeiten der Schlusger Pauly, ein seltsamer Klaus. Er hatte klein angefangen und sich's sauer werden lassen in den ersten Jahren seines Bestandes, wurde aber allmählich durch Umsicht und Betriebsamkeit wohlhabend, ja reich. Und das ging so zu: Hart am Schlusgerhaus fällt gen Südwesten die Felswand jäb ab, und dort, unterhalb des sogenannten Marienbrunnleins, hatte der unternehmende Mann auf seinem Besitztum reiche Marmorbrüche entdeckt, die er alsbald regelrecht auszubenten begann. Der schöne rote Stein, zu Altären, Säulen und Grabdenkmälern geeignet, fand sofort in der Nähe und mit der Zeit auch in weitem Kreise bereitwillige Abnehmer. Manch blanker Gulden floß dem glücklichen Besitzer zu, und wenn er alle Unkosten berichtigt, die Arbeiter bezahlt, den Haushalt bestritten hatte, so behielt er immerhin am Ende des Jahres noch ein Sämmchen übrig. Doch änderte er deshalb an seiner Lebensweise wenig, sondern blieb einfach und schlicht, nüchtern und sparsam, ohne gerade ein Knauser zu sein. „Wenn wir einmal alt und steif geworden sind, lieber Schatz,“ sagte er wohl zu seiner wackern Frau, „dann wollen wir uns pflegen und unser Gut in Ruhe genießen, dann mögen die Kinder es mehren. Sie sollen eine sanftere Jugend haben als ich, und es weiter bringen auf Schulen, besonders die beiden Bublen — Kopf haben sie, so klein sie noch sind.“ Und er tätschelte seine Lieblinge und sah mit Vaterstolz auf ihre ältere Schwester Walburga, oder abgekürzt Waly, hin, welche der Mutter fleißig zur Hand ging. So wuchs sein Wohlstand und mit demselben sein Ansehen in der Gemeinde und in der ganzen Gegend von Jahr zu Jahr.

Aber schwere Prüfungen standen ihm bevor. Seine beiden Söhnchen wurden fast gleichzeitig durch einen bösen Husten hingerafft und an einem und demselben Tage begraben. Das griff ihn mehr an, als er sich merken ließ. Er suchte den bitteren Schmerz als Mann und Christ zu tragen und mit dem Dulder des alten Testaments zu sprechen: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt! War ihm doch seine blühende Waly noch geblieben, und seine liebe Frau, und die Hoffnung. Da starb bei der Geburt eines toten Knäbleins auch sein treues Weib. Dieser unerwartete Schlag war zu viel für den armen Mann. Seine Bublen dahin! und nun auch ihre Mutter, die Geliebte seiner Jugend, seine unermüdliche Gefährtin in den mühseligen und sorgenvollen Tagen, ehe sie sich so recht des Erworbenen hatte freuen können! Warum? weshalb? stöhnte er in seinem dumpfen Schmerz, und faßte es nicht. Wie ganz anders hatte er's mit ihr im Sinne gehabt! Jetzt waren die freundlichen Augen geschlossen, die fröhlichen Lippen verstummt, die fleißigen Hände gefaltet über der stillen Brust, und von all seinem Gute konnte er der geliebten Frau nichts mitgeben, als was der Armste bekommt, ein Leichenhemd und einen Sarg. — Doch: den prächtigsten Grabstein aus seinen Brüchen; aber das tröstete ihn wenig. Fast kam's wie Gewissensbisse über ihn, als habe er der Hingeschiedenen bei Lebzeiten nicht genug Liebes und Gutes gethan. Wozu noch arbeiten und sparen? Für sich selbst und Waly hatte er vollauf genug. Dennoch stürzte er sich gleich nach dem Begräbniß mit neuem Eifer ins Geschäft, aus Gewohnheit und um sich zu betäuben.

Sein nun einziges Kind, ein bildschönes Mädchen, war beim Tode der Mutter erst sechzehnjährig, aber schon recht kräftig und verständig. Mit redlichem Willen trat sie an die Spitze des verwaisten Haushalts und füllte die Stelle der Verstorbenen nach bestem Wissen und Können aus. Den finstern und wortfargen Vater behandelte sie so behutsam wie ein rohes Ei, empfing ihn, wenn er müde und verdrossen heimkehrte, mit sanfter Freundlichkeit und suchte ihm jeden Wunsch an den Augen abzulesen, jede Aufregung, jeden unnötigen Ärger zu ersparen. Er ließ es sich schweigend gefallen, viel Dank in Worten erntete sie nicht. Innerlich aber empfand er ihr liebevolles Walten und Wesen mit großer Befriedigung, und solcher Trost daheim that ihm gerade in jener Zeit doppelt not.

Dem draußen hatte er, vom glänzenden Gange des Geschäfts abgesehen, wenig Freude. Mit seinen lieben Nachbarn und Mitbürgern stand er nicht mehr auf dem alten freundschaftlichen Fuß. Wenn ein armer Kerl plötzlich reich wird, etwa durch eine unverhoffte Erbchaft oder Lotteriegewinn, so kommt's vor, daß er wie berauscht das ihm über Nacht ins Haus geschneite Geld gleichsam aus dem Fenster wirft und in der tollen Verschwendung nicht eher nachläßt, bis ihm der letzte Gulden entrollt ist. Dann zucken die Fremde zwar die Achseln, nennen ihn aber einen braven Kerl. Wer dagegen mit eijernem Fleiß allmählich etwas vor sich bringt, mit Selbstverleugnung jede unnütze Ausgabe vermeidet und den ersten fargen Ueberverdienst schon und spart, der behält leicht auch bei zunehmendem Wohlstand die allgewohnte Wertschätzung des Geldes bei; ein Gulden ist ihm noch immer gleich sechzig Kreuzern, und er weiß ganz genau, wieviel man dafür kaufen kann, wie schwer man oft dafür arbeiten muß. Er findet es fast unrecht, jedenfalls seltsam und unangenehm, daß die Welt auf Schritt und Tritt jetzt größere Ansprüche an seinen besser gefüllten Beutel macht, als früher. Zum Vergeben drängen jede unnütze Ausgabe nicht gerne; was er etwa thut, will er aus freien Stücken thun. Solch ein Mann giebt lieber aus eigenem Antrieb hundert Gulden auf einmal zu einem guten Zwecke, als ihrer zehn nach und nach auf das Stacheln guter Freunde hin: „Zahl ein paar Flaschen — du hast es dazu!“, oder auf den vorwurfsvollen Blick eines bettelnden Strolchs, der mit einer Kupfermünze nicht zufrieden ist. Er prüft jede Rechnung, jede Forderung, und läßt sich jetzt ebenjowenig übervorteilen, wie vordem. Mit einem Worte, er will über das, was er im Schweiß seines Angesichts erworben hat, nach eigenem verständigen Ermessen verfügen, und nicht bei jeder Gelegenheit nach fremdem Belieben gerupft und hinterher vielleicht noch dazu ans gelacht werden. So erging's dem wackern Pauly. Er gab seinen Arbeitern auf die Stunde willig ihren wohlverdienten Lohn. Er zahlte, wenn auch mit einigem Murren, die höher gestiegenen Steuern und Abgaben. Er kaufte keine Kasse im Tact, blieb aber auch nichts schuldig. Er that im stillen den Armen Gutes, vielleicht nicht ganz soviel, als er nach seinen jetzigen Verhältnissen gekonnt und gelohnt hätte. Damit meinte er allen seinen Verpflichtungen vollauf nachgekommen zu sein. Aber gewisse Leute, die längst mit Neid auf seinen wachsenden Reichthum blickten, waren anderer Ansicht. Was er für verständige Sparsamkeit hielt, das nannten sie Engberzigkeit, Knausererei, Geiz.

Ein anderes kam hinzu. Schon seit geraumer Zeit hatte Pauly, immer auf seinen Vorteil bedacht, für seine Marmorbrüche italienische Arbeiter herangezogen,

die nicht nur äußerst geschickt und fleißig, sondern auch nüchtern und genügsam waren. Anfangs schien ihm das kein Mensch zu verargen. Aber es traten für andere Gewerbetreibende schlechte Zeiten ein, die Gelegenheit, zu verdienen, wurde seltener, viele kräftige einheimische Hände mußten feiern oder wandten sich, der ehrlichen Arbeit ermangelnd, dem Forstfrevell und der Wilddieberei zu. Die Jagdaufsesser und Förster murrten, ihr Dienst war nie so anstrengend gewesen; die Ausschreitungen mehrten sich; es fehlte nicht an blutigen Zusammenstößen mit den verwegenen Wilderern; schon war ein Jagdgehilfe schwer verwundet und jüngst drüben am Chiemberger Joch ein Förster sogar erschossen worden. An all diesem Unheil gab man zum großen Teile dem

Geizknochen Paulty Mitschuld. „Hätte er die verschmigten Welschen daheimgelassen und statt ihrer Bozener und Terlaner Wein ins Land gebracht, es wär' gescheiter gewesen,“ meinte das Bergvolk. „Dann könnten unsere Leut' verdienen und sich einen guten Trunt gönnen, und ließen Wald und Wild in Ruh'. Freilich, vom bloßen Maisbrot leben wollen wir nicht, uns zu Tode abrackern für einen Hungerlohn thun wir nicht, aber was brauchst's dem reichen Mann auf ein paar elende Kreuzer anzukommen? Er hat Kisten und Kasten voll.“ Unberührt durch den übertriebenen Tadel, der ihm nicht ganz verborgen blieb, ging Paulty mit finsternem Trotz seinen eigenen Weg. Ein gutes Wort fand dagegen noch immer bei ihm einen guten Ort. Die arme Gemeinde Siegsdorf hätte auch gerne schöne Kirchensäulen gehabt, allein es fehlte ihr eben am Besten, wie der Herr Pastor dem Besitzer der reichen Marmorbrüche klagte. „Nun, wir wollen einmal sehen, was sich machen läßt,“ meinte Paulty tröstlich. Von einem Manne seines Schlags ist eine solche Ausrufung fast so gut, wie ein Versprechen.

Daß er noch nicht ganz in Geiz verknöchert, im Mammonsdienste aufgegangen war, zeigte sich auch bei einer andern Gelegenheit. Es konnte nicht fehlen, daß die schöne Erbtochter Waly, die immer lieblicher heranblühte wie eine rosige Edelraute ihrer Berge, die begehrlichen Blicke des jungen Mannsvolks auf sich lenkte, so häuslich und eingezogen sie auch lebte. Viele wackern Bewerber, darunter reiche und angesehene Burschen, strebten eifrig nach ihrer Gunst. Aber sie wenigstens sah nicht auf Geld und Gut: von all den stattlichen Freiern gefiel ihr nur einer, durchaus nicht reich,

aber ein frisches junges Blut, der bildsaubere Bergschütze Franz Wohlgenuth. Die herzinnige Liebe der beiden hatte entstehen und bis zu einer unauflösllichen Flamme wachsen können, ehe der Vater bei seiner häufigen Abwesenheit von Hause viel merkte. Aber als er eines Tages unerwartet früh heimkehrte, fragte er Strunzelnd: „Wer ging da so eilig von dir? war's mit der Wohlgenuth?“ „Ja!“ hauchte sie, ganz verwirrt. „Was hat er gewollt? Oder kommt er oft? Sprich, Madel!“ Da beichtete sie alles und erwartete zitternd, mit niedergeschlagenen Augen, ein strenges Urteil, wenn nicht gar einen Wutausbruch. Aber ob ihr Vater nun an das dachte, was er seinem armen Weibe gegenüber versäumt hatte und seinen geliebten Ruben nicht

mehr anthun konnte, oder an die Treue und Hingebung seines holdseligen, jetzt so demüthig vor ihm zagenden Töchterleins — genug, nach einer bangen Pause sagte der seltsame Klaus: „Nun, meinethwegen, wenn du ihn durchaus willst. Mir wär' der Rottenhöfer Kaspar von Eijenez lieber gewesen, oder der Bischof von Högel, doch in Gottes Namen!“ Vor Freunden schluchzend warf sich ihm Waly an die Brust. „Stat! Stat!“ mahnte er; „und ein volles Jahr wird noch erwartet, daß du's nur weißt. Prüft euch die Herzen erst, es kann nit schaden.“

Damit war Walburga vollkommen einverstanden; zählte sie doch erst neunzehn Jahre. Und wie jubelte erst ihr Franz, als er die frohe Kunde vernahm; wie kräftig drückte er seinem zukünftigen Schwiegervater, dem mit Unrecht gefürchteten und oft verkannten Manne, die harte Hand!

Der brave Bursch war vielen lieb, und man gönnte ihm seinen unverhofften Erfolg. „Einer



Der Freunden schluchzend warf sich ihm Waly an die Brust.

fann's nur sein, und wers Glück hat, führt die Braut heim!“ sagte sogar der Rottenhöfer Kaspar und tröstete sich. Und es war gut, daß er diese Braut nicht heimführte, denn er mußte bald darauf, wie auch der Glasergeselle Anold und der Brauer Schleicher, mit Napoleon nach Rußland hinein und kam nimmer zurück. Von diesen tapfern Traunthalern soll der geneigte Peter vielleicht später einmal gar Schönes hören. Der Bischof von Högel, ein Verwandter des Erzählers, ist nun auch längst tot. Auch er hat sich getrübet und dem Freund: die schöne Waly nicht mißgönnt.

Nur einer sah scheel dazu, wie überhaupt zu jedem fremden Glück, der lange Lorenz, ein heimtückischer Gesell, der auch einmal um das Mädchen umberge-

strichen, aber alsbald schmählich abgebläst ward. Eines Abends, etwa vierzehn Tage nach Franzens Verlobung, fing der höhnische Mensch im vollen Wirtshause, doch an einem andern Tische, zu sticheln an, erst vorsichtig und leise, dann lauter und frecher, der Franz that, als höre er's nicht, denn ihm war Streit und Kauferei von jeher verhaßt, und jetzt erst recht. „Ja, ja,“ meinte Lorenz, ohne Namen zu nennen, doch mit einem deutlichen Seitenblick, „das sind beides kluge Leute, die das Sprüchlein erfunden haben, und die darnach thun: Was man erweibet, das braucht man nicht zu erhaufen. Aber mit jeder versteht's, mit jeder mag's. Wenn Blut und Thränen an dem Gelde kleben, wenn die Kronenthaler Kreuzerweis den armen Leuten abgezwaht worden sind, dann dank' ich dafür, da bleib' ich lieber ein armer ehrlicher Kerl.“ Noch immer hielt Franz, wenn auch mit Mühe, an sich; hatte er doch ein gutes Gewissen, daß er die schöne Waly nicht ihres Geldes wegen gewählt. Aber nun ward gewispert und geklüstert am andern Tische; er verstand den Namen Pauly, weiter nichts, bis ein dröhnendes Gelächter losbrach und dazwischen, vielleicht von verschiedenen Stimmen, die Worte fielen: „Das ist gut — der italienische Räuberhauptmann — das ist wirklich gut!“ Zornbebend sprang Franz hinzu: „Wer hat das gesagt?“ donnerte er und sah sich mit funkelnden Augen im Kreise um, der plötzlich ernst und still geworden war. „Schau mich nicht so grünnig an,“ sprach endlich der Kottenhöfer besänftigend; „ich bin's mit gewesen, und schön war's gerade auch mit. Aber rüh' mit viel dein herum; es ist am besten. Denn das sag ich auch, die Welchen wären besser draußen geblieben, wo sie hergekommen sind.“ Ein beifälliges Gemurmel erhob sich, und Lorenz grünte schadenfroh. „Bist du's gewesen?“ fuhr Franz ihn an. „Hättest die Dirstspitzen sollen,“ höhnte der Lauge; die andern lachten, zu dem Schandwort wollte sich keiner bekennen; der junge Mann sah in seinem gerechten Zorne zu gefährlich aus.

„Erst frech, dann feig, es stimmt!“ rief er verächtlich. „Ein Ehrenmann vertritt, was er gesagt hat, oder nimmt zurück, was ihm in der Hitze entfahren ist; der heimtückische Verleumder schleicht im Dunklen. Jeder rechte Bursch schämt sich, einem wackern Mann hinterwärts eins anzuhängen und rechtschaffene Leute, die im Schweiß ihres Angesichts ihr Brot essen, Räuber zu schimpfen. Auch mit einmal anhören sollt' er's. Ich wenigstens thut's mit!“

Für den Abend hatte er ihnen das Maul gestopft. Aber böse Spitznamen haben sich leicht an und haften fest wie Kletten. Unkraut samen fliegt weit und schnell. Bald zischelte man auf fünf Stunden Entfernung, wenn die Luft rein war, vom italienischen Räuberhauptmann.

Noch hatte Pauly seinen neuen Titel nicht gehört. Da wollte es das Unglück, daß einer seiner weltlichen Steinbauer einen Raub beging, wie unter vielen frommen Schäfern ein räudiges sein kann. Der Glende wurde ertappt und verurteilt, und als man ihn auf der Galgenleite im Surgrunde hängte, da redeten freche Mäuler seinen Arbeitgeber zum erstenmal offen mit dem Schandworte an. Ins Herz getroffen, ratlos starrte Pauly auf die Menge. „So?“ feuchte er, als er endlich Worte fand, mit heiserer Stimme, „ich bin der italienische Räuberhauptmann! Auch recht! Jetzt aber ist's aus mit aller Freundschaft und Nachbarlichkeit! Meine Freunde sind fortan die Italiener allein. Die Siegsböfer draußen können sich meinetwegen ihre Kirchenfäulen nun aus Athnet teuer genug kommen

lassen. Futtertröge fürs liebe Vieh mach' ich aus dem Marmor, den ich schon für sie bestimmt. Nichts thut der Räuberhauptmann mehr aus Liebe, damit Punktum!“ Grimmig eilte er heim. Von jedem freundschaftlichen Verkehr zog er sich jetzt noch mehr als früher zurück. Aber wo er konnte, that er seinen Nachbarn Arg an. Bald waren am Gericht in Traunstein zehn Rechts-händel auf einmal anhängig, alle wegen Flurgrenzstreit. Eifrig bemühte er sich, den Urheber seines Spottnamens ausfindig zu machen, doch es gelang ihm nicht. Das verbitterte ihn immer mehr, auch gegen Unschuldige.

Da geschah bei der gefährlichen Arbeit im nahen Bergwerk wieder einmal ein gräßliches Unglück. Neun brave Knappen wurden verschüttet und tot oder schrecklich gequetscht herausgeschafft. Das Glend und der Zauner der Hinterbliebenen forderte die werktätige Hilfe der Bemittelten im Gau heraus. Alsbald wurden Sammlungen veranstaltet, und ein damit beauftragter Mann, wohlgenant, aber vorschnell und unvorsichtig, klopfte mutig auch auf der Eggerhöb' an. Das war wohlgethan; er zeigte dadurch, daß er trotz alledem den mürrischen Pauly nicht für so gar schlimm hielt, und als er dem reichen Steinbruchbesitzer die Not der armen Leute beweglich schilderte, da hörte derselbe ihn ruhig an, und es zuckte seltsam in seinem Gesicht, als ob er innerlich mit sich kämpfte. Doch vielleicht forderte der Sammler in seinem Eifer, wo er hätte bitten sollen, oder ließ sich sonst ein unbedachtes Wörtlein entschlüpfen, denn plötzlich rief Pauly höhnisch: „Der Räuberhauptmann hat für deutsches Bettelvolk nichts; er muß auf seine Handliten, die armen Italiener, schauen!“ ging damit in die Kammer und schmetterte die Thüre hinter sich zu. Waly schämte sich und entwich in die Küche; der Einsammler aber ward nach dem ersten Verdustsein auch hitzig und verließ polternd und scheltend das unwillige Haus. Am offenen Fenster vorbeigehend, schrie er zu Pauly hinein: „Räuberhauptmann ist noch viel zu gut für dich, du wüster Geizknochen, du gefühlloser Mensch, so hart und kalt wie der Marmor deiner Büchse! Ich weiß einen bessern Namen für dich, und werd' dafür sorgen, daß alle richtigen Leut' dich fortan so nennen: Steinberz sollst du heißen von Stund' an!“ Mit langen Schritten eilte er bergab; ein höhnisches Gelächter erscholl, und noch eine zweite hagere Gestalt, die dicht ans Haus geduckt den Vorgang ungesehen belauscht hatte, schlüpfte in die Büchse. Pauly aber zuckte zusammen: „Wa — was? Steinberz! Nein! Halt ein, Nachbar!“ rief er hinaus; „halt noch a wengl — komm herein! Steinberz hat der Pauly feins; den Winven und armen Wasserin soll geholfen werden. Steinberz, na, das bin ich nit. Hundert Gulden will ich zeichnen, gleich mitgeben, ich will um des Gotts willen nit Steinberz heißen.“ Aber der Wind wehte ihm entgegen, oder der Einsammler wollte nicht hören. Verzweifelt rief Pauly seine Tochter herein.

„Waly, hast gehört,“ feuchte er, „wie man deinen Vater schimpft? Räuberhauptmann wär' zu gut für ihn, Steinberz soll er jetzt gar noch heißen — Himmel, Steinbruch und Sprengpulver! Ich, ich, der Pauly auf der Eggerhöb', soll Steinberz heißen! Nein, das darf nit geschehen. Hab' ich bisher mein bißchen Gutes im stillen gethan, so muß ich jetzt auch einmal prahlen und prözen, sie wollen's nit anders. Hol mir meine Zoppen und den bessern Hut, rasch! Jetzt nehm' ich fünf-hundert Gulden aus dem Kasten und spring' ins Thal und laß' mich nach Traunstein hinausfabren mit dem Geld. Und meinen Namen schreib' ich dazu und

»Für die Witwen und Waisen der verunglückten Bergleute«, — sie sollen den Pauly von der rechten Seite kennen lernen!“ Eilfertig sah er sich nach dem Schreibzeug um.

„Ja, guts Vaterl, das thu!“ rief Waly hocheifrig und eilte hinaus. Als sie nach kurzer Weile mit Hut und Toppe wieder erschien, meinte sie: „Und weißt, Vater? Klopft unten in Höppling beim Franzl an. Mein Hochzeiter wird dich geleiten und dir rasch alles in Ordnung bringen.“

„Dein Hochzeiter, Dirndl!“ schrie Pauly, vom Tisch, wo er geessen, aufspringend und ihr sein von Wut verzerrtes Gesicht zuwendend, während er mit seiner Rechten ein Blatt Papier zerknitterte. „Zu dem, denkst du, soll ich gehen? Aus ist's, rein aus! Waly, ich sag' dir, denk nimmer an den windigen Bergschützen!“

„Uns Himmels willen, was ist denn geschehen?“ fragte Waly entsetzt, aber ihr Vater donnerte in rasendem Zorn: „Schweig und gehorcht! Sonst, bei meiner Tren', ist's mir völlig einerlei, wie's geht. Von dem Wohlgenuth-Franzl laß mir auf der Stell', oder ich sorg' dafür, daß das Schlnsgerhaus hier samt mir, Kind und Kegel, da — da schau! da hinterfliegt über die Forellewand!“ und er riß die Faum mehr zum Stehen fähige Tochter ans Fenster und wies hinab nach der schauerlichen Tiefe zur brausenden Traun.

Waly erblickte und schluchzte: „Ach Vater, das kann dein Ernst nit sein. Du bist außer dir, und mit Fug und Recht, weil die arge Welt dein gutes Herz nit erkennt und ein grantiges Wörtl gleich so streng abndet, statt auf die Handlungen zu sehen. Wir kennen dich besser. Laß deinen Zorn nit an Unschuldigen aus!“ Und zwei große Thränen rieselten aus den Bergschmeinnichtaugen über die rosigen Wangen auf das duftende Edelkraut-Sträußlein nieder, das mit seiner unbeschreiblichen Farbenpracht ihr kleidames Nieder schmückte. „Gelt, du hast mich nur erchreden und prüfen wollen? Du bist dem guten Franz nit von Herzen böß?“

„Nit böß soll ich dem heintüchtigen Jäger sein?“ schrie Pauly, der nur einmal Atem geschöpft hatte, mit neuer Kraft. „Hör, Dirndl, ich haß' ihn! Ich sag' dir nur soviel: du hast zu wählen zwischen ihm und mir! Wam' d' ihm nit sogleich mit einem richtigen Briefl die Lieb' auffagst, denn sehen darfst du ihn nimmer, nit augenblicklich sein Ringel zurückschickst — dann — dann, ungeraten Kind, trifft dich mein —“

„Vater, Vater! uns Himmels willen, sprich's nit aus, das unselige Wort!“ flehte Waly zitternd und bis in den Mund erblickend. „O Vater, denk ans tote Mutterl und fluch ihrer Waise nit. Sei gut, Herzensvater, sei wenigstens deiner armen Waly wieder gut“ — sie weinte heftig dazu —, „deinem einzigen Kind, das ja alles thun will, was du befehlst, wenn ihm auch vielleicht das Herz darüber bricht! Ach Vater, hab' deine kleine Waly nur wieder gern!“

Diese Unterwürfigkeit besänftigte den Erzürnten ein wenig. Er drang nicht weiter auf sofortige Erfüllung seiner harten Forderung, sondern rüstete sich zum Gehen. Sanft und gewandt ging ihm seine Tochter dabei zur Hand und begleitete ihn noch eine Strecke, bis er sprach: „Nit weiter, ich hab' Cil'. Du bist alleweil mein einzig guts Kind gewesen, Waly. Ich müß' wirklich ein Stoa'herzl im Leib haben, wenn ich dich nit lieben thät'. Aber da nimm, er reichte ihr einen zerknitterten Brief. „Der Wind hat's zum Fenster hineingeweht just eben, ich fand's auf dem Tisch — lies es und gib mir dann als gute Tochter Bescheid, wann ich heintomm'. Jetzt b'hüt Gott, Dirndl! es ist Zeit.

— Nein, nein! der Pauly von der Schlnsgerhöb' hat kein Steinberz! kein Steinberz!“ so hörte Waly, die ihm sinnend nachschaute, ihn noch mehrmals wiederholen, während er, so rasch die alten Füße vermochten, den beschwerlichen Steig an der Forellewand zu den Hochöfen an der Traun hinabstieg, um dort den nach Traunstein fahrenden Postwagen zu erreichen. Es war Zeit; schon erscholl das Horn lustig durch die Thalstille, doch kam er, keuchend das Säcklein mit dem schweren Silbergeld schleppend, just noch recht, und wollte gerade einsteigen, als plötzlich ein unselig Wort zu seinen Ohren drang. Aus einem hisepfeidenden Hochofen-Gewerk kam's hervor, wo die Armut im Schweiß des Angesichts gar hart ums tägliche Brot ringt. Noch wehte oben die Trauerfabne für die im nahen Bergwerke verunglückten Kameraden, und die Inschrift „Glid' auf“ am Giebel war mit Zimmertellen umkränzt. Aufjage, halbnaakte Arbeiter riefen einander grimmig zu: „Da schaut, Brüder! Das reiche Steinberz von der Eggerhöb' fährt sein Geld spazieren!“ Der heißblütige Einsammler hatte seine unbesonnene Drohung allzuwahr gemacht.

Bis in die Seele getroffen, ließ der Unglückliche den Geldsack fallen, daß die blanken Gulden über die Straße rollten, und griff mit beiden Händen nach der Brust, daß sie nicht zerpringe, er hätte laut ausschreien mögen, so heftig und schmerzhaft pochte sein armes Herz — ach! er fühlte nur zu gut, daß es nicht aus Stein war. Der Schwager, der nicht länger warten konnte, ließ die Pferde wieder ausziehen, und die Räder rasselten über die Gulden und Kronenthaler, daß einige derselben klingend in die Höhe sprangen. „Das ist der rechte Pandstraßenschotter, Steinberz, für die armen Leut!“ meinte der Kosselenker noch und fuhr lachend von dannen.

Ein armes Weib, das mit zwei Kindern des Wegs zog, war stehen geblieben und hatte den ganzen Vorgang mit angesehen, die zur Bettlerin gewordene Witwe eines der jüngst umgekommenen Bergknappen. Mit unsäglicher Bitterkeit starrte sie den reichen Mann an, nahm dem kleinern Kinde sein bisheriges Spielzeug, eine feurigrote Steinnetze, ging auf Pauly zu und drückte sie ihm in die Hand, was er in seiner Verwirrung sich schweigend gefallen ließ. „Das ist das rechte Blüamperl für dich!“ sprach sie, während die Hüttenleute neugierig zuschauten. „Du frommer Marmacher, steck's dir auf den Hut, es paßt für dich! Die Farb' ist seine einzige Schönheit; ohne Seele, ohne Duft wächst es auf dem Marmorgestein, das so hart ist, wie dein Herz. Nimm das Stoa'nagerl mit heim, laß es dir einst als einzigen Blumenschmuck in den reichen Totensarg legen, auf's kalte Steinberz, das wohl auch einmal vergeblich zum lieben Herrgott um Erbarmen schreien wird!“ Verächtlich wandte sie sich ab. „Steinberz, Steinberz!“ schrie das fluchende, erregte Hüttenvölk, während Pauly, keines Wortes zur Verteidigung mächtig, voll brennenden Schmerzes sich wandte und wie wahnsinnig den Bergwald hinaufführte. Doch bald machte er, zu Tode erschöpft, auf einem Felsvorsprung Halt. Er fluchte wild auf, sprühte wutschäumend aus und schrie wie rasend hinter: „Recht so, ihr Steinesel ohne Menschenkenntnis, Überlegung und Verunft! Brüllt nur zu! Jest hör' ich's nimmer. Ihr habt's fertig gebracht, ja, beim Teufel, ich geipir's, ihr habt mich versteint bis in die innerste Bergkammer hinein — versteint — versteint!“ — Damit entschwand er den Blicken der ihm nachfluchenden Arbeiter. Deren Kinder hatten sich indes jubelnd über die blanken Sil-

berstücke hergemacht, bis ein verständiger Aufseher ihnen wehrte und alles Geld wieder ins Säcklein sammelte.

Bauly ging nicht sofort heim, sondern finster brütend zu neuen Marmorbrüchen hin, wo er schweißtriefend und an allen Gliedern zitternd anlangte. „Buttolo!“ herrschte er einem Arbeiter zu, als ob derselbe auf beiden Ohren taub sei, „auf! spüte dich! Such den härtesten Marmorblock, und den forme mir in aller Eile zu einem Herzen. Mit zu klein! es soll ein Sprüchlein drauf. Reicht der Tag nit aus, so laß dir vom Mondlicht leuchten zu der herzigen Arbeit.“ — und der Armste lachte unheimlich zu seinem häßlichen Witz.

„Bei Sonnenaufgang will ich's auf der Eggerhöb' haben, verstanden?“ Der Italiener schaute seinen erregten Herrn überrascht an, schüttelte sein schwarzes Vorderrücken und wischte sich den Schweiß vom braunen Gesicht. „Zit kanns nit heren, Signor Padrone!“ radebrecte er dann. „Is sich nit möglt, so muell eine arte Steinherz su machen. Übermorgen, Signor Padrone —“ „Morgen!“ donnerte Bauly, und setzte ruhiger hinzu: „Es braucht nit poliert und kunstvoll ausgeführt zu sein, wie die frommen Kirchenfassen. Laß es nur recht roh und rauh, so wird's meinem eigenen da dein in der Brust wohl am ähnlichsten.“ Seine Stimme klang wehmütig bei diesen Worten, doch sich wieder in den Zorn hineinredend, drängte er: „Schaff's mir nur zeitig auf die Höb'! Mit starken Eisenklammern sollst du's ans Holzgebäll meines Hauses besten; just über der Hausthür mach's fest, daß es nimmer herunterfällt, so lang ich leb'; das »Willkommen all'«

reiß herunter und wirf's in die Schlucht; in das Steinherz aber, merk dir's wohl, sollst du einhauen:

„Bettler, fort! Bis dies erweicht, Wird nur Stein dir hier gerichtet.“

Das sei fortan mein Sinnspruch und Gruß. Nun flugs ans Werk!“

Er wandte sich heimwärts und keuchte mühsam bergan. Kopfschüttelnd sah der Italiener ihm nach. „Wer so reden und handeln kann, der hat kein kaltes, sondern noch ein sehr warmes Herz,“ dachte er. „Der Signore Padrone ist wohl verkannt worden von den tölpischen Micheln, und das thut weh.“

Waly hatte, sobald der Vater sie verlassen, natürlich nicht geögert, das im letzten Augenblick von ihm erhaltene Brieflein zu lesen, welches also lautete:

„Lieber Freund Bauly!

Du sollst doch endlich erfahren, wenn Du Deinen schönen, wildromantischen Namen »Italienischer Mäuerhauptmann« verdankst: dem windigen Bergschützen Franz Wohlgeruth, der es auf das einzig liebe Mäuerhauptmannstöchlein und auf die ganze Beute abgesehen hat. Nicht wahr, ein witziger Eddam? Du blinder Steinbock, zu diesem Forstlummel gratuliert Dir Dein aufrichtiger Freund und Landsmann.“

Die Unterschrift des Verleunders fehlte natürlich. Verächtlich warf das Mädchen den Wisch hin und rief: „Ein dummes, elendes Bubenstück, weiter nichts! Wie kann der Vater nur einen Augenblick so feige Lügen glauben?“ — Dann nahm sie das Blatt nochmals zur Hand und betrachtete die Schriftzüge aufmerksam.

Sie waren offenbar verstellte, aber nicht besonders geschickt. „Vom Lorenz! so wahr ich leb!“ rief sie, und dachte kopfschüttelnd: „Hätt ich kein dummes Liebesbriefl dazumal nit ins Feuer geworfen, so wär' die Vergleichung und der Beweis nit schwer, doch es findet sich sonst wohl Gelegenheit dazu. Und — halt! schlich er nit heut ums Haus herum? Mir war's, als hätt' ich ihn lachen hören und die lange Stange im Busch verschwinden sehen. Er hat sein sauberes Machwerk selbst durchs offene Fenster hineingeworfen, aus Bosheit und Eifersucht. Alles ist klar und der Vater wird's einsehen, wenn er mit ruhigem Blute heimkehrt.“ Getröftet ging sie ihren Hausgeschäften nach.

Die Sonne, dem Untergange nahe, goß ihren letzten Glanz in die Wohnstube hinein, als Bauly mit wankenden Schritten ein-



„Das ist das rechte Wämerl für dich!“

trat, ohne Gruß, verstörten Blicks. Die glühend rote Steinmelle hielt er, wie geistesabwesend, noch immer in der Hand. Waly erschrak heftig, das fromme „Grüß Gott“ blieb ihr auf den Lippen; auch ihr Vater war anfangs keines Wortes mächtig, er taumelte auf sie zu und fiel ihr weinend um den Hals: „O mein Kind,“ stöhnte er dann, „jetzt hab' ich nur noch dich, dich ganz allein auf der böien Welt. Das blinde Volk hat mich ungebört gerichtet, ungerecht zu dem schauerlichen Namen »Steinherz« verdammt. Aber nit wahr? du fühlst, wie es noch da drinnen pocht und hämmert — o mein Gott!“ Er verstummete plötzlich, dagegen entrang sich ihrer Brust ein fürchterlicher Schrei, der alsbald die sehr nötige Hilfe herbeirief. Sie glaubte nicht anders, als der starre, sprach-

Iose Vater sei schon tot. Doch nach Anwendung einiger geeigneter Mittel gab er wieder schwache Zeichen des zurückkehrenden Lebens, man schaffte ihn sorgsam zu Bett und sandte nach dem Arzte. Es dauerte lang, eh' er zur Stelle war und mit ernstem Gesicht das Nötige anordnete, länger noch, trotz aller Eile, eh' die Arznei ankam, und Waly verbrachte, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, am Krankenbette ihres armen Vaters eine schreckliche Nacht. Auch zu Franz hatte sie zu schiden gewagt, aber er war nicht daheim.

Inzwischen hatte bereits ein Umschwung der öffentlichen Meinung begonnen, der immer vollständiger ward. Als die Hüttenleute, des Schreiens müde, zu ihrer Arbeit zurückkehrten, rief ihnen der Aufseher entgegen: „Ihr Karren, wißt ihr, was ich da eben im Säcklein finde? Einen offenen Zettel, an den Einsammler gerichtet — der Pauly ist vorförslich und wollte seinen Augenblick verlieren. So schreibt er, horcht zu: »Vieher Freund, wenn ich Euch mit dabei antreff', laß' ich das Geld Eurer Frau und ihu' Euch hiermit zu wissen, daß diese fünfhundert Gulden für die Hinterbliebenen der verunglückten Bergleute bestimmt sind —.« Was sagt ihr nun? Wer giebt sonst noch so viel? Und diesen Mann schimpft ihr Steinberg!“

Das hörten die schwarzen Riesen mit offenem Munde an und ließen die dumpfen Köpfe hängen. Aus der Menge, die sich bei dem Auftritt gesammelt hatte, wurden nun auch andere Stimmen laut. Ein altes Weib meinte: „So viel auf einem Haufen hat er noch nie in seinem Leben gegeben, aber wenn's mit immer regnet, so tröpfel's doch.“ „Auch ich hab' nie vergebens auf der Eggerhöf' angeknöpft,“ stimmte eine andere arme Frau zu. — „Ja, die Waly ist ein herzig guts Dirndl.“ — „Und der Alte besser, als man ihn verschreit. Er hängt's nur mit an die große Glocken.“ — „Fünfhundert Gulden auf einem Haufen, denkt nur an! Das stopft manches Loch. Damit verdient er sich einen Stuhl im Himmel.“

So erhoben die Wandelbaren jetzt um die Wette den eben noch verlästerten Mann. Als später sein wahnsinniges Gebaren im Steinbruch und seine plötzliche Erkrankung ruckbar wurden, nahm das allgemeine Mitleid noch zu und verbreitete sich im Laufe des nächsten Tages fast schneller noch, als vorher der neuerfundene Geknabe. Auch der heißblütige Einsammler fühlte sich davon erfaßt, und es hätte der scheelen Blicke und lauten Vorwürfe der andern nicht bedurft, Reu' und Leid in ihm zu erwecken. „So war's mit gemeint, so sollt's mit kommen!“ murrte er kopfschüttelnd und erkundigte sich beim Arzte höchst besorgt nach dem Befinden des Verkannten, für den ihn gestern noch der Name „Räuberhauptmann“ zu gut gewesen war. „Man schwätzt in einer Minute mehr, als man im ganzen Leben beantworten kann,“ rief er zerknirsch. „Wann krieg' ich endlich einmal die verwißchte Zunge in meine Gewalt?“

Nun kam auch Franz zurück und schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als er hörte, was inzwischen geschehen war. „Wißt ihr, wo ich gewesen bin?“ rief er in hellem Jörn. „In Siegsdorf, wohin einer Räuberhauptmann und Steinberg mich heimlich geschickt hat — jetzt soll's heraus! Und was ich dort gemacht hab'? Dem Herrn Pfarrer bestellt, der Pauly auf der Eggerhöf' habe sein schönes Briefel empfangen und geb' ihu' Recht, die armen Leut' sollten nit hüßen, was Karren und Bösewichter verbrochen. Die Säulen würden geliefert, aber er müßte sich noch ein wenig gedulden, und viel davon gered't werden solle überhaupt nit. Das hab' ich ausgerichten müssen und die ganze Gemeinde erfreut, und deroeil ärgert man hier den guten Mann zu Tode!“

Ungefännt suchte er den Kranken auf, denn daß er mittlerweile bei demselben verknendet worden war, wußte er nicht. Pauly hatte die Nacht und den Vormittag im Fieber und in halber Bewußtlosigkeit zugebracht, doch von seiner Tochter aufs treueste gepflegt und vom Arzte wiederum besucht, sich später so weit erholt, daß Waly, als ihr die Anfunft ihres Verlobten flüsternd gemeldet wurde, sie dem Vater behutsam mitzu-



Waly reichte ihm einen stärkenden Trank.

teilen wagte, zugleich mit ihren sichern Vermutungen über den Schreiber des nichtswürdigen Briefes. Der Kranke, der recht schwach und gebrochen auf seinem Bette lag, mitleidvoll. Sein Jörn war verarracht, sein geistiger Blick wieder klarer, seine Stimmung milder geworden in Angesichte der Ewigkeit. „Wird schon so sein, Dirndl,“ sprach er leise. „Es giebt halt viel böser Leut' auf der Welt — mir thum sie bald nichts mehr. Franzl ist angeschwärzt worden, wie ich auch — gewiß, laß' ihu' nur hereinkommen.“

Er drückte dem bekümmerten Bergshüßen, der auf den Zehen näher schlich, mit matten Fächeln die Hand, hörte schweigend seinen Bericht und den Dank der armen Gemeinde an und flüsterte dann: „Ruh' alles nichts — ich bin und bleibe das Steinberg — auch unter der Erd.“ Damit kehrte er sein Antlitz nach der Wand, als ob er schlafen wolle, oder ungesehen weinen. Fortan hatte er zwei Pfleger.

Die Sonne stand schon tief, da hörte man in der stillen Krankstube, deren Fenster bei dem milden Wetter offen war, draußen das Geräusch vieler nahenden Schritte. Auch Pauly ward aufmerksam. „Das wird Buttolo sein,“ murrte er finster, „endlich!“

Waly ging hinaus, um nachzusehen, und als sie nach einer Weile wieder eintrat, lag ein seltsamer Ausdruck auf ihrem schönen Gesicht. „Jawohl, lieber Vater,“ sprach sie sanft, „Buttolo ist's und hat ein seltsam Stück Arbeit mitgebracht. Aber auch die andern Arbeiter sind alle da; sie wollen hören, wie's ihrem lieben Herrn gehe.“

„Zu Ende geht's, sag ihnen das,“ antwortete der Alte hart. „Und eh' sie Feierabend machen —.“

„Es sind noch andere Leute da,“ fiel ihm die Tochter mit zitternder Stimme in die Rede, „aus Eisenerz, aus Traunstein, aus der ganzen Nachbarschaft, viele, und einige möchten zu dir hereinkommen, wenn's erlaubt ist — fühlst du dich stark genug, lieber Vater? oder—“

„An mir ist nichts mehr zu verderben,“ sprach er rauh, „doch was soll's? Können sie mich mit einmal in Ruhe sterben lassen? Was wollen sie?“

„Nur Gutes und Liebes,“ antwortete der Arzt, der in diesem Augenblicke eingetreten war, „und ich erlaub's, wenn Ihr selbst nichts dawider habt, alter Freund.“

Der Kranke sah ihn forschend an und antwortete nichts, richtete sich aber halb auf, was als Zeichen der Zustimmung angesehen wurde; Franz schob ihm ein Kissen in den Rücken und Waly reichte ihm einen stärkenden Trank. Unterdessen ließ der Arzt sieben Männer ein, darunter einige sehr angesehene Bürger. „Macht's kurz!“ raunte er ihnen zu; „wir haben nimmer viel Zeit.“

Leise, ehrerbietig, den Hut in der Hand, traten sie näher. Paulty erbeute noch einmal in kaum bezwingbarer Aufregung: er hatte den Einsammler erkannt, und gerade dieser nahm, nach höflichem „Grüß Gott!“, zuerst das Wort.

„Lieber Freund und Nachbar,“ sprach er vernehmlich, und sein ehrliches Gesicht ward hochrot dabei; „ich hab' die Unrecht gethan in meiner verwünschten Bitte und bitt' dir's ab hier vor Gott und Menschen. Unter deiner rauhen Schale schlägt ein weiches Herz, das wissen wir all!“

„Und wir danken Euch,“ fuhr ein würdiger Traunsteiner fort, „für die überreiche Gabe, die manche Thräne der Witwen und Waisen unserer armen Bergleute stillen wird.“

„Ich hab' Euch nie verkannt,“ sprach der Aufseher aus dem Hüttenwerk, „und unsere Arbeiter — doch sie mögen für sich selber reden!“

„Ja,“ begann ein Riese, der sich jetzt aber frisch gewaschen und in den Sonntagsstaat geworfen hatte, „wir sind halt heißblütig, das macht das Feuer, und zuweilen dumm dazu. Verzeih uns, Vater Paulty — und wer fortan das Maul aufreißt zu einem Lästerer über dich, dem stopfen wir's!“ Er reckte die gewaltigen Arme und ballte die Fäuste. „Kameraden!“ rief er dann aus Fenster springend, „der gute Paulty lebe hoch!“

„Hoch! hoch!“ scholl es draußen aus allen Kehlen, „der Wohlthäter im stillen, der gute Arbeitsherr hoch!“ Für einen Schwerkranken vielleicht etwas laut — der Arzt schüttelte den Kopf, doch was wollt' er machen? Vielleicht schadete es auch nicht mehr. —

Paulty saß mit schwimmenden Augen im Bette da; sein verwittertes Antlitz leuchtete wie ein schroffer Fels im Abendrot. Reden konnte er nicht; er drückte nur der Reihe nach jedem die Hand.

Da ging nochmals leise die Thüre auf und Buttolo trat heran, auch Thränen in den schwarzen Augen. „Unmöglich bei Sonnenaufgang, Signor Padrone,“ sprach er, „aber nun ist es ferti bei Sonnenuntergang, und wohlgeraten. Die Herren haben's gesehen — schaut selbst!“

Er deutete nach dem Fenster, zu dem seine kräftigen Genossen soeben mühsam den herzförmigen Marmorblock emporhoben. „Wohin nun damit, Padrone? Über die Thür?“

Mit Macht schüttelte der Sterbende das Haupt; er fand jetzt auch Worte. „Willkommen all!“ rief er vernehmlich, „in die Tiefe mit dem Ding; über die Wand in die Traum hinab!“

Großer Volkstafelberg für 1892.

„Dann helf' ich tragen!“ gelobte der Einsammler; „das soll ein Teil meiner Ruhe sein!“ Er eilte hinaus, und bald kollerte das Steinherz über die Fellenwand ins Blutengrab.

Paulty lächelte befriedigt. Aber jetzt ging in seinem Antlitz eine unbeschreibliche Veränderung vor. „Er stirbt!“ schluchzte Waly, und während die Männer im Gemache und draußen leise beteten, und eine Berglerche, unbekümmert um Menschenleid, tirilierend zum Himmelsblau emporstieg, ging auch des armen Mannes verführte Seele in die Wohnungen des ewigen Friedens ein. —

Sein Haus aber wurde von dem jungen Paare, dem er die Lebenswege geebnet, „Friedenstein“ genannt, und in Munde des Volkes bekam es einen fast noch schöneren Namen: „Das Heim der Armen“. Denn kein Notleidender klopfte jemals dort vergeblich an, und besonders bei jeder Wiederkehr von Paultys Todestag pilgerten die Hilfsbedürftigen in langen Zügen hinauf und kehrten reich beschenkt in ihre Hütten zurück.

Franz und Waly haben viele Jahre in Glück und Eintracht droben gewohnt und Kinder und Enkel und Urenkel kommen sehen, doch nie des treuen, vielverkauften Vaters vergessen, den ein unbedachtes Wörtlein so rasch ins Grab gebracht hat.

Bedarf's noch einer ausdrücklichen Lehre und Nuzanwendung? Lies Jakobi 3, 2-10, und etwa das Sprüchlein:

Die Zunge halt'
Im Zamm! Wie bald
Kann sie im Zorne sprechen
Ein böses Wort;
Das wirkt oft fort
Bis Glück und Herzen brechen.

Heiners Meisterstück.

Erzählung von Paul Wenger.

Das waren trinkbare Männer, die Wackeren von Panfenburg! Alltäglich versammelten sie sich zum Fröhlichschoppen in der gemütlichen Hinterstube Peters, und manhaft kneipten sie, bis die besorgten Hausfrauen um zwei herum ihre seßhaften Mannen nach Hause holten.

Die Kunde nannte sich „Sterngucker“, weil nach dem blanken Stern, dem Wirtshauschild, ihr Herz sich allzeit sehnte und ausschaute. Und was damals die Sterngucker geleistet, wird als Tradition noch heute erzählt von andächtig bewundernden Enkelkindern.

Zwölf, wie der Apostel Schar, war ihre Zahl. Schlumm, der Apotheker, Fröhlich, der Bürgermeister, Weller, der Barbier, Dutt, der Krämer; dann der Schmied, der Bäcker, der Ratsschreiber; Peter, der Sternwirt, Hanzel, der Förster, Stolz, der Doktor, Bud, der Zeitungsmann und Nikolaus Geißler, der Metzger. Bisweilen ließ sich auch Siedler blicken, der Zöllner, eigentlich Herr Zollkontrollleur betitelt, aber fast als ein Judas Ischariot wurde er betrachtet, denn er trank den Wein nur viertelweise und immer mit moralischem Wasser gemischt.

Kein Wunder, daß das Paster sich tief eingewurzelt hatte; der Wein war gut, ein echter Wein von Grenzach, die Speisen billig und frisch. Die weiten Reviere des Schwarzwaldes versorgten Peters Küche mit allerlei Wildpret, und wenn man ans Fenster der Hinterstube oder hinaus auf die rebenumrankte Veranda trat, so schimmerte unten der Rhein zwischen grünen Ufern, wo den Salmen und andern schwachhaften Fischen tüdliche Fallen in großer Anzahl gestellt waren.

Am Johannisstage im Jahre des Heils 1827 ging es besonders hoch her im Sternen zu Kleinfrauenburg. Puck, der Zeitungsmann, hatte dem Schutzpatron seines hochedlen Gewerbes zu Ehren der Runde köstlichen Salm gepredigt.

Die biedern Meister begossen solch' herrliche Gabe Altvater Rheins mit manch' kräftigem Schluck aus ehrwürdigen zinnernen Humpen.

Draußen im großen Wirtszimmer saßen einige Altgesellen, deren man nach gutem alten Brauche bei dem Liebesmahl auch nicht vergeßen hatte. Wenn drinnen die Herren sich Gesundheit zutranken, erscholl der Gesellen Lebehoch auf die Meister als mächtiges Echo.

„Und wahr ist's doch,“ behauptete in der Hinterstube der Barbier mit angeborener Hartnäckigkeit.

„Kast uns in Ruhe mit so dummen Aufschneidereien,“ brummte der Förster.

„Jung Blut will wieder Jugend,“ fügte der Zeitungsmann hinzu, „so war's allezeit.“

„Hat er nicht ein schönes Einkommen und noble Verwandtschaft auf Karlsruhe,“ eiferte Weller, der Barbier; „bei den Alten ist man gut gehalten.“

„Aber doch ist's nicht wahr,“ sagte der Bäcker mit geheimnißvoller Miene. „Ich könnte einen nennen...“

„D, der Heiner!“ fiel ihm der geschwätzige Barbier ins Wort. „Ja, freilich hat er der Jungfer zu tief in die blauen Angeln geguckt; ein braver Bursch ist's auch, der sein Geschäft versteht, aber arm, blutarm. War seine Mutter nicht Trudel, unsere alte Wäscherin? Wird sich wohl hüten, der Geißler, sein einziges Töchterlein dem Schlucker zu geben. Wo nichts ist, kommt nichts hin“ — es mischte sich etwas wie falsches Mitleid in die Rede des Barbiers.

„Und wieder sag' ich Euch Männer,“ dabei schlug der Sprecher bei jedem Worte wie zur Bekräftigung mit der flachen Hand auf den Tisch, „Jungfer Ludi (Luise) Geißler, des reichen Geißlers einzige Tochter, wird nächstens Frau Kontrolleur.“

„Herr!“ begann jetzt aufbrausend der Ratschreiber, „hütet Eure Zunge!“ Und die Brille zurecht rückend, führte er in wohlgelesener Rede aus, daß die Behauptung des geehrten Herrn Vorredners aus so und soviel innern und äußern Gründen hinsichtlich der Naturgesetze und der Sittlichkeit unhaltbar sei und nicht mehr und nicht weniger Glauben verdiene als viele übrige Mitteilungen aus jener Quelle — ohne übrigens dem liebwerten Herrn Nachbar und Vorredner zu nahe treten zu wollen. Die achtzehn Penze der Jungfer Ludi und die wohlgezählten dreißig Jahre des Herrn Kontrolleurs ständen in gar schlechter Harmonie; die Wahrscheinlichkeit spräche weit mehr für Heiner, der Geißlers rechte Hand und ein hübscher und freizbrauder Bursche obendrein sei.

Oben erbot er sich zu einer Wette um zwanzig Maß Marktgräser, da öffnete sich die Thüre und herein trat Herr Nikolaus Geißler in höchst eigener Person. Hinter ihm aber trippelte ein unscheinbares, langnasiges Männlein, mit mächtiger Brille bewaffnet, durch welche giftig grüne Augen hervorklugten, als wollten sie in jedermann einen Mißthäter erforschen.

Ohne die Befangenheit der Freunde, deren Gespräch plötzlich abgebrochen worden war, zu bemerken, schritt Geißler breitspurig auf seinen gewohnten Platz. Der Kontrolleur setzte sich ihm zur Seite.

Geschäftig brachte Frau Mina, die Wirtin, dem Sterngucker die gewohnte Maß und fragte dabei schnippsich den Herr'n Siedler nach seinem Begehre.

Hochmüthigen Tones bestellte das Männlein einen halben Schoppen, sowie das unvermeidliche Wasser.

Die Sterngucker hatten schnell dem Gespräche eine andere Wendung gegeben und befanden sich wieder in lebhafter Debatte über neue fähne Behauptungen Wellers. Der Kontrolleur nahm nicht daran teil; er hielt es unter seiner Würde, sich mit dem Figaro abzugeben, sehr zum Verdrusse des geschwätzigen Bartschabers, der sich durch bissige Anspielungen auf den Zöllner zu rächen pflegte.

Des Fleischers dickes Gesicht war lebhaft geröthet, er hatte wohl dem Eigengewächs im Keller besondere Ehre angethan, und aus seinem Aussehen ließ sich unschwer eine gewisse Befriedigung entnehmen. So sah der Geißler aus, wenn er auf dem Basler Markte seine mannigfachen Geschäfte mit gutem Gewinne abgewickelt hatte; freilich nahm er es dabei mit der Ehrlichkeit nicht peinlich genau. Konnte er einen Juden aus dem Gass übervorteilen, so ließ er sich von Gewissensstrubeln nie abhalten; das gehörte eben, wie etwas Grobheit, zum Handwerk und glich sich wieder aus, wie er sagte. Gleichviel aber, auf welche Art errungen, der Gewinn, das günstige Resultat erfüllte ihn immer mit sichtbarer Befriedigung. Auch heute hatte er gewiß ein gutes Geschäft zum Abschluß gebracht.

Nicht so zufrieden blickte Herr Siedler drein. Als er sich unbemerkt glaubte, entnahm er vorbereitend seiner goldenen Dose eine Prife und neigte sich zum Ohre seines Nachbarn.

„Gevatter,“ flüsterte er, „sed darf ich anklopfen bei den besten Häusern weitem im Lande. Daß ich bei Euch angefragt, ist, weil Ihr ein Ehrenmann seid, dem das Glück seines Kindes am Herzen liegt...“

„So ist's, Gevatter,“ gab Geißler leise zurück. „Die Zukunft meiner Tochter bestimme ich und die Mutter. Wir haben Euch mit Freuden und hochgeehrt das Jawort gegeben. Was soll nun die Dirn?“

„Große Freude hat sie just nicht gezeigt,“ brummte Siedler mürrisch.

„Weil sie's erschreckt hat, das dumme Ding! Was weiß die von Liebe!“

„Und habt Ihr das ganz genau erforscht, Gevatter?“

„Wie?“ fragte der Metzger unwillig. „Sie ist ein Bürgermädchen und in strenger Hut. Habt Ihr sie je auf einem Tanzboden gesehen, oder beim Maifest? Nicht allein aus dem Hause darf die Dirn!“

„Ganz recht, Gevatter, wenn aber im Hause...“

Da brauste der Metzger auf, er faßte den Kontrolleur beim Arme und sagte, so laut fast, daß es die andern hören konnten: „Wie versteht Ihr das, Gevatter?“

„Si nun,“ flüsterte das Männlein wieder mit gedämpfter Stimme, „man munkelt... habt Ihr nicht den Heiner im Hause?“

„Wer wagt die Behauptung, daß meine Tochter hinter des Vaters Rücken mit meinem Burschen ein Verhältnis unterhält?“ schrie der Metzger zornig läubend.

Im Zimmer war es mäuschenstill geworden; die Sterngucker schwiegen und horchten neugierig auf.

Aber Geißler schien es, als ob sich ein listig Lächeln auf manches Gesicht stehle.

„Wer wagt es, meiner Ludi ein' solche Schand' nachzureden?“

Da stand der alte Notar auf und legte dem Erregten die Hand auf die Schulter, ihn sanft auf den Stuhl zurückziehend.

„Gemach, Freund,“ sagte er ernst. „Wenn Ihr die Wahrheit hören wollt; ja also, es geht das Gespräch. Aber eine Schand', das ist's nicht, wenn eine brave Dirn' einen rechtshaffenen Burschen liebt.“

Draußen in der Wirtsstube ertönte das lustige Lachen der Altgesellen. Man hörte deutlich, wie Heiner, Geiß-

lers Oberbürche, mit sympathischer Stimme ein übermüdiges Lied vortrug.

Da sprang Geißler vom Stuhle auf und eilte zur Thüre.

„Heiner!“ rief er mit rauher Stimme hinaus.

Der Sang verstummte und nach wenigen Sekunden erschien, die seidene Mütze in der Hand, der Gerufene, eine schlanke, hübsche Erscheinung, im Zimmer.

„Wie viel Lohn hast noch zu bekommen?“ wandte sich Geißler barsch an den Gesellen.

„Ich brauch' kein Geld, Meister,“ antwortete der Bürche erstaunt.

Doch der Metzger warf prösig seine Geldtase auf den Tisch und sagte kurz und herrlich: „Drum hab' ich nicht gefragt. Da zahl' ich dich aus. Und augenblicklich verläßt du mein Haus, augenblicklich. . . Die vierzehn Tage Lohn für die Kündigungszeit sind dabei; ich schenk' sie dir!“

Diese Worte trafen Heiner wie ein Blitz aus heiterm Himmel.

„Ich hab' Euch treu gedient, Meister,“ sagte er tonlos. „Jetzt und immerdar. Warum soll ich aus Eurer Hause?“

„Warum? Weil du ein Schleicher bist, und damit basta!“

Verächtlich wandte sich Geißler von dem Gesellen ab und sagte mit erzwungener Ruhe zum Thorschreiber: „Ich hoffe, Ihr seid zufrieden, Gevatter! Und Ihr, Herren, habt gesehen, wie der Geißler seine Hausehre wahrt.“

„Was Ihr gethan, Gevatter Geißler, war nur recht und billig,“ antwortete der Thorschreiber. „Ich danke Euch für den Freundesdienst!“

Jetzt fiel's dem Heiner wie Schuppen von den Augen. Er sah den Traum seiner Jugend, sein ganzes Liebesglück von dem greisenhaften Nebenbuhler zertrümmert. Drohend ballte er die Faust und that einen Schritt gegen Siedler.

„Ihr seid's also gewesen; Ihr, Herr Thorschreiber! So weit hat also Euer Wig noch gerichtet, einen ehrlichen Kerl mit Schimpf und Schand' verjagen zu lassen!“

„Fein spinnt Ihr Eure Mädchen,“ entgegnete Siedler höhnißlich, „doch ans Licht der Sonne kommt's alleweg!“ Und leiser fügte er hinzu: „Habt Ihr wieder einen Schatz, so hütet Euch vor nächtlichem Singang und Lautengelting. Vom Zollhaus hört man weit!“

„Ein Schuft seid Ihr, ein Spion,“ stieß der Bürche in aufwallendem Zorn hervor, „der kein Galgenesicht überall hat, wo ein ehrlicher Christenmensch nicht hinschaut! Dieweil könnt' man ein Kalb Euch vor der Nase vorbeischmuggeln.“

„Ei, so probiert's,“ grinste der Zollner spöttlich. „Möcht' Euch übel bekommen, Hans Naseweis! Probiert's, und hundert Gulden zahle ich Euch, damit Ihr ehrlichen Anfang habt. Bringt's doch sonst niemals auf eigene Beine!“

Den Heiner durchzuckte es wie ein schwacher Hoffnungserschimmer.

„Gut,“ sagte er mit fester Stimme, „ich probiert's. Denkt wohl daran, Thorschreiber. Es wird mein Meisterstück sein. Denkt wohl daran, Ihr Herren.“

Dann ging er hinaus, und er ward in Laufenburg nimmer gesehen — weder in Klein-, noch in Großlaufenburg.

Ein leichter Nebel lag über den Fluren. Es war ein trüber Oktobertag. Melancholisch rauschten die

Fluten des Rheins zwischen den großen Granitblöcken bei Laufenburg hindurch. Von den Weintöcken und Buchen auf den Höhen sanken schon die letzten bunten Blätter. Der graue Himmel schickte unendlichen Landregen, und ein scharfer Nordwind bannte die guten Bürger von Groß- und Kleinlaufenburg in die behaglich geheizten Stuben.

Solch' Wetter war sehr zum Verdrusse der Wache am Kopf der Rheinbrücke, denn das leichte Schilderhaus war ein erbärmlicher Zufluchtsort für den fröstelnden Gardisten Messer.

Dort stand er drinnen, der Mann der Finanzen, die Hände in den Taschen, den grünen Kragen emporgeschlagen, die reichlich ausgefallene Nase noch mehr gerötet als sonst, und lebhaft war er beschäftigt, philosophische Betrachtungen über das Los der Menschenkinder im allgemeinen und über sein Schicksal im besondern anzustellen. Bei ihm war freilich nun gar nichts zu rühmen.

Der Herr Kontrolleur drinnen, wie gut der's hat. Durch die feuchten Scheiben fällt ein Schein heraus in die Dämmerung; er kommt vom Kachelofen, in welchem das ärarische Feuer lustig brennt und knistert und im Zimmer wohlige Wärme verbreitet. Der Gardist aber steht draußen, gebannt durch ein tüchtiges Geschick, das ihm gerade heute die Wache zufallen ließ, dabei noch nutzlos, denn seit zwei Stunden schon hat niemand die hölzerne Brücke passiert.

Doch endlich — beim Meerfräulein in Großlaufenburg bog eine Gestalt um die Ecke und schritt der Brücke zu. Es war ein schätzbiger Handelsmann, über dessen Schulter ein dichtgefüllter Sack hing. Neugierig wandte er näher — zum Teufel! — was blickt der Mensch so scheu und ängstlich um? Wieder rastete er am Ausgang der Brücke und wollte dann mit rascheren Schritten am Schilderhaus vorbei. Doch „halt!“ brüllte der Mann des Gesetzes mit dem ganzen Grimm seiner Würde und seiner galligen Stimmung.

Erschrocken blieb der Alte stehen.

„Hab' den Herrn Gardisten gar nicht gesehen,“ murmelte er verlegen. „Bitt' um Entschuldigung.“ Er lästete demüthig grüßend die schmutzige Mütze und wollte weiterschreiten.

Doch wieder bannte ihn ein donnerndes „Halt!“ des Zollwächters, dessen Mißtrauen durch das unsichere Wesen seines Opfers im höchsten Grade wachgerufen war.

„Was habt' Ihr in dem Sack?“

Über das Gesicht des Alten glitt ein verschmitztes Lächeln.

„Einen Hund.“

„Einen Hund!“ riefen der Wächter und Herr Siedler, der Kontrolleur, welcher inzwischen in die Thüre des Zollbureaus getreten war, überrascht aus.

„Nun ja, einen Hund,“ wiederholte der Handelsmann, sich gegen Siedler wendend.

„Wollt' Ihr uns foppen, Mann? Den Sack aufgebunden!“

„Was ist da Besonderes,“ wendete der Träger ein. „Es ist der Hund vom Dreher-Naz in Großlaufenburg. Ich soll ihn nach Thiengen zum Sonnenwoirt bringen, der ihn gekauft hat.“

„Werdet Ihr sofort den Sack aufbinden, verdammter Alter!“ brüllte Herr Siedler, frischrot vor Zorn.

„Warum nicht, warum nicht! Aber es ist ein bissiges Vieh, Euer Gnaden, drum hat ihn der Dreher-Naz in den Sack gesteckt. Ich bin an nichts schuld, wenn's giebt ein Unglück!“



„Allein schon kam die menschenfreundliche Warnung zu spät. Ungeduldig hatte Siedler an der Schnur gezogen und aus dem halbgeöffneten Gefängnisse streckte sich zähnefletschend und fürchterlich knurrend — ein riesiger Bulldoggstouf.“

Erschrocken sprang die Wache zurück, während der Händler sich furchtsam an das Brückengeländer drückte und Herr Siedler mit verblüffender Geschwindigkeit trotz seiner Nöth im Bureau verschwand.

„Pact die Bestie wieder ein,“ schrie er nach einigen Sekunden totenbläß und leuchtend vom Fenster herunter, aber weder der tapfere Messer noch der Handelsmann getrauten sich, ihre Stellung zu verändern.

Inzwischen schälte sich das Antier aus seiner Umhüllung heraus, und kaum seiner Fesseln entledigt, sprang es mit drohendem Gebell über die Brücke zurück.

Noch stand der Gardist wie versteinert, der Handelsmann lamentierte: „Hab' ich nicht gesagt, ein Hund?! Wenn ich ihn nicht mehr finde, wer wird mir geben die 20 Thaler, die er gekostet hat?“

„Pact Euch zum Teufel, alter Schuft,“ entgegnete Herr Siedler ärgerlich. Seit wann transportiert man Hunde im Sack?“

„Seit wann? Wenn es so bissige Köder sind! Ich reklamier' die 20 Kronenthaler vom Steueramt!“

„Jedenfalls ist er zu seinem Herrn zurückgelassen. Sucht ihn beim Dreher-Naz,“ legte sich der Gardist ins Mittel.

„Natürlich,“ bekräftigte Siedler eifrig. „Holt ihn zurück.“ Und das Fenster flog klirrend zu.

„Muß ich bis Karlsruhe, so verlange ich Schadenersatz,“ versicherte der Handelsmann nochmals.

Dann raffte er den Sack auf und folgte eiligen Schrittes den Spuren seines Flüchtlings.

Die Wache zog sich brummend in das Schilderhaus zurück — melancholisch rauschten unten die Wogen fort und einsam tröpfelte es weiter im dämmernden Thal.

Bald erklang das Ave-Maria-Läuten in beiden Schwesterstädtchen, den fleißigen Händen die Feierstunde kündend. Noch eine kurze Weile und auf beiden Seiten des Rheins flammten die Straßenlichter auf und reges Leben entwickelte sich in den winkligen Straßen.

Wie das Lichterte und rumsorte in den Reihen der malerisch gekleideten Mädchen und Burschen! Hausweise zogen sie über die alte Brücke, nicht achtend des mürrischen Wetters, waren sie doch frei für heute und ledig aller Pflicht.

Behäbig schritten die Bürger am Zollhause vorbei, Better Kunde und Better Heinz, Bürgerfrauen und Mädchen eilten hinüber und herüber zum Besuche.

Der Cerberus am Schilderhause ließ niemand unbeachtet, ja mehr als seine Pflicht war, prüfte er forschenden Blickes die Wagen, die Körbe und die Kammern.

Da, inmitten eines Truppes Bürgerleute näherte sich auch wieder unser Bekannter, der alte Handelsmann. Der Zollwächter warf einen scheuen Blick auf den Sack, der neuerdings frohend gefüllt war.

„Glück hats Steueramt gehabt,“ rief der Alte schmunzelnd. „Schnurstracks ist er gelaufen zum Dreher-Naz.“

Und sich zu Messer wendend, fügte er arglistig bei: „Wollen Sie das Vieh noch einmal sehen, Herr Gardist?“

„Schert Euch zum Henker,“ brummte der Graubart. Eifrig wandte sich darauf der Handelsmann zu Herrn Siedler.

„Aber Sie möchten das Tier ganz gewiß gerne sehen, Herr Kontrolleur?“

„Herr!“ donnerte der Thorschreiber, „Sie sind ein Unverschämter!“

„Entschuldigen Euer Gnaden, aber ich hab' geglaubt, Sie müßten sehen, was ich im Sack habe!“

Drohend erhob Herr Siedler den Stock, um den Spötter zu züchtigen.

„Ich geh', ich geh', gestrenger Herr,“ rief der Alte mit eigener Betonung. „Ich geh', mit Ihrer gütigsten Erlaubnis, und unterthänigsten Dank für die gütige Nachsicht!“

Mit schadenfrohem Lächeln hatten die Umstehenden die Scene beobachtet und sich an der wachsenden Erregung der Zöllner ergötzt.

Der Handelsmann schritt nun eine kurze Strecke weiter, gefolgt von den Zeugen des Vorgangs, unter welchen

sich auch Schlumm, der Apotheker, Hanzei, der Förster, und Weller, der Barbier befanden. Selbstverständlich war das Trifolium im Begriffe, ihre Schritte dem Stern zu zuwenden.

Plötzlich blieb der Alte stehen. Er warf den Sack zur Erde und löste rasch die Schnur.

„Leute von Laufenburg,“ erklang eine Stimme in freudigster Erregung, „ich bitt' um Zeugenschaft für ehrliches Gegeben!“

Die schmutzige Kappe flog herunter, die Perücke und der falsche Bart folgten nach — mit strahlendem Auge, hoch aufgerichtet stand der — Heiner!

„Hurra! das Meisterstück,“ juchzte der Barbier und that einen gewaltigen Freuden sprung.

Und „Hurra! das Meisterstück,“ riefen die Nach-



Erschrocken sprang die Wache zurück.

folgenden jubelnd und lachend. Der Zusammenhang war jedermann klar, hatte doch Heiners Verschwinden und seine Wette lange Zeit den Gegenstand der Unterhaltung in den Städtchen gebildet. Aus dem umgestülpten Sack kam ein prächtiges Kalb zum Vorschein; unter dem Freudengeschrei des Schwarmes nahm es Heiner auf die Schultern — da kam neugierig der Siedler herangeflüchten und sah Heiner mit seiner Trophäe. Erblichend prallte er zurück, dann verlor er sich rasch in der Dunkelheit.

Der Heiner aber wandte sich zur Menge: „Wer lustig sein will, Kaufsburger, und wer einen ehelichen Keel lieb hat, kommt heut mit zum Sternemwirt! Alle halt' ich frei, und wenn der ganze Bettel vom Welschland zusammengeht!“ Dabei klopfte der Burche übermüthig an seine Tasche, worin harte Thaler klirrten. „Der Herr Kontrolleur und der Messer sind alleweg freundlichst eingeladen. Sie sollen mir den Zoll nicht schenken!“

Unter Geschrei und Gelächter zog der Haufen hinauf zum Sternemwirt, jeden Schritt verstärkt durch neugierige Frager, und immer aufs neue berichtete der durstige Anhang die Pöpperei der Zöllner.

In der Hinterstube Peters waren sie wieder alle versammelt, die Sterngucker. Und sie umringten frohlockend den Burchen, der mit unsicherem Lächeln seinem alten Meister entgegentrat. Aber wüthig fiel Geißlers Hand in die Rechte des Burchen.

„Ich nehm' dich wieder auf, Heiner,“ sagte er in freudiger Erregung. „Vergessen soll sein, was zwischen uns vorgefallen. Morgen früh trittst du wieder bei mir ein und, so Gott will, werden wir uns nie wieder trennen.“

„Necht ist's so,“ schrieb der Barbier, dessen Feldherrnblick sofort die neue Situation überschaut. „Ein dreifach dommerndes Hoch dem Heiner!“

„Er lebe hoch!“ jubelten die Sterngucker, und „hoch!“ fiel draußen die Menge im Wirtszimmer und auf der Straße freudig ein.

„Eingeschenkt, Sternemwirt,“ befahl der geschmeichelte Burche, eine Handvoll Künstlere auf den Tisch werfend; „den Grünböden auch,“ dabei zeigte er auf Siedler, welcher an der Spitze einiger Grenzwächter sich durch die Menge Bahn brach.

Doch der Thorschreiber wandte sich unwirsch ab.

„Im Namen unseres gnädigen Herrn Fürsten greift diesen Menschen,“ schrieb Siedler, gegen Heiner zeigend, rauh und hart. „Er rühmte sich selbst des Schmuggels in frecher Verböhmung unserer Gesetze.“

Die Grünböden drängten sich an den Burchen heran, der mit geballten Fäusten seine Angreifer erwartete.

Nikolaus Geißler tippete erregt auf seine Tabakdose, doch der Schmied sprang auf und trat an Heiners Seite.

„Zurück,“ domerte er drohend, „oder Ihr sollt Mannes Danks kennen lernen, wenn Ihr Mannes Wort vergesen, Herr Thorschreiber! War so die Absprache? Ihr habt den Burchen verleitet; Ihr seid der Mitschuldige, und wenn Bosheit und Nachsicht Eure Triebfeder gewesen, so seht er um höheren Preis!“

„Bravo!“ ertönte Wellers Fäustelstimme, „so ist die Wahrheit und nicht anders!“ und durch des Schmieds Feuer gestärkt, schwenkte er seine Barbierschüssel wie eine Schlachtkelle.

„Der Thorschreiber,“ rief der Krämer, „noch mehr: Ein Mann, ein Wort! Hundert Gulden habt Ihr dem Heiner blank zu zahlen nach ehrlichem Handelsrecht.“

Das dürre Männlein wechselte vor Born die Farbe,

die grauen Angeln glitzerten, als wollten sie den Krämer durchbohren.

„Ich walte meines Amtes, damit basta! Was soll ein unbedachtes Wirtshausgeschwätz. Habt Ihr's schriftlich, Herr Raseweis? Dann freilich wollte ich mich nicht weigern.“

In diesem Augenblick trat Ludi, Geißlers Tochter, aus der anstößenden Küche in die Stube. Ihre Wangen glühten vor Erregung. Sie schritt direkt auf Siedler zu und machte böhnisch einen tiefen Knix.

„Gott zum Gruß, Herr Ehrenfest. So also ist des Herrn Seele beschaffen. Nur Schriftliches erkennt Ihr an? Ein edler Mann fürwahr, doch, Gott sei Dank, Euch kann gedient werden!“

Mit hastigem Griff entnahm Ludi ihrem Täschchen ein rosafarbenes Papier. Sie hielt es dicht vor Herrn Siedlers Augen. „Kennt Ihr die Schrift? Ihr schweig, nun gut, es ist die Cure. Am Vuisentage habt Ihr es geschickt mit dem großmächtigen Strauß.“

„Sorgsam hab' ich alles aufgehoben, um es dem Heiner bei seiner Rückkehr zu zeigen. Hört also,“ wandte sie sich fest an die Versammelten, „was schriftlich der Herr Kontrolleur verspricht! Das Born ist lang und nicht übermäßig geschick, so daß ich Euch manches erlassen kann. Am Schluß aber steht klar und deutlich von des Herrn Thorschreibers eigener Hand:

„Wünsch die Sonne, Mond und Sterne,

„Wünsch das schönste Kleinod dir,

„Was ich kann, ich geb' dir's gerne

„Gegen einen Kuß von dir.“

Katun hatte das Mädchen in schalkhaftem Tone diese Zeilen beendet, als sie rasch auf den Thorschreiber zu-
liefte und einen herzhaften Kuß auf seine Lippen drückte.

„Da habt Ihr den Kuß, Herr Siedler, mein Freier, bekommt's Euch wohl — ich aber, ich fordere — meinen Heiner!“

Wieder jauchzte die ganze Sternguckerchar Beifall, Geißler aber rief milden Tones Ludi heran, und es leuchtete wie Stolz in seinen Augen, als er seine Tochter dem Burchen zuführte.

„Reicht euch die Hände, Kinder,“ sagte er feierlich. „Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden. Ich bin alt und eigeninnig und kurzsichtig — haust ihr jetzt mit frischen Kräften.“

Beglückwünschend umdrängte die Menge das liebliche Paar.

Siedler, welcher seine Partie hier verloren sah, wollte die Sache nicht zu weit treiben, weil er immerhin selbst Anlaß zu dem Streiche Heiners gegeben hatte.

Doch um keinen Preis mochte er aus verletzter Eigenliebe als total Geschlagener das Feld räumen.

„Gewatter Geißler,“ hub er wegwerfenden Tones an, „ich entbinde Euch Eures Wortes. Mag der Burche frei ausgehen. Will die Jungfer den Habenchicks beiraten, so stehe ich nicht im Weg. Ich wünsche, daß Ihr den heutigen Tag nicht zu bereuen habt.“

„Amen,“ fügte der Heiner hinzu. „Doch was das Bereuen betrifft, so seid ohne Sorgen. Mein Weib weiß ich zu ernähren und geht's mit dem Handwerk nicht mehr, so werd' ich Schmuggler, aber nur in Eurem Revier, Herr Thorschreiber.“

Siedler winkte den Grünböden zum Abzug.

„Ja, aber wie ist's mit den hundert Gulden?“ fragte der Krämer und rief durch seine Mahnung schallendes Gelächter der Sterngucker nach.

„Hohen Preis,“ sagte Heiner auf Ludi zeigend, „hat er schon bezahlt. Doch zahlt er mir gewiß dreihundert Gulden, wenn ich noch einen Hammel schmuggle.“

„Heiner!“ riefen Ludi und Geißler mahnend. Doch dieser ließ sich nicht beirren. „Gilt's, Herr Thorschreiber?“ fragte er noch einmal.

Siedler erklärte sich einverstanden, froh, auf so gute Art aus der peinlichen Situation herauszukommen. Natürlich legte er die Erwartung, den heutigen Tag mit Zinssinsen heimzuzahlen.

„Ich schlage vor, die Wette schriftlich zu machen,“ meinte der Apotheker.

Siedler stimmte auch hier zu. Das sonderbare Schriftstück wurde vom Notar in aller Form aufgesetzt, und nachdem es durch Unterschrift und kräftigen Schluck bestätigt war, machte sich der Zöllner mit seinen Leuten aus dem Staube. Auch die übrigen zogen ab, wie sie dem neidischen Messer liebevoll anvertrauten, hinüber ins Meerfräulein zu Großlaufenburg, um Heiners Verlobung zu feiern.

Der Frührotsehein leuchtete schon, als die wackern Brehbrüder, vom Meerfräulein kommend, die Brücke überschritten. Siedler hatte die Nacht kein Auge geschlossen. Er lehnte am Fenster und starrte hinaus in die Dämmerung. Als er das Gejohle der Heimkehrenden vernahm, zog er sich zurück.

Ihn ekelte das Übermaß und heute besonders die lärmende Fröhlichkeit.

Schwankenden Schrittes stolpertend die Nachtschwärmer einher und es schien, als ob die Hauptgasse nicht breit genug für sie sei.

Noch stand der Messer mürrisch im Schilderhause.

Wieder philosophierte er über sein Schicksal und das anderer, glücklicherer Menschenkinder.

Wie sie gekneipt haben mußten, die Sterngüter, die Herrenleute. Und gar der Barbier!

Da führten sie den verdammten Bartschaber, nein, sie schleppten ihn, der Geißler und Heiner je an einem Arm, und Heiner hielt ihn überdies mit dem andern Arm liebevoll umschlungen. Nicht mehr gehen konnte er, der Söffel, kraftlos fiel er in seine Beine; es war überhaupt kein Gehen mehr, sondern ein Schleifen.

Der wohlbekannte blaue Frack mit den gelben Knöpfen baumelte im Straßentot, der breitrandige Schlapphut saß ihm tief im Gesicht.

Der Gardist wandte sich ab und blickte in die Fluten. Doch sei es zur Ehre des biedern Messer gesagt, daß nicht Abscheu sein Herz erfüllte, sondern Neid über das fabelhafte Glück des Barbiers — was mußte der Schaumschläger kostenfrei vertilgt haben!

„Grüß Gott,“ riefen die beiden Metzger beim Vorübergehen höflich, und dem Messer schien es, als lachte auch der Barbier einen unverständlichen Gruß.

„Guten Morgen,“ erwiderte Messer trocken, ohne umzuschauen, und pffiff grimmig weiter, denn er merkte, daß die Kumpane im Vorübergehen schadenfroh lachten.

An der Biegung des Weges in Kleinlaufenburg machten sie zusammen Halt. „Siedler heraus!“ erscholl es auf Kommando aus zehn kräftigen Kehlen. Als das Geschrei kein Ende nehmen wollte, steckte der Thorschreiber seinen Kopf durchs Fenster. Und ein merkwürdiges Wunder war zu schauen. Der wohlbekannte Schlapphut des Barbiers flog im breiten Bogen durch die Luft — nahe an des Kontrolleurs Nase vorbei — und darunter erschien ein feister Hammel, das Maul zugebunden, und mit dem dünnsten Gesichte der Welt. Jetzt hatte der geplagte Zöllner genug. Eiligst verschwand er vom Fenster und fiel stöhnend in seinen Sessel zurück.



„Grüß Gott!“ riefen die beiden Metzger beim Vorübergehen höflich.

Im Frühjahr gab es eine große und prunkvolle Hochzeit, und der Heiner und Ludi waren nach allgemeinem Urtheile das schönste Brautpaar seit langer Zeit. Alle vergnügten sich köstlich; Frau Geißler trug ein funkelnageluneses Seidengewand, und Messer zechte fast noch kühner als der triumphirende Barbier, welcher fortwährend behauptete, er sei die Ursache von Heiners Glück, weil der Hammel ihn

zur Verwechslung ähnlich gesehen. Aber Siedler war nicht dabei. Er hatte sich bald nach jener abenteuerlichen Nacht versehen lassen und war überhaupt nicht mehr beim Zoll, sondern im Steuerfach. Jetzt schikanierte er die Bauern in jenen schönen Gegenden des Unterlandes, wo man keinen feurigen Wein, sondern nur unschädlichen Apfelmost trinkt.

Die verbrieften dreihundert Gulden hat der Notar aber trotzdem von ihm beigetrieben.

Geh an mir vorüber, Kelch des Leidens,
Kennen sie dich auch den Kelch des Lebens!
Früh genug erwacht das Weh des Scheidens
Von der Stätte unsres regen Strebens.
Wird die Spanne Zeit, die uns beschert ist,
Wo das Leben rot die Wange malt,
Und wo uns Bethätigung gewährt ist,
Nicht schon reichlich mit dem Tod bezahlt?

Die sieben Schwaben.

Eine Dorfgeschichte von W. Karl.



Alljährlich um die Zeit der Heuernte kamen in das wohlhabende Pfarrdorf Grafenried die sieben Schwaben; aber nicht die, welche der Leser aus der Fabel kennt, sondern sieben wirkliche leibhaftige Schwaben, sieben ledige Brüder. Eigentlich waren sie zu Holzhausen in Schwaben daheim, wo sie mit ihrer alten Mutter oder, wie sie sagten, „Mutter“ zusammen in einem kleinen Häuschen wohnten. Jeder von ihnen trieb seine eigene Handlung; der eine war Schuhmacher, der andere Brunnennmacher, ein dritter Bürstenbinder, ein anderer, welcher etwas hinkte, trieb den Juden das Vieh auf den Markt u. s. w. Was sie verdienten, trugen sie getreulich der Mutter nach Hause, welche mit dem Geld alles bestritt, was die Familie nötig hatte, und noch etwas zurücklegte. Der Vater war schon lange gestorben; er war Steinbauer gewesen, hatte, wie mancher Steinbauer, viel Geld verdient, aber einen über-großen Durst gehabt. Da bekam er — gleichfalls wie viele seiner Standesgenossen — die Auszehrung, legte sich hin und starb, mit Zurücklassung einer händeringenden Witwe und sechs kleiner lebendiger Kinder, wozu das siebente bald kommen sollte. Da gab es natürlich harte Jahre und schmale Bissen, indem kein Vermögen vorhanden war als das Häuschen mit einer Hypothek drauf. In-dessen die wackere Frau half sich durch. Sie arbeitete wie eine Verzweifelte, des Sommers im Felde, des Winters im Walde; sie wusch, nähte, that Botengänge, pflegte Krante, sie nahm jede Arbeit, wie sie kam — und es gelang ihr. Ja, was noch höher anzuschlagen ist: Sie erzog alle ihre Kinder zu rechtschaffenen Menschen, freilich mit übermenschlicher Anstrengung. Sie nahm sie nämlich fast überall mit hin; wenn sie auf das Feld ging, gingen zwei am Noth, eines sah auf dem Arm, zwei lagen im Kinderwagen. Sie mußte bei schwerer Feldarbeit noch das Häuflein beob-achten, Streit schlichten, Unheil verhüten, scheitlen und strafen. Aber es ist ihr alles gelungen; die Knaben sind alle leiblich und geistig gesund geworden bis auf einen, welcher ein wenig hinkte. Sie waren nach alt-testamentlichen Helden genannt, z. B. Melchisedek, Gideon u. s. w. Der jüngste hieß Jakob oder Jobbi und war der schönste und klügste von allen. Der Hinkende erhielt von den Brüdern wegen seiner roten Haare den Namen „Herodes“, den er sich bald ruhig gefallen ließ. So wurden die Knaben zu Männern, und zu rechten Män-

nern, von denen gottlob keiner dem Vater nachartete; denn sie blieben fleißig und sparsam und gehorchten der Mutter, wie Kinder sollen.

In der Sommerzeit nun pflegten die sieben Brüder weit ins Land hinein, ja sogar noch über die Grenzen hinaus zu wandern, um Gras zu mähen oder Frucht zu schneiden, da diese Arbeiten auf dem Land am besten bezahlt sind. So zogen sie auch jedes Jahr nach Grafen-ried. Wenn vom dortigen Rentmeister an die Mutter der Brief eintraf: „Das Gras ist zeitig, die Schwaben sollen kommen,“ dann legte jeder seine Arbeit weg, dengelte seine Sense und rüstete seinen Wegstein; die Mutter legte Hemden und Hosenträger zurecht, und ge-wöhnlich am Samstag morgen, früh um 2 Uhr, mar-schierten die Brüder ab. Es war dann schon später Abend, wenn sie in Grafenried ankamen. Aber welche Freude empfing sie da! Aus allen Fenstern tönte es: „He, au wieder hiesig?“ „Lebt die Mutter noch?“ „Ihr kommt früh,“ „Ihr bringt schön Wetter“; so daß der Jobbi, welcher für die Brüder das Wort führte, nur Mühe hatte, überallhin zu antworten: „Grüß Gott, he jo!“ Und erst die Schulbuben hatten eine Freude! Denn waren einmal die Schwaben da, dann mußte mit der Heuernte begonnen werden, und der Farrer konnte trotz Regenwetter die Heuserien nicht mehr widerrufen.

So gelangten die sieben Schwaben endlich in ihr Quartier im Hause des Rentmeisters. Der Herodes war ja auch schon müde, da er doppelt so viele Schritte machen mußte als die Brüder. Aber wie mündeten nun die gebrannte Wehlsuppe und die gebratenen Kar-toffeln, mit Grießen und Speck untermischt! Wenn das Mahl fertig war, so setzten sich die Brüder in den Hof auf die Staffel, zu den versammelten Banern, um zu plaudern und den Plan zu machen. Bis tief in die Nacht ging die Unterhaltung, um am Morgen in aller Frühe wieder fortgesetzt zu werden. Aber dann, wenn es zum erstenmal läutete, gingen sie hinaus in die Speichertube, in ihr Lohement, und machten sich fertig zur Kirche. Dort saßen sie breitspurig, mit ernsten Gesichtern, auf der obersten Bank neben der Orgel, wo sonst die alten Junggesellen des Dorfes saßen, strahlend in ihren weißen Hemdärmeln, denn die Sonntagsröde ließen sie zu Hause bei der Mutter; die ganze Gemeinde hatte ihre Freude an den braven Schwaben.

Warum hatte man sie eigentlich so gern und machte soviel Aufhebens von den schlichten Menschen? Ich wüßte es selbst nicht zu sagen; es war eben einmal so. Man bewunderte ihre saubere, schöne Arbeit; man mußte sie im stillen loben, wenn sie so staffelförmig hintereinander im hohen Grase standen, gleichmäßig wie das Perpendikel an der Uhr mit den Sensen aus-fahrend, daß sich ächzend und knarrend die Grasbüsche auf die Seite legten. Man bewunderte den Brunnennmacher wegen seiner hervorragenden Wetterkenntnis; kurz, man hatte sie alle herzlich lieb. Darum nahm man es nicht so genau mit dem ausbedingenen Lohn, sondern gab auch etwas drüber, wenn die Mutter kam.

Nämlich am Ende der Heuernte fuhr jedesmal auf einem hochbeinigen altmodischen Wagen, gezogen von einem ditto Kößlein, hochragend die Mutter ins Dorf, um den Lohn zu holen: Geld, Laibe Brot, Speck, auch Stücke Leinwand und Wolle zu Strümpfen. Die alte Frau oder vielmehr das Kößlein brauchte zwei Tage zur Reise, weshalb die Mutter ihr gewaltiges Bett mitführte, in welchem sie auf offener Straße zu über-nachten pflegte. Schwer beladen kutschierte sie am nächsten Tage wieder mit dem Jobbi heimwärts, wäh-

rend die andern marschierten. Das Köstlein strich sich aber jedesmal den Tag in Grafenried in seinem Kalender rot an, so gut wurde es von allen Seiten gefüttert.

So war es nun schon seit etwa 17 Jahren gewesen und jetzt war der Jüngste, der Jobbi, bereits 35 Jahre alt. Da aber geschah etwas, das mächtige Aufregung in Grafenried hervorrief.

Wieder saßen die neu angekommenen Schwaben im Hofe auf der Staffel, und der Jobbi diskutierte mit den Bauern. Auf einmal fragt der Nachbar: „Deine Mutter muß wohl auch alt sein, Jobbi?“

Der Jobbi raucht gewaltig und sagt: „He jo, an Agidi war's einundsiebenzig.“

„Kommt sie dies Jahr wieder mit dem alten Fuchs?“

Der Jobbi rauchte gewaltiger und sprach: „Dies Jahr kommt sie nicht.“

„So, und warum denn nicht?“

Der Jobbi qualmte, daß man den Tabak knistern hörte, und antwortete: „Weil die Mutter an Michaeli gestorben ist.“

Tiefe inhaltsschwere Stille folgte diesen Worten. Der Bauer macht keine Phrasen, aber er fühlt mit, oft mehr als der Städter, welcher, ohne etwas zu denken, seine gelehrten Beileidsphrasen herauspfeift. Die Brüder verstanden auch dieses Schweigen, als sie ernst und düster, die Hände vor den Knien zusammengefügt, vor sich auf den Boden schauten. — Die Mutter war an einem Herzschlag plötzlich gestorben.

Aber dies war noch nicht die größte Überraschung, welche die diesjährige Heusaison brachte. Wie wollen wir es nennen, was zunächst geschah? Der Jobbi war verliebt? Nein, das war er nicht. Aber er wollte heiraten. Warum denn? Und wen?

Nach dem Tode der alten Mutter ging es nicht mehr recht zu. Zwar sollte der König Herodes eine Zeitlang den innern Dienst, wie Kochen, Backen u. s. w., besorgen, aber er hatte es schon nach einigen Tagen satt. So behalt man sich denn so gut als es ging, aber es ging schlecht. Darum begann eines Tages beim Essen, als die Knöpfe wieder ganz schwarz geraten waren, Melchisedek, der Älteste: „Ich meine halt, es sollt wieder ein Weibsbild ins Haus.“ Niemand erwiderte, aber am nächsten Tage setzte der König Herodes das Gespräch fort: „Hast ganz recht, Melcher, es sollt einer heiraten.“ Und am Sonntag war man schon so weit, daß der große Melchisedek endgültig aussprach: „Der Jobbi ist der Gescheitste, der soll eine heiraten.“

Da der Jobbi nichts erwiderte, so nahm man die Sache als ausgemacht an und betrachtete von Stund an den Jobbi als Freiersmann. Also ging der Jobbi „eine“ freien. Aber wen?

Er wußte schon lang, wen er liebte; es war die Vene, die Dienstmagd des Rentmeisters von Grafenried, eine brave, überall gelobte, dabei hübsche und starke Person von etwa 30 Jahren. Schon seit Jahren war der Jobbi zärtlich gegen sie, d. h. er trug ihr wohl einen Krübel Wasser vom Brunnen, welche Sünde er aber redlich wieder durch eine Grobheit gut zu machen suchte. Nie hatten sie ein Wort gesprochen, aber jedes wußte, der oder die ist's, die ich heiraten möchte, und niemand anders. Aber warum haben sie es nicht gethan? Weil der Jobbi sich schämte, mit seiner Mutter von solchen Dingen zu reden; lieber wartete er ab, bis die Mutter tot war. Jetzt aber mußte es geschehen.

Am Sonntag-Morgen hatte der Jobbi in der Kirche einen blauen Schlupf an, was schon auffallen konnte. Nach der Kirche aber begab er sich gleich in den Garten, weil er wußte, daß die Vene um diese Zeit Sellerie und

Petersilie für die Suppe holen würde. Er stopfte feierlich seine Pfeife; ja, jetzt zum erstenmal betrachtete er mit Herzeleid seinen rechten Zeigefinger, an welchem das vorderste Glied fehlte; der König Herodes hatte es ihm nicht mit dem Schwert, aber mit der Sichel vor Jahren abgehauen, und jetzt war der Stummel, mit dem Jobbi immer die Pfeife stopfte, ganz fohlschwarz geworden; ein Freiersmann aber sollte doch untadelhaft sein!

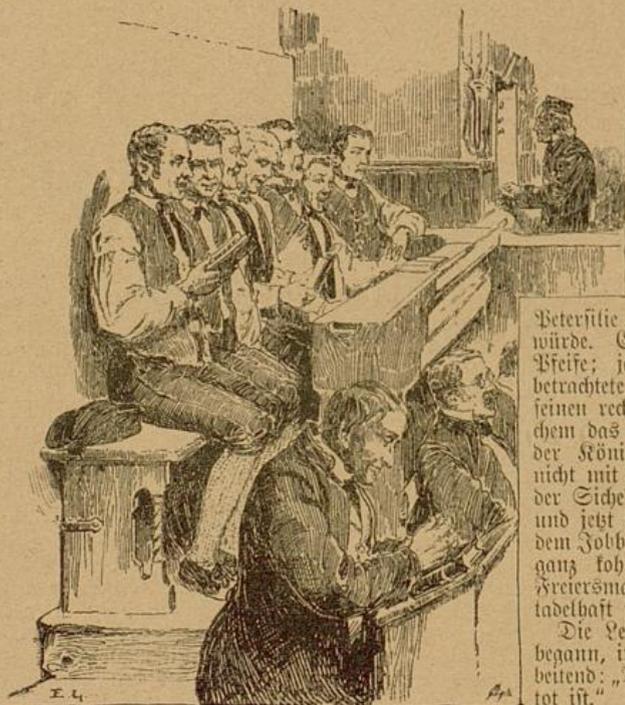
Die Vene kam und der Jobbi begann, immer an der Pfeife arbeitend: „Du weißt, daß die Mutter tot ist.“

„E jo, Gott helf' ihrer Seel!“
„Es muß aber wieder ein Weibsbild ins Haus.“

Die Vene schwieg und errödete tief.

„Darfst mir glauben,“ fuhr der Freier fast hart und zornig fort, „wenn die Mutter nicht faulen würd', würd' ich dich nicht drum fragen, ob du mich heiraten thätst. Die Brüder wollen's aber partout haben.“ Da machte die Vene einen Satz über den Salat, rannte den Garten hinauf nach der Scheuer und verschwand. Der Jobbi aber schaute ihr glückselig nach, denn er wußte, daß das in ihrer Sprache „Ja“ bedeutete.

Die Vene schaute an jenem Tage den Jobbi nicht mehr an. Wohl aber setzte sie sich in ihre Kammer und schluchzte. Nicht lange darnach kommt der Jobbi, setzt sich auf einen Stuhl und wartet geduldig, bis sie ausgeweint hat; dann fragt er, so weich und zärtlich als er kann: „Was sein muß, muß bald sein. Willst heut über vier Wochen?“ Die Vene hebt das Gesicht auf, schaut den Jobbi an und nickt mit dem Haupte.



Dort saßen sie breitspurig, mit ernsten Gesichtern.

Der Bund zweier Herzen war geschlossen ohne Kuß, fast ohne Worte, ohne Sentimentalität; die Liebe war nicht heiß und förmlich, aber tief und ernst. Denn der Bund fürs Leben heißt bei diesen Menschen nicht der Anfang von Vergnügen und Sonnenschein, sondern ein Bund zu gegenseitiger schwerer Arbeit und ernstester Lebensführung. —

Am Sonntag nach der Heuernte war Tanzmusik. Sonst ging keiner von den sieben Schwaben auf den Tanzboden, sondern sie saßen solide im Wirtsgarten unter dem Lindenbaum und tranken Wein. Heute aber geschah etwas Unerhörtes. Als der Jobbi die Vene vorsichtig ins Wirtshaus schleichen sah, rief er unternehmend: „Alle hopp!“, stand auf, und die Brüder folgten ihm auf den Tanzboden. Ihre dünnen sehnigen Geiðter füllten sich glänzend mit Freude und Erwartung, denn sie meckten wohl, was ihr Jüngster im

Sinne hatte, und waren glücklich über seine Wahl. Der Jobbi aber schreitet stolz, fast verwegen, durch den Tanzsaal, erfasst die Vene und schwenkt sie wahrhaftig herum. Alles staunte! Die Tanzenden hielten inne, um das seltsame Paar zu betrachten. Jauchzende Zurufe trafen das Ohr des tanzenden Jobbi. Zwar am Anfang ging's nicht ganz eben, weil die Vene nach Landesart auf den Fußspitzen tanzte, während der Jobbi, ebenfalls nach Heimatbrauch, langsam und feierlich sich auf den Absätzen drehte. Aber nach einigen „Taktlosigkeit“ ging es vortrefflich. Die Musikanten bliesen dreimal stärker als sonst, der Jobbi fuchtelte übermütig mit den Beinen in der Luft herum — hört, er jauchzt und stampft —, da hört die Musik auf, noch ein Stampfer, und der Jobbi steht wie ein Baum.

Jetzt löst sich der Jubel auf. Duzende von Gläsern strecken sich dem Jobbi entgegen, Burschen und Mädchen drängen sich um ihn. Aber wie er seiner Braut ein Glas reichen will, ist sie verschwunden; sie hat sich gar zu sehr geschämt und ist deshalb hinunter in die Stube entflohen. Aber der Jobbi weiß, was ritterlicher Brauch ist. Er sucht die Braut auf, er zieht sie an der Hand hinter sich her durchs Gewühl in den Garten an seinen Tisch, wo die Brüder bereits auf das Paar warten, alle freudestrahlend, weil ihr Jüngster so bezaubernd getanzt hatte. Sie reden nichts, aber sie strecken der Braut des Bruders die Gläser entgegen und stoßen ungeleert mit der sich immer noch Schämenden an; eine Gruppe glücklicher, guter, tüchtiger Menschen. Die Grafenrieder aber wurden nicht müde, an den Tisch zu kommen, zu lachen, auch zu uzen, anzustosen, zu trinken. Jedermann sagte, die zwei hat Gott zusammengeführt.

Am jenem Abend blieb der Jobbi zum erstenmale in

seinem Leben länger als bis zum Beizeitläuten. Als er in seinem Pofement ankam, schnarchten die Brüder bereits einen Tanz um den andern herunter. Aber der Jobbi konnte nicht schlafen; die Hitze, der Wein und die Schnaken brachten ihn in unbegreifliche Aufregung. So kam ihm der Gedanke, diese Nacht draußen im Garten auf dem kühlen Erdboden zuzubringen. Gedacht, gethan. Er erhob sich und schritt zur Thüre. Aber noch einmal die zwei Treppen hinab? Da mußte er ja den Rentmeister noch einmal weden! Und was würde dieser sich für Gedanken machen? Der Jobbi war heut einmal so waghalsig und übermütig aufgelegt, daß ihm der Gedanke kam, durch das Fenster in den hohen Schopf zu klettern, und von da mit der Leiter oder am Pfosten den Erdboden zu erreichen. Er wagte sich wirklich hinaus auf das dünne Gebälke. Drüben überm schmalen Hof war die Schlafkammer der Vene;



„Du weißt, daß die Meiter tot ist.“

er hörte deutlich in der stillen Nacht ihre tiefen gesunden Atemzüge, und ein glückliches Lächeln schlich sich über seine Lippen. Da giebt auf einmal der Halt für den Fuß nach; er wankt! Barmherziger Gott . . . er sinkt! Er will schreien, unterdrückt es aber, um niemand zu stören. Schwer schlägt sein Kopf an einen Balken an, dann noch einmal, dann ein Knall. Zerichmettert ist sein Schüssel an den Steinplatten des Hofes. Aber keines Menschen Auge hat's gesehen, keines Menschen Ohrgehört. Stumm, tot, blutig liegt der Jobbi mit ausgebreiteten Armen am Boden.

Als der Morgen graute, stand die Vene auf, ringend, denn ihr Herz jauchzte der Minute entgegen, da sie ihren Bräutigam wieder sehen sollte. Sie öffnete das Fenster und schaute zuerst nach Wolken und

Wetter, dann nach dem Boden. Da sah sie das entsetzliche Unglück und ihre roten Wangen erblaßten. Belebend schloß sie ihre Thüre auf und ging über den Hof. Er ist es, ihr Verlobter!

War das noch die schweigsame, schüchtern Jungfrau? Nein, es war ein leidenschaftliches, schmerz-durchwühltes Weib. Ein Schrei gellte durch die Morgenfrühe, ein Schrei, wie ihn nur ein Weib in höchster Angst und Qual ausstoßen kann. Dann nahm sie den Kopf des Geliebten in ihren Schoß, sie wickte das Blut ab, das aus Nase, Mund und Ohren geronnen war; sie betete, flehte, rief hundertmal ihrem Jobbi. Was achtete sie es, daß Menschen, zitternd und bebend, halb schlaftrunken, um sie herumstanden? Daß die Kinder und Weiber weinend, sich an den Rodschößen der Männer haltend, hinter deren Rücken hervorlugten? Sie sah nichts als den bleichen Jobbi. „Mein Jobbi, lieber Jobbi, so hör doch nur ein einzig Mal, du liebes Herz! Ach, warum hast du so hoch aufsteigen müssen,

warum hast du so böß sterben müssen, ohne Vereitung und Trost? Ach, du liebste, liebste Seel', werd' doch nur ein einzigmal wieder lebendig!" —

Der Jobbi war tot. Am Dienstag abend fand die Beerdigung statt. Aber selten hat wohl eine solch tiefe, schmerzliche Trauer alle Herzen erfüllt, wie in jenen Tagen. Der Pfarrer, ein junger und beredter Mann, schämte sich so wenig der Thränen als das älteste Weiblein. Die verlassene Braut aber stand wieder fest da, zwar tief erschüttert, aber in starker Ergebung in Gottes Willen sich emporrictend. Es klang ihr wie Gottes Stimme, als der Pfarrer am Ende seiner Rede mit lauter Stimme über die Gräber dahinrief: „Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen; ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude.“ Ja, treu war er gewesen, treu wollte seine arme Braut auch sein; sie wollte sorgen für die armen Brüder so gut als ob sie Jobbis Weib geworden wäre. Dieser Entschluß reifte ihr am Grabe des geliebten Toten.

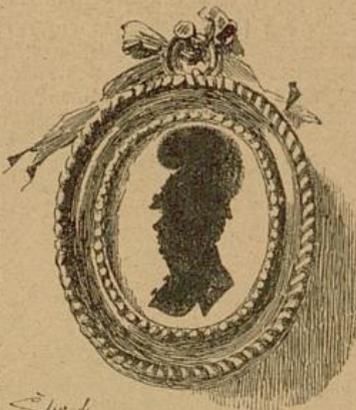
Am andern Morgen, in dämmernder Fröhe, stiegen die sechs Brüder schweigend den Grafenberg hinan, der Heimat zu. Als sie am Kirchhof vorbeikamen, schauten sie weg, denn keiner wollte vor dem andern weich gelten. Aber einer um den andern drehte sich um, scheinbar um Atem zu schöpfen, in Wahrheit aber, um dem armen toten Bruder einen langen, innigen Abschiedsgruß zuzuwinken. Oben, wo der Wald beginnt, kamen sie wieder alle zusammen, schluchzend wie Kinder. Eben ging die Sonne hinter dem Grafenwald auf. Kühl war die Luft, feucht das Gras. Mit langen Schritten stiegen die Brüder in den grünen Wald hinein, der Sonne und der Heimat entgegen. —

Es dauerte nur einige Tage, so spannte der Rentmeister von Grafenried seinen jungen Schimmel ein, lud allerlei Hausrat auf den Wagen und klatschte mit der Peitsche. Da trat aus dem Hause, mit einem Pack unter dem Arm, die treue Vene. Schluchzend stieg sie auf den Wagen, schluchzend standen Frau und Kinder auf der Staffel. Dann warf die Vene noch einen unsagbar traurigen Blick auf die feuchte, mit weißem Sand bestreute Stelle unter dem Holzschopf, und der Wagen fuhr zum Thor hinaus. Wohin? Nach Holzhausen, wo die sechs Brüder wohnten. Dort lud die Vene rüstig ihre Sabeligkeiten ab, bezog die Stube, welche früher die Mutter bewohnt hatte, und führte den Schwaben die Haushaltung. Sie ehrten die Vene als die Braut ihres Bruders, ja wie sie einst die Mutter geehrt hatten, und lebten noch manches Jahr glücklich und zufrieden. Alljährlich zog die Vene mit ihnen zur Heuernte nach Grafenried, der alten Herrschaft ein lieber Gast. Freilich ist einer nach dem andern von den sieben Schwaben ausgeblieben; die Vene hat ihnen allen das Sterbehemd genäht und den Rosmarin auf das Grab gepflanzt. Zuletzt lebte nur noch der hinkende König Herodes, mit welchem die Vene manche Not hatte, da er sich in seinen ältern Tagen doch noch auf den Trunk legte. Nachdem auch dieser ins Grab gelegt war, ging die Vene mit ihren Ersparnissen und dem ziemlich großen Vermächtnis des Herodes nach Grafenried ins Haus des Rentmeisters zurück. Als sie starb, war zwar der junge Pfarrer auch alt und grau geworden, aber er erinnerte sich doch noch an den Jobbi, an dessen kurze Liebe und jähen Tod, und nahm zum Leichentext für die treue Braut 1. Kor. 13. 8: „Die Liebe hört nimmer auf.“

Der Regimentskadett.

Humoreske von Maximilian Schmidt.

Ist nichts so schön und nichts so nett,
Als ein Regimentskadett,
Und sein Silhonnelt — Silhonnelt
hängt über sein Bettstatt'l weg.



Hat das zweierlei Tuch ohne dies schon eine unbestrittene Anziehungskraft auf das weibliche Geschlecht, so waren vor der Armeorganisation die Regimentskadetten fast überall haben im Morbe. Jetzt giebt es keine solchen mehr. Nur die Söhne des Adels, der Offiziere und der im Kollegialratsrange stehenden Beamten genos-

sen das Vorrecht, bei ihrem Zugange zum Militär diese bevorzugte Stellung einzunehmen. Sie mußten von Unteroffizieren und Soldaten mit „Ger“ angesprochen werden, waren von den sogenannten „Kattigen“ frei und durften Uniformen aus „seinem Tuche“ tragen. So ein schmucker Regimentskadett in flotter Uniform, mit mädchenhafter Taille, natürlich engen Reitkleid und sein lacierter weißer Kuppel um die Schulter, vielleicht auch mit grünseidnen Schützenknäuren geschmückt, an denen ein silbernes Weisfchen hing, zog schon an und für sich die Augen aller auf sich, und entsprach seinem gefälligen Anzuge und seiner schönen Figur auch noch sein sonstiges Äußere, so durfte er gewiß sein, daß sich viele schöne Augen wohlgefällig und mit freundlichem Blicke nach ihm wandten.

Das wußte auch der Regimentskadett und Korporal Alfred von Stock, der hochgewachsen, von adeligen Manieren und ein schöner junger Mann mit einem spitzen dunklen Schnurrbärtchen und dunklen Augen war. Wenn er so in den Straßen herumhulenderte, das Haubajonett, welches auf den Schützenstutzen gepflanzt wurde, im linken Arme tragend, mit der schneeweißbelederten Rechten nach rechts und links salutierend, mochte sich mancher Vorübergehende denken: „Ein hübscher Mann! Gerade wie einst sein Vater, der Major!“ Major von Stock lebte in Pension, ein kleines Häuschen mit Garten vor dem Thore der Stadt war sein Eigentum. Er war einst ein fecher Kavallerieoffizier gewesen, hatte die griechische Expedition mitgemacht und sich bei den Kämpfen in der Maina so tapfer geschlagen, daß er mit dem griechischen Erblororden dekoriert wurde.

Dieser letztere brachte ihm, nachdem er glücklich in die Heimat zurückgekehrt war, das Avancement zum Major. Doch mußte er infolge eines Sturzes vom Pferde, der ihm einen steifen Arm eintrug, den Dienst quittieren.

Es war hart für den noch rüstigen Mann, zur Ruhe verdammt zu sein, und um sich einigermaßen die Zeit zu vertreiben, kaufte er sich das Häuschen und verrichtete Tagelöhnerdienste in seinem Garten, den er selbst bearbeitete. Dabei trug er stets die Abzeichen d's

Staabsoffiziers, die Sporenstiefel, die er wohlgefällig klirren hörte, wenn er auf das Grabscheit trat, mit dem er die Gartenbeete umstach.

Seine Familie bestand aus Frau und Sohn, der etwas Latein- und etwas Gewerbschule besuchte, aber außer einer schönen Handschrift wenig sein eigen nennen konnte. Doch genügte das Wenige, was er wußte, er wurde mit 18 Jahren Regimentskadett, und er hatte damit eine gewisse Stellung in der Welt und in der Armee.

Der biedere Hauptmann Joseph Dirschl ward sein Kompaniekommandant, ein gutmütiger alter Herr, der sich zufrieden fühlte, seine „Pfarrei“ erreicht zu haben, nämlich den Hauptmann I. Klasse mit 1200 Gulden jährlichem Gehalt. Er hatte ein echtes Hauptmannsbäuchlein, das sich bei der damaligen Frackuniform sehr auffällig bemerkbar machte. Dabei war er von kleiner Statur, die von dem großen, hohen Helm mit dem mächtigen Bärenschweif fast erdrückt wurde.

Dieser Hauptmann Dirschl erfreute sich einer hübschen Frau und eines reizenden Töchterchens mit Namen Laura. Seine Wohnung lag in der Nachbarschaft des Stockchen Hauses, ebenfalls in einem kleinen Familienhause, aus welchem die Kaution seiner Frau bestand. Gleich dem Major hatte er sein Gärtchen am Hause, in welchem er nach pflichtgetreuer Dienstleistung als Gärtnermeister und Gefelle sich bewährte, welche Stellungen er in sich vereinte, wenn er in weisem Sommerrod und großem Strohhute in seinem Garten hantierte. Er konnte über die Gartenplante zum Major hinübersprechen, wenn er sich auf einen Schemel stellte. Täglich wurde da in Gespräche der Barometerstand verglichen, über die Salat- und Kohlrabipflanzen und dann schließlich um das gegenseitige Wohlbefindender Familien Nachfrage gehalten.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß bei diesen freundschaftlichen Verhältnissen der Väter auch die Frauen und folgerichtig auch die Kinder sich gegenseitig angezogen fühlten. Diese Anziehung führte bei den Müttern zur Freundschaft, bei den Kindern aber, von denen das eine ein Regimentskadett, das andere ein hübsches, heiteres siebenzehnjähriges Mädchen war, zu einem viel innigeren Verhältnisse.

So über die Bretterwand hinüber oder auch durch eine Spalte derselben zu grüßen und zu lispeln, und Briefchen auszutauschen, das machte den jungen Leuten ein unaußsprechliches Vergnügen, es bildete ihr süßes Geheimnis. Aber Lauras Papa kam alsbald dahinter und fand es für gut, mit Daum und Zeigefinger, wie er sich gerne sprichwörtlich ausdrückte, die noch zu bewältigende Flamme auszulöschen. Er machte ein Kreuz bei der Erinnerung an die Jugend des nachbarlichen Majors — und der Apfel, so dachte er, fällt nicht weit vom Stamm.

Er konnte in dienstlicher Beziehung nicht über Alfred

von Stock klagen. Er hatte seit zehn Jahren keine Strafe, war seit langem zum Offizier vorgeschlagen und mußte beim nächsten Armeebefehl endlich an die Reihe kommen. Alfred war in Gesellschaft sehr beliebt, hatte sich auf Seite des schönen Geschlechts manchen Sieges selbst über Offiziere zu erfreuen, aber er wußte sich stets wieder zeitig zurückzuziehen unter dem Deckmantel seiner noch bescheidenen Stellung.

Aber von Laura zog er sich nicht mehr zurück — höchstens wenn er die Stimme ihres Vaters hörte. Dann sausten die Liebenden auseinander, als wäre eine Ratter zwischen sie gefahren.

Des Hauptmanns Verdacht gewann jedoch trotzdem immer greifbarere Form. Eines Tages besichtigte er das Kompaniezimmer, in welchem der eben anderwärts beschäftigte Regimentskadett kommandierte. Er durchsuchte dabei die Betten, ließ die Bettpolster aufheben, ob sich unter denselben nichts verräumt fände, da er strenge darauf hielt, daß von der Mannschaft alle Gegenstände nur in dem Koffer unter der Bettlade aufzubewahren seien.

Bei dieser Untersuchung, die er auch auf des Kadetten Bett ausdehnte, fand er ein zerliches Heft, in welchem von Alfreds Hand mehrere Gedichte geschrieben standen. Er setzte seine Brille auf und las mit Entsetzen die Überschrift: „Die Entzündung an Laura!“

Hoherregt blätterte er. Das zweite Gedicht trug die Aufschrift: „An Laura!“

Ewig starr an deinem Mund zu hangen,

Wer enthüllt mir dieses Glutverlangen?

Wer die Wollust, deinen Hauch zu trinken,

In dein Wesen, wenn sich Blicke winken,

Sterbend zu versinken? —

Weiter konnte der alte Hauptmann vor Entrüstung nicht mehr lesen.

„Eine solche Impertinenz ist mir noch nie vorgekommen!“ rief er, hochrot vor Zorn. „Du, warte, ich will dem Herrn Kadetten derartige Gedanken vertreiben!“

Ein drittes Gedicht war überschrieben: „Laura an Klavier!“ und begann mit den Worten:

Wenn dein Finger durch die Saiten meistert,

Laura ist zur Statue entgeistert,

Ist entkörperert sich' ich da.

Du gebietest über Tod und Leben,

Mächtig, wie von tausend Nervogewebe

Seelen fordert Philadelphia.

„Der Mensch ist verrückt!“ sagte der Hauptmann zu sich. „Mir thun die Ohren weh, wenn mein Mädchel auf dem alten Flügel herunklimpert, und der Mensch will davon entkörperert werden. Ein solcher Unsinn! Ich werde sorgen, daß er seine freie Zeit zu etwas besserem benützt. Ich lasse ihn täglich einige Kapitel aus den Dienstvorschriften abschreiben, dann hat er keine Zeit mehr zu solchen Hirngespinnten.“

Er wollte das Heft soeben konfiszieren, als der Re-



Er setzte seine Brille auf und las mit Entsetzen die Überschrift.

gimentskadett in der Stube erschien und dem Hauptmann pflichtschuldigst sein *Honneur* machte.

Der erzürnte Kapitän suchte ihn mit seinen Blicken zu durchbohren und hielt ihm dabei das verhängnisvolle Heft vor die Augen.

„Kadett von Stod,“ herrichte er ihn an, „haben Sie Ihre Zeit zu nichts Besserm zu verwenden, als solches Gesclunke zu versifizieren?“

Alfred kam nicht aus der Fassung. Der Zusammenhang war ihm sofort klar.

„Entschuldigen Herr Hauptmann,“ sagte er, „ich suche mich hie und da zur Erholung aus den Klässikern zu bilden. Diese Gedichte sind Abschriften von den gedruckten Exemplaren —“

„Was, gedruckt ist der Unsinn auch noch?“ schrie der Hauptmann. „Sie haben die Unverschämtheit, solchen Blödsinn drucken zu lassen und —“ er sprach jetzt leise, „erlauben sich, damit meine Tochter zu kompromittieren?“

„Aber, Herr Hauptmann —“

„Ruhig!“ donnerte der Hauptmann.

„Was haben Sie darauf zu sagen?“

„Aber, Herr Hauptmann, Sie verwechseln Schiller —“

„Ruhig! Wenn Sie eine solche Schreibewut haben, so schreiben Sie lieber einige Kapitel aus den Dienstvorschriften ab, da machen Sie einen Vers darauf, das steht Ihnen besser an. Wenn ich das gewußt hätte, würde ich Sie beim Regimentskommando nicht zur Erlaubnis für heute abend begutachtet haben. Sie wollen natürlich den Maskenball in der Ressource besuchen?“

„Natürlich! Herr Hauptmann mit Familie sind ja auch dort —“

„Das geht Sie nichts an — das kann unter Umständen geändert werden —“

„Der Maskenball?“

„Ihr Hinkommen!“ verzetzte der Hauptmann scharf. „Sie sind noch nicht dort —“

„Es geht ja erst um 8 Uhr an und jetzt ist es 4 Uhr,“ erlaubte sich der Kadett zu bemerken.

Der Hauptmann biß sich auf die Lippen, dann sagte er: „Sie wissen, daß man in Uniform dort nicht erscheinen darf —“

„Ich komme ja als Türke!“ fiel Alfred lachend ein.

„Als Türke?“ rief der Hauptmann. Jetzt fiel es ihm ein, daß seine Tochter sich auch als Türkin verkleide; es war also abgefartet.

Das mußte vereitelt werden; da mußte er ein Hindernis schaffen.

„Wer hat Kompagniejour?“ fragte er den ihn auf den Gang geleitenden Feldwebel.

„Vizekorporal Meindl,“ antwortete der Gefragte.

„Also der jüngste Unteroffizier? Nach ihm trifft die Reihe den ältesten Korporal —“

„Zu Befehl — den Kadetten von Stod.“

„War dem Vizekorporal Meindl nicht erst im Lazarett?“

„Zu Befehl! Er wurde vor fünf Tagen aus demselben entlassen — er hatte eine Halsentzündung.“

„Gut,“ entgegnete der Hauptmann. „Ich will, daß, wenn Sie es für rätlich finden, der Vize für heute noch geschont wird. Ich ließ mir sagen, sein Weiden sei ansteckend. Sie verstehen. Ich möchte nicht, daß der Kompagnie dadurch Schaden erwüchse. Es ist auch die Bitterung heute so rauh. Er soll sich unwohl melden! Ich meine es ihm gut. Die Jour übernimmt eben dann, wer an die Jour kommt.“

„Das ist Kadett von Stod. Aber entschuldigen Herr Hauptmann, der hat heute Freinacht.“

„Nur wenn es der Dienst erlaubt!“ fiel der Hauptmann rasch ein. „Der Dienst geht vor.“

„Würden Herr Hauptmann vielleicht genehmigen, daß ein Tausch —“

„Ich dulde keinen Tausch — prinzipiell nicht! Ich möchte mich keiner Parteilichkeit verdächtig machen, weil Korporal Stod Kadett ist. Im Dienst giebt es kein Ansehen der Person. Ich verlasse mich auf Sie, Feldwebel, ich verlasse mich auf Sie.“

„Zu Befehl!“ entgegnete die Kompagniemutter, und der Hauptmann ging siegesbewußt von dannen.

Da lief ihm gerade der Vizekorporal in den Weg. „Vizekorporal Meindl, wie geht's Ihnen?“ fragte ihn der Hauptmann.

„Ich danke, Herr Hauptmann; es geht schon wieder so ziemlich.“

„Ziemlich? Meiner Ansicht nach geht es Ihnen schlecht. Wie sehen Sie aus! Sie sind noch krank. Haben Sie keinen Reiz mehr im Hals?“

„Eigentlich nicht — mir beim Schlucken spüre ich noch —“

„Da haben wir's! Sie können also noch nicht schlucken —“

„Das nicht — aber —“

„Ruhig — kein Aber! Ich will nur ganz gesunde Leute im Dienst haben. Fühlen Sie beim Berlesen noch das Geringste, so melden Sie es dem Feldwebel; er wird Ihnen dienstfrei geben. Vierundzwanzig Stunden ruhigen Liegens auf dem Strohsack kurieren wieder. Schonen Sie sich!“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

Dieser ging. Er wußte, daß der Feldwebel das weitere verfügen und daß Kadett Stod heute nicht auf den Maskenball kommen würde.

Vor dem Eintritt ins Kompagniezimmer faßte denn auch der Feldwebel den Vize ab.

„Wie geht's, Vizekorporal?“ fragte auch er.

„So ziemlich,“ antwortete jener wieder.

„Ziemlich? Was heißt ziemlich? Der König will keine »ziemlichen« Soldaten. Man sieht's Ihnen an, Sie sind noch Nekondalescent. Glauben Sie, der Herr Hauptmann schlägt ziemlich Vize zu wirklichen Korporalen vor? Ich rate Ihnen gut: Melden Sie sich unwohl; ich kommandiere einen andern für Sie. Vierundzwanzig Stunden Rast, und dann will ich von einem »ziemlich« nichts mehr hören.“

Der Vizekorporal wußte diese plöglliche allseitige Fürsorge gar nicht zu deuten.

„Ich möchte aber nicht,“ entgegnete er schüchtern, „daß wegen mir ein anderer Kamerad —“

„Ach was! das mache ich schon in Ordnung. Also melden Sie sich!“

„Zu Befehl, Herr Feldwebel! Ich melde gehorjamst, daß ich noch nicht ganz so bin, wie —“

„Sie sein sollen!“ ergänzte der Feldwebel energisch. „Es ist gut.“ Dann trat er ins Kompagniezimmer mit den Worten: „Herr Kadett von Stod!“

„Zu Befehl, Herr Feldwebel!“

„Sie haben die Jour von Vizekorporal Meindl zu übernehmen. Er ist krank geworden.“

„Wa—a—s?“ rief der Kadett. „Aber ich habe ja Freinacht.“

„Der Dienst geht vor. Sie haben die Jour,“ wurde er kurz beschieden.

„Aber —“

„Ich bitte, kein Aber! Sie wissen —“

„Ich bitte, mich vertauschen zu dürfen.“

„Niemals!“ entgegnete der Feldwebel.

„Machen Sie heute eine Ausnahme, Herr Feldwebel!“ bat der Kadett.

„Ich habe gesagt: niemals. Gehorchen Sie sofort!“ Gleich vor Wut meldete Kadett von Stod mit zitternder Stimme, daß er die Jour vom Vice übernommen. Er durchsah die Intrigue; es war des Hauptmanns Werk. Er warf sein schneeweißes Hemd, das er sich schon für den Ball zurecht gerichtet, in seinen Koffer und ärgerte sich.

Aber auch der Hauptmann ärgerte sich, als er nach Hause kam. Fortwährend mußte er an die Gedächtnisse denken, die der Kadett nach seiner Meinung auf seine Tochter gemacht.

„Was er nur mit dem »Philadelphia« wollte, fragte er sich immer wieder, und »sterbend will er versinken?« Am Ende gar auf dem Ocean? Sie werden doch nicht durchbrennen wollen nach Amerika!“ Einmal diesen Gedanken erfaßt, konnte er ihn nicht mehr los werden. Beschleunigten Schrittes steuerte er seiner Wohnung zu.

Die Damen waren in Lauras Zimmer mit der Toilette zum Maskenball beschäftigt. Laura ließ sich soeben von der Mutter den Turban festmachen. Er kleidete sie vortrefflich. Sonst war sie noch im Schlafrocke.

Die Mutter dagegen war bereits im Galaanzuge. Nur das Spitzenhäubchen mit den blauen Bändern lag noch auf dem Tische.

Laura saß mit dem Gesichte gegen ihr Bett gewendet, ober welchem das Bild des heiligen Joseph hing, angehan mit einem lila Gewande aus Seidenstoff. Jedoch entsprachen die Züge des Bildchens ganz und gar nicht dem Gesichte des heiligen Joseph. Ein kleines Schurrbärtchen zierte die Lippen dieses Heiligen, der dem Regimentskadetten auffallend ähnlich sah.

Die Eltern hatten von dieser Verwandlung keine Ahnung. War Laura allein, so nahm sie das mit einer Stecknadel befestigte Seidentleid ab, und der hübsche Kadett zeigte sich in seiner schmutzen Uniform. Sie blickte gerne nach ihm. Auch jetzt waren ihre Augen auf das Bild des Heiligen gebannt, als der Vater polternd eintrat.

„Eine Schande ist es, daß du ihm nur im mindesten Hoffnung gabst,“ rief er ganz unvermittelt statt des üblichen Grüßes.

„Was ist geschehen?“ fragte die Mutter.

„Meinst du, ich weiß nicht alles?“ schrie der Vater die Tochter an.

„Aber was denn, Papachen?“ fragte Laura.

„Ihr habt etwas geplamt!“ examinierte der Vater streng.

„Wer denn?“ fragte die Mutter.

„Wer? Laura und der Alfred von drüben. Er will sie entführen — sie läßt sich entführen — nach Amerika — nach Philadelphia — weiß Gott, wohin!“

Die Mutter lachte jetzt laut auf.

„Ja, lache nur!“ fuhr sie der Gatte an. „Lache, wenn man dir dein Kind entführt!“

„Aber was willst du denn, Papachen?“ fragte Laura.

„Dir die Faxen aus dem Kopf treiben, du Regimentskadettin!“ schrie sie der Vater an.

„Alfred —?“ fragte Laura schüchtern.

„Ja, Alfred!“ donnerte der Vater. „Ich weiß, er liebt dich.“

„So?“ antwortete Laura schelmisch. „Das weiß ich ja schon längst.“

„So, und du hast dich doch mit ihm verabredet?“

„Für heute abend, ja. Die Türkei ist unser Vaterland. Wir gehen beide —“

„In die Türkei?“ rief der Hauptmann, die Hände zusammenschlagend. „Was soll ich von dir denken?“

„Als Türken auf den Maskenball,“ erklärte Laura.

„Was ist da unrechtes dabei?“

„Nur auf den Ball?“ fragte der Vater, das Gesicht seiner Tochter prüfend, die lächelnd zu ihm hinsah.

„Natürlich!“ beteuerte diese.

„Nun, so bin ich in einer Beziehung beruhigt. Jetzt aber verlange ich von dir, daß du dir den Alfred ein für allemal aus dem Kopfe schlägst! Es schickt sich nicht für die Tochter eines Offiziers, mit einem Kadetten ein Verhältnis einzugehen — es schickt sich nicht!“

„Aber Alfred wird doch demnächst Offizier —“

„Demnächst? Das kam in zehn Jahren sein.“

„Du sagtest aber selbst, daß er Hoffnung habe, mit nächstem Armeebefehl befördert zu werden.“

„Sagte ich? Man sagt viel, und es wird anders. Ich will jetzt entschieden, daß du keine so dummen Gedächtnisse mehr von ihm annimmst, wie ich sie heute gelesen.“

„An mich?“ fragte Laura mit freudiger Neugierde.

„Ja — auf dein Klaviergeklimper — wo vom Versinken auf der Reise nach Philadelphia die Rede ist. Donnerwetter, das muß ein Ende nehmen! Schwöre mir auf der Stelle, daß du keinen Brief mehr von ihm annimmst. Schwöre es mir bei diesem Bilde des heiligen Joseph, meines Namenspatrones, der über deinem

Bette hängt und dem du alle Augenblicke einen neuen Paletot machst, den du also verehrt als deinen Lieb- und Heiligen, schwöre mir bei ihm, oder du sollst mich kennen lernen!“

„Nun ja,“ sagte Laura mit einem gewissen Trost, du willst einen Schwur, Vater, also sollst du ihn haben. Ich schwöre dir, so wahr das Bild dort der heilige Joseph ist, daß ich von Alfred nichts mehr annehme, was es auch sei.“

Der Vater blickte jetzt nach dem angerufenen Heiligen.

„Werkwürdig!“ rief er erzürnt, „überall seh' ich nur das Gesicht des verdammten Kadetten. Sogar der heilige Joseph scheint mir seine Züge zu tragen.“ Er rieb sich die Augen.

Aber schon war Laura neben ihm und drehte ihn sanft nach der andern Seite.

„Schau nur die Mutter an,“ sagte sie. „Nicht wahr, die Toilette sieht ihr gut?“

Sie ging eingehend auf die Einzelheiten ein, und der Vater mußte über das und jenes seine Meinung äußern. So vergaß er allmählich auf das Bild und schien bald wieder einigermaßen befriedigt zu sein. Er gab noch einige Verhaltensbefehle und begab sich dann auf sein Zimmer, um selbst die Uniform mit einem Civilanzug für den Ball zu vertauschen.

Laura aber vertraute der Mutter, welche sich darüber wunderte, mit welcher Leichtgläubigkeit sie den Schwur leistete, das Geheimnis des Bildes.

„Das Sprechen,“ meinte Laura, „hat mir Papa ja nicht verboten, und so könnte ich wohl die Annahme seiner schriftlichen poetischen Ergüsse entbehren, von denen ich bis jetzt gar keine Ahnung hatte. Nun, er kommt ja auf den Ball. Einen Tanz mit ihm kann Papa nicht verbieten, und du wirst es gewiß auch nicht, süße Mama, nicht wahr?“

Die Gefragte küßte die Tochter auf die Stirne und schwieg. Sie wollte den Frühlingszauber dieser Liebe nicht zerstören, denn sie achtete Alfred, und es war längst ein stiller Wunsch der beiden Mütter, ihre Kinder einst vereint zu sehen.

Zur festgesetzten Zeit fuhr der Wagen vor und brachte

den Hauptmann mit Familie nach der Ressource. Ersterer war ganz beglückt von dem Gehorsam seiner Tochter und über die Leichtigkeit, mit der sie den Schwur geleistet.

„Daran ist nur mein heiliger Namenspatron schuld,“ sagte er sich. „Der hat den Sinn des Mädchens so schnell gelenkt und ich bin ihm dafür ganz besondern Dank schuldig. Ich mache ihm morgen ein goldenes Gewand, ich muß mich gut mit ihm halten.“

Aber auch Laura war vergnügt, denn sie hoffte sicher, den Geliebten auf dem Ball zu treffen, und sie war sich dessen bewußt, daß sie heute schön, sehr schön sei.

II.

Der Regimentskadett saß schmollend an seinem Tische. Außer ihm, dem Vice und der Zimmertour war niemand im Kompagniezimmer. Der Vice aber lag im Bette, die wollene Decke bis an die Nase hinaufgezogen, und sah mit scheuen, furchtsamen Blicken nach dem Kadetten. Körperlich fühlte er sich nicht nur ganz wohl, sondern im höchsten Grade hungrig und durstig. Die Hungerkur der letzten Wochen im Spital hatte seinen Magen leer gemacht, und heute hatte er außer der Menage noch nichts im Leibe. Er wollte sich's heute göttlich thun, sich mit Käse, Bier und Kommissbrot, von welchem letzterem er heute erst einen neuen Laib gefaßt, erquicken, als er zu neuem Kranksein befohlen würde! Und daß er auch den Regimentskadetten, der ihn bis jetzt so menschlich behandelte, von dieser Stunde an zum Feinde hatte, das war für ihn selbstverständlich. Und jetzt erschrak er mächtig, als der Kadett plötzlich von seinem Stuhle aufsprang und dann erregt die Stube auf- und abschritt. So oft er an dem Bette des Vice vorüberkam, stellte sich dieser schlafend.

Der Kadett blieb jetzt vor dem Bette stehen und blickte lange nach der, wenn auch unschuldigen, Ursache seines Verhängnisses.

Und diese Ursache konnte schlafen, während er vor Ärger geradezu fiebert!

Der Vice fühlte die wütenden Blicke seines Vorgesetzten, und er glaubte vor Angst vergehen zu müssen, ein Haar der wollenen Decke war ihm in die Nase gekommen, das sich bei jedem Atemzuge weiter und weiter in seine Nasenröhre hinaufschob und ihn kitzelte, und immer mehr kitzelte, so daß er endlich geradezu seinen Mund angelweit aufsperrte und ein „Atsy!“ herausschreien mußte, als sollte es ein Signal für das ganze Regiment sein.

„Alle Teufel! Zur Genesung!“ rief der Regimentskadett. „Sie niesen ja ganz unreglementmäßig. Was ist Ihnen denn?“

„O je, o je!“ erwiderte der Vice und suchte sich das Haar aus der Nase zu ziehen — „Atsy! Atsy!“ Und jetzt blickte er gefaßt, als wollte er den Todesstreich empfangen, nach dem vor ihm Stehenden.

„Wünschen Sie etwas?“ fragte der Kadett. „Haben Sie nach etwas Verlangen?“

„Zu Befehl, Herr Regimentskadett!“ mischte sich jetzt der Zimmertourabend Gemeine in das Gespräch. „Der Herr Vicecorporal hat mir Geld zu einer Maß Bier und einem Stück Limburger gegeben, aber da er gachs einen Anfall bekam — so —“

„So hast du die Lieferung listiert,“ vollendete Alfred. „He, Vice, wie meinen Sie, soll das Abendbrot für Sie nach Ihrem Wunsche besorgt werden?“

„Ja, wenn ich mir tranet!“ meinte der Vice. „Ach Gott, was verspür' ich für einen Heißhunger — und den Durst — ich glaub', ich trinket den ganzen Starnbergersee aus.“

„Wenn er voll Bier,“ versetzte der Kadett. „Das müßte ein sehr interessantes Bild abgeben, wenn der Vicecorporal Meindl sich daran machte, den Würnhsee auszutrinken. Lassen wir lieber die Kirche beim Dorf — bleiben Sie für heute bei der Maß und speisen Sie immerhin ihren duftigen Limburger. Und damit Sie sich's bequemer machen können, stehen Sie auf. Lassen Sie uns bis zum Zapfenstreich ein Spiel machen! Wir wollen törteln, daß uns die Zeit vergeht.“

Diese freundlichen Worte erfüllten den Vice mit großer Freude. Er hatte nichts eiligeres zu thun, als sich in seinen Waffenrock zu werfen und sich ganz dem Regimentskadetten zur Verfügung zu stellen.

Die Zimmertour holte das Pabial des Vice, den durchweichten Limburger und die Maß Bier, der Brotlaib wurde dazu gelegt, und Meindl kante jetzt mit einem Eifer, der eines bessern Couvers würdig gewesen wäre. Nach dessen Beendigung gab ihm der Kadett eine Cigarre, und nun ward gespielt und getrunken. Der erste Maß folgte natürlich die zweite, und der Vice wurde immer fidele, so daß er zu singen begann und die prächtigsten Schnadabüßerln zum besten gab, wobei ihn der Kadett mit der Gitarre begleitete.

In dieses Stadium wollte Alfred von Stoc den zum Kranksein kommandierten Vice bringen, um dem Feldwebel den unwiderleglichsten Beweis von der vollkommenen Gesundheit des Arztes zu geben. Er wußte, daß der Feldwebel, ein großer Musikfreund, sofort zur Stelle sein würde, wenn er im Nachbarzimmer die Gitarre zupfen hörte.

Und richtig, da stand er schon mit dem roten Fetz auf dem Kopfe, in der Zoppe, eine lange mit Quasten verzierte Pfeife im Munde, unter der Thüre. Als er aber des singenden Vice ansichtig wurde, der dazu rauchte wie ein Dampfeschlot, da rief er entsetzt: „Vicecorporal Meindl, sind Sie des Teufels?“

Der Vice sprang auf und stellte sich in Achtung. Aber Alfred that, als hätte er nichts gehört, spielte einen Accord und begann dann das Lied vom „toten Soldaten“ zu singen, welches er in der That ganz meisterhaft vorzutragen verstand.

Dieses Lied war das Liebingslied des Feldwebels, der Kadett wußte, daß es ihn jedesmal zu Thränen rührte und daß dann alles von dem sonst Gestrungen zu erreichen war.

Derselbe milderte auch sofort seine strenge Miene, und beim Licht der Anschlätterze strahlte sein Antlitz bald wie mildes Sonnenlicht. Bei jeder Strophe rückte er weiter vor, und da der Vice immer noch mit Achtung da stand, winkte er ihm mit der Hand zu, bequem zu stehen. Er aber gab sich ganz dem Gesange Alfreds hin, der heute eine Wärme hineinzu legen wußte, die dem Feldwebel durch Mark und Bein ging und verursachte, daß aus seinen Augen dicke Thränen in den großen Schnurrbart rollten.

Der Text des Liedes ist folgender:

Auf fremder fernier Aue,
Da liegt ein toter Soldat,
Ein ungezählter Vergeßener,
Wie brav er gekämpft auch hat.

Es reiten viel Generäle
Mit Kreuzchen an ihm vorbei,
Denkt keiner, daß, der da lieget,
Auch wert eines Kreuzleins sei.

Es ist um manchen Gefallnen
Viel frag und Jammer dort,
Doch für den armen Soldaten,
Da giebt's nicht Thränen, noch Wort.

Und ferne, wo er zu Hause,
Da sitzt im Abendrot
Ein Vater voll banger Ahnung,
Und spricht: „Gewiß ist er tot!“

Da sitzt die weinende Mutter,
Die senfzet laut: „Gott helf’!
Er hat sich angemeldet:
Die Uhr blieb stehn um elf.“

Dort starrt ein blaßes Mädchen
Hinaus in das Dämmerlicht:
„Und ist er dahin gestorben,
Meinem Herzen stirbt er nicht!“

Drei Augenpaare schicken,
So heiß das Herz es kann,
Für den geliebten Toten
Die Thränen zum Himmel hinan.

Und der Himmel nimmt die Thränen
Im schimmernden Wölkchen auf,
Und führt es zur fernen Aue
Hinüber in raschem Lauf.

Gießt dann aus der Wolke die Thränen
Aufs Haupt des Toten als Tau,
Daß er unbeweint nicht liege
Auf fremder ferner Au.

„Bravo! Bravo!“ rief jetzt der Feldwebel, als der Kadett zu Ende. „Wundervoll! Magnifit! Excellent! Alfred that überrascht. „Wie, Herr Feldwebel?“

„Ja, ja, Sie haben mir eine sehr große Freude gemacht mit meinem Feibied.“

„Hab’ ich das?“ fragte der Regimentskadett.
„Auf Ehre — ja, eine große. Ich wollte, ich könnte mich revanchieren!“

„Das können Sie!“ versicherte der Kadett rasch. „Sehen Sie, der Vice ist wieder ganz wohl auf. Gestatten Sie, daß er seinen Dienst wieder übernimmt; es ist ja so bald zum Papfenstreich. Lassen Sie mich meine Freinacht ausnutzen, die mir vom Regimentskommando zugesagt!“

„Über der Hauptmann! Und der Vice —“
„D, ich bin kreuz- und ferngesund!“ rief dieser. „Herr Feldwebel, ich melde gehoramt, daß mir rein gar nichts mehr fehlt.“

„Ja, aber wie kam das so schnell?“ fragte der Feldwebel.

„Das hat der Limburger und die zweite Maß Bier gemacht, Herr Feldwebel, und das schöne Lied vom Herrn Kadetten und —“

„Da hören Sie’s ja selbst!“ warf der Kadett ein. „Der Herr Hauptmann hat doch nur den kranken Vice im Kopf gehabt. Er wird ihn doch nicht krank befohlen haben?“

„Das schon — vielmehr das nicht — der Herr Hauptmann haben nur gemeint, wenn ich es für rätlich finde —“

„Und Sie haben es für rätlich gefunden, aber doch nur so lange, bis Sie sich überzeugten, daß dieser Vice von Gottesgnaden Kommissbrot und Bier vertilgt für eine ganze Kompagnie — da kann doch vom Kranksein nicht mehr die Rede sein. Er will es ja selbst nicht sein, nicht wahr?“

„D, ich war niemals gesünder!“ pflichtete der Gefragte bei.

„Ja, ich weiß nicht recht, was ich thun soll? Sm, hm!“ machte der Feldwebel.

Der Kadett wußte, daß es jetzt nur noch eines Liedes

bedürfe, um den Feldwebel ganz nach seinem Sinne zu lenken. Seine Finger strichen durch die Saiten und er begann:

Der Sänger hält im Feld die Fahnenwacht,
In seinem Arme ruht das Schwert, das scharfe,
Er grüßt mit hellem Lied die stille Nacht
Und spielt dazu mit blut’ger Hand die Harfe:
Die Dame, die ich liebe, nenn’ ich nicht,
Doch hab’ ich ihre Farben mir erkoren,
Ich streite gern für Freiheit und für Licht,
Getreu der Fahne, zu der ich geschworen.

Jetzt war des wadern Feldwebels Herz zu Butter geschmolzen und er konnte nicht umhin, zu Alfred zu sagen: „Die Dame, die Sie lieben, heißt Laura! Ich befehle Ihnen jetzt, sie auf dem Ball sofort aufzusuchen und mich ihr respektvollst zu empfehlen. Wenn mich ihr Vater schimpft, so mag sie mir ein gutes Wort reden. Viceforporal Meindl, Sie übernehmen die Jour! Herr Kadett, viel Vergnügen!“ — Er ging.

Der Kadett versorgte freudig die Guitarre an einem Nagel neben dem Fenster. Dann befahl er der Zimmerfrau, die Kiste des Limburgers zum Fenster hinauszurufen. Das Fenster war aber in diesem Falle der Magen des Soldaten. Bald dufteten Beilchen und Patchouli im Kompagniezimmer, das sich nach und nach mit den heimkehrenden Soldaten füllte, die alle ob des ungewohnten Duftes die Nasenflügel riechend in die Höhe zogen.

Alle waren dem Regimentskadetten sofort zu Diensten. Der eine half ihm die Glanzstiefel anziehen, der andere hielt ihm das Handtuch zum Abtrocknen entgegen, ein dritter leuchtete mit dem spärlichen Kerzenlicht an dem kleinen Wandspiegel, während Alfred mit Kamm und Bürste hantierte, ein vierter holte die Droschke, mit welcher der Kadett in seine elterliche Wohnung fuhr, um sich in sein Türkenkostüm zu werfen, ein fünfter reichte ihm das Haubajonett hin und der sechste den Mantel. Allgemeine Bewegung herrschte im Zimmer. Und als der Regimentskadett, daselbe verlassend, siegestolz wie ein Pascha die Reihe seiner Getreuen durchschritt, da riefen sie ihm alle zu: „Viel Vergnügen, Herr Regimentskadett! Viel Vergnügen, Herr Baron!“

III.

Die Droschke brachte Alfred von Stock alsbald in das Haus seiner Eltern. Doch war er nicht wenig überrascht, den Türkenanzug nicht mehr in seinem Zimmer vorzufinden.

„Zum Kuckud!“ herrschte er das Dienstmädchen an, „wo ist denn mein Maskenanzug?“

„Den Anzug hat der Herr Major angezogen, weil Herr Kadett sagen ließen, Sie hätten Dienst und könnten nicht auf den Ball gehen,“ berichtete das Mädchen.

„Was, mein Vater?“ staunte Alfred. „Wohin ist er denn gegangen?“

„Auf den Ball in die Ressource. Der gnädige Herr sieht als Türke ganz himmlisch aus. Ich hab’ gelacht — ha, ha, ha, — so ein flotter Türke, Sie hätten ihn nur sehen sollen, Herr Kadett!“ Und sie lachte wieder laut hinaus.

„Aber wo nehme ich jetzt einen Türkenanzug her?“ sagte jetzt Alfred ärgerlich.

„Ja, gehn denn der Herr Kadett auch auf den Ball?“ fragte das Mädchen verwundert.

„Wie kommt nur mein Vater auf einen solchen Einfall!“ sprach Alfred, mehr zu sich als zu dem Mädchen.

„Wie mir schien, hat der Herr Major eine freudige Nachricht mit nach Hause gebracht. Und dann hat es ja geheißen, Sie hätten Dienst,“ erklärte daselbe wieder.

hört. „Und da hat der gnädige Herr gemeint, als Türke müßte er sich doch besser ausnehmen, wie in der alten schwarzen Kutte, die in seinem Zimmer liegt.“

„Ein Domino!“ rief Alfred. „Wo ist ein Domino?“

„Im Zimmer des Herrn Majors.“
Alfred war sofort entschlossen, sich denselben anzueignen. War es auch nur eine „alte schwarze Kutte“, wie das Mädchen sich verächtlich ausdrückte, so war sie ihm jetzt doch ein hochwillkommenes Gewand, das ihm gestattete, sich unerkannt seiner Geliebten zu nähern. Er vertauschte die Uniform mit einem Zivilanzuge und hüllte sich in den Domino.

Die Droschke brachte ihn alsbald nach der Ressource, wo der Maskenball im besten Zuge war.

Hauptmann Dirschl mit Gattin und Tochter saßen an dem Ehrentische des Vorstandes der Gesellschaft, eines charakterisierteren Majors, eines alten, kreuzbraven kleinen Herrn, bei dem der Titel „Herr Major!“ immer ein Fersenzittern herbeirief, weil ihm dadurch die süße Musik des Sporenklirrens an sein Ohr drang, die ihm schöner dünkte, als Notscharfenklang, wie er sich oft selbstbewußt ausdrückte. Diese Sporen waren aber auch von ungewöhnlichem Umfange, und da der Major, wie gesagt, sehr klein war, so mußte er öfters die boshafte Frage hören: „Wo gehen denn heute die Sporen wieder mit ihrem Major hin?“

An dem Ehrentische hatten noch zwei Personen Platz genommen, nämlich Major von Stock in seiner Türkenkleidung und dessen Gattin. Laura erfuhr erst durch diese beiden, daß Alfred dienstlich am Kommen verhindert sei. Die beiden Mütter klapelten mit-sammen und reichten sich zum Einverständnis die Hand.

Major von Stock aber fragte den Hauptmann geradezu: „Hätten Sie denn die Sache nicht arrangieren können? Es wäre doch viel hübscher, wenn Alfred als Türke neben der schönen Türkin säße, als ich. Finden Sie das nicht auch, Fräulein Laura?“

Diese drückte dem Major die Hand. „Es ist recht schade!“ meinte sie.

Der Hauptmann aber erklärte kategorisch: „Dienst ist Dienst! Das Vergnügen kommt in zweiter Reihe. In erster Reihe steht die Pflicht!“

„Dienstzopf!“ rannte Herr von Stock dem Hauptmann ins Ohr. „Was haben Sie damit erreicht? Glauben Sie, der General schlägt Sie deshalb eher vor zum Major?“

„Ich weiß's nicht,“ entgegnete der Hauptmann. „Berdient hätt' ich's so gut, wie jeder. An der Tour wär' ich auch — aber ich weiß im voraus, es wird

höchstens einmal so etwas Charakterisiertes herauskommen, um die Pension weniger herb zu machen. Doch wie es sei, ich habe das Bewußtsein, meine Pflicht gethan zu haben im Dienste und — in der Familie.“ Bei den letzten Worten blickte er vielsagend auf Herrn von Stock und dann auf seine Tochter, die durchaus nicht in heiterster Laune darüber war, den so sehnlich Erwarteten vermissen zu müssen.

„Je nun,“ meinte von Stock lachend, „man kann nicht wissen! Mancher legt sich als Hauptmann zu Bett und als Major steht er wieder auf. Wissen Sie denn, daß der Kurier, welcher nach Kairo zum König ist, heute wieder zurückgekehrt ist?“

„Bringt er einen Armeebefehl?“ fragte der Hauptmann, über und über erröthend.

„Kann sein!“ entgegnete der Major, sich den Schnurrbart drehend.

„Sie wissen etwas davon!“ wurde der Hauptmann dringend. „Ja, ja, Sie konnten mir schon den ganzen Abend so vor, als wenn Sie etwas im Hintergrund hätten —“

„Nichts weiß ich,“ versicherte der Major, „als daß ich jetzt mit Ihrer Tochter die Masurka tanzen werde. Nehmen Sie mit mir vorlieb, Fräulein Laura?“

„Es ist mir eine große Ehre und eine wirkliche Freude,“ erwiderte Laura, sofort den Arm des galanten Türken ergreifend, der sich im nächsten Augenblick mit dem Mädchen im Saale drehte, daß man hätte denken können, es sei ein flotter Lieutenant.

„Wenn jetzt nur Alfred an meiner Stelle wäre!“ meinte der Major. „Das wäre Ihnen auch lieber, nicht wahr?“

„Es wäre mir lieber, wenn der Herr Kadett auch da wäre!“ sagte Laura.

„Es wird ihm schwer genug fallen, daß er nicht hier sein kann. Nun, es ist wohl heute das letzte Mal, daß er als Unteroffizier zur Tour kommandiert wurde.“

„Wieso?“ fragte Laura, überrascht zu ihm aufblickend.

„Sie sollen es erfahren,“ erwiderte der Major, „aber unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit. Niemand darf noch ein Wort davon erfahren! Alfred ist Lieutenant geworden.“

„Ah!“ rief Laura so laut, daß die Nächstanzenden stehen blieben und nach dem Türkenpaare saßen. „Und weiß er's schon?“ fragte sie dann.

„Niemand weiß es noch. Mir hat es mein intimster Freund, Rat C., der als Kurier fort war, als strengstes Geheimnis mitgeteilt. Der Armeebefehl wird erst morgen veröffentlicht. Also stillgeschwiegen!“



Alle waren dem Regimentskabetten sofort zu Diensten.

„Und mein Papa?“ fragte Laura neugierig. „Wissen Sie —“

„Von gar nichts weiß ich sonst,“ unterbrach sie der Major. „Aber um wieder von Alfred zu sprechen — wenn es Ihnen lieb ist —“

„Nichts lieber, als das!“ rief Laura unwillkürlich. Der Major lächelte.

„Und wenn er Sie nun zur Frau Lieutenant machen möchte —?“

„Ich erwarte das gar nicht anders von ihm,“ entgegnete Laura offenherzig.

„Sie sind also schon einig miteinander?“ lachte der Major.

Laura nickte nur errötend mit dem Köpfchen. Aber ihre Augen strahlten von Glück.

Die Masurka war zu Ende. Der Major führte seine Tänzerin an ihren Platz. War sie vor dem Tanze nachdenkend, fast traurig gewesen, so strahlte jetzt ihr Gesicht vor Vergnügen.

„Sonderbar,“ sagte der Vorstand zu Hauptmann Dirschl, „der Schwereidöter weiß noch in seinen alten Tagen die jungen Mädchen zu verberen. Schau nur, wie umgewandelt dein Töchterchen plötzlich ist. Ich glaube, wenn ich die ganze Nacht mit deiner Laura tanzte, ich könnte sie zu keiner solchen Fidelität bringen.“

„Das glaub' ich auch!“ erwiderte der Hauptmann schmunzelnd. „Die ganze Nacht mit dir tanzen, das hieße ein übersattes Vergnügen.“

„Jetzt tanz' ich extra mit ihr!“ entgegnete der Geneckte. „Ich weiß auch, was Galanterie heißt, wenn ich auch nicht bei der Kavallerie bin.“

„Du trägst ja doch Sporen,“ lachte der Hauptmann.

„Leider nur zu Fuß —“

„Sei doch froh, daß du sie nicht im Kopfe hast, denn — da würden sie ja nicht klirren.“

Der Major verstand den Stich.

„Aus dir spricht der Neid!“ sagte er. „Aber jetzt sollst du Wunder sehen!“

Er bemühte sich, seine steifen waschledernen Handschuhe anzuziehen, denn die Musik hatte das Zeichen zum Walzer gegeben. Er wollte Laura eben engagieren, als ein Domino herankam und dem Mädchen einige Worte ins Ohr flüsterte.

Laura war sichtlich aber freudig erschrocken.

„Papa, du erlaubst?“ fragte sie den Vater, und ohne eine Antwort abzuwarten, eilte sie davon und mischte sich mit dem Domino in die Reihe der Tanzenden.

Der alte Major nahm die halbangezogenen Handschuhe wieder ab und warf sich verdrrießlich auf seinen Stuhl. „Wer ist der Domino?“ fragten die Mütter und die Väter wie aus einem Munde.

Großer Weltkalender für 1892.

„Laura muß ihn kennen,“ meinte die Majorin. Ihres Gatten bemächtigte sich eine Art Eifersucht. Nach den vorhin gemachten Erklärungen des Mädchens wußte er sich diese sichtliche Freude bei Ankunft dieses Dominos nicht recht zu deuten.

„Dem Domino muß ich auf die Spur kommen,“ sagte er sich. Er stand auf und ging, die Reihen der zum Tanze Schreitenden zu beobachten.

Als bald hatte er die schöne Türkin mit ihrem Domino gefunden. Beide waren im lebhaftesten Gespräche begriffen. Sie standen vor einer Säule, hinter welcher sich nun Major von Stock postierte. Er gab sich alle Mühe, etwas zu erlauschen, doch es wollte ihm nicht gelingen. Endlich aber hörte er doch, wie Laura sagte: „Dein Papa hat's gesagt.“

Sofort war ihm alles klar. Er trat rasch vor und fragte: „Was hat der Papa gesagt?“

„Ich bin Offizier geworden, ist das wahr?“ fragte Alfred dagegen.

„Gottlob, daß es so ist!“ antwortete der alte Herr.

„Aber schweig — ich bitte dich. Erst morgen wird es expediert. Nimm für heute noch als Kadett bei uns Platz.“

„Ich möchte den guten Feldwebel nicht in Verlegenheit bringen,“ sagte Alfred.

„Er hat mich auf seine Verantwortung hin fortgelassen. Setze ich mich an eueren Tisch, so wird man fragen, wer ich bin, und — man wird mich auch erkennen.“

Der Major dachte einen Augenblick nach.

„Da ist zu helfen,“ sagte er dann. „Wir wechseln die Kostüme. Dann setzt du dich als Türke an den Tisch und stellst mich als einen Bekannten vor, der unerkannt bleiben will. Natürlich tragen wir von jetzt an beide die Maske.“

„Aber das wird auffallen, wenn du dich plötzlich vermunimt,“ meinte der Sohn.

„Ich ersinne schon eine passende Ausrede,“ lachte der Major. „Man sagt, man habe ein Wimmerl auf der Nase bekommen, oder sonst etwas Poetisches.“

Alle drei lachten vor Vergnügen.

Der Tanz war zu Ende. Der Domino führte seine Tänzerin an ihren Platz und entfernte sich rasch. Gleich darauf trat Major von Stock an den Tisch. Die Maske vor das Gesicht nehmend, gab er lachend vor, er wolle jetzt auf Abenteuer ausgehen und ein wenig intriguierten. Dann entfernte auch er sich.

Kaum waren die beiden fort, als Vater und Mutter mit Fragen auf Laura einstürmten, wer der Domino gewesen. Die Tochter aber versicherte mit dem glücklichsten Lächeln, daß sie nur wisse, daß es ein Offizier sei.

„Ein Offizier,“ sagte der Hauptmann, erleichtert aufatmend.



Laura war sichtlich aber freudig erschrocken.

„Ich dachte es sogleich,“ fügte seine Frau hinzu. „Man sieht es an seiner Haltung. Du leuchtest ja förmlich vor Vergnügen. Du mußt dich sehr amüßert haben.“

„O gewiß!“ versicherte die Tochter.

Eine Française begann. Laura ward zum Tanze geführt, und zwar dieses Mal vom Herrn Vorstande selbst, der endlich seine beiden Hände in die Waschleidenen gezwängt hatte.

„Sieh acht, daß du dich nicht in die Sporen des Herrn Majors verwickelst,“ rief der Hauptmann seiner Tochter nach.

Nach glücklich vollendeter Tour forderte der Hauptmann den Major-Vorstand auf, mit ihm ins Rauchstübchen zu gehen, wo sie sicher auch den Major von Stock treffen würden, um dort ein Glas Bier zu trinken. In der nächsten Minute saßen sie mit mehreren andern alten Herren im Bierlokal.

Inzwischen hatten Alfred und sein Vater die Kleider getauscht, und ersterer kam als Türke zurück. Sie waren sich beide so ähnlich in Gestalt und Haltung, daß die Majorin selbst in ihrem Sohne den Vater vermutete.

„Die beiden Herren sind ins Rauchzimmer, Herrmann,“ sagte sie. „Sie hofften dich dort zu treffen.“

„Hab' keine Lust!“ gab der Türke zur Antwort. Dafür engagierte er jetzt Laura abermals zum Tanze und eilte mit ihr davon.

Frau von Stock wunderte sich nicht wenig über diese Lebhaftigkeit ihres Gemahls. Sie wußte wohl, daß ihn die Zahl seiner Jahre nicht abhielt, noch mit jungen Mädchen zu kokettieren, aber der Turban trieb es doch gar zu toll. Bald war er hier, bald dort, aber immer in Bewegung.

„Ihre Laura hat meinen Mann rein verberht,“ sagte sie zu ihrer Nachbarin. „Sehen Sie nur, wie unermüdet er tanzt.“

„Sie hat ihn wirklich verberht! Er ist in sie verliebt bis über die Ohren.“

Der schwarze Domino hatte diese Worte gesprochen.

„Mein Herr!“ sagte die Majorin gereizt, sich nach ihm umwendend. „Woher vermuten Sie das?“

„Das sieht man doch,“ meinte der Schwarze.

„Sie erlauben sich da einen derben Späß,“ entgegnete Frau von Stock. „Das heißt die Maskenfreiheit mißbrauchen. Wer sind Sie?“

„Ein guter Bekannter,“ gab der Major zur Antwort und löstete die Maske.

„Du?“ rief seine Frau.

„Sie sind's?“ sekundierte die Freundin.

„Wie Sie sehen.“

„Und wer ist denn der dort, der Türke?“

„Das ist mein Alfred! — Aber nicht verraten! Er darf nicht erkannt werden, sonst kommt er mit seinem Hauptmann in Konflikt.“

Das junge Paar kam heran und die beiden Mütter begrüßten Alfred aufs freundlichste. Er berichtete in flüchtigen Umrissen, wie es ihm doch noch gelungen, den Ball besuchen zu können, und als dann der Hauptmann heran kam, mischte er sich eiligst mit Laura wieder unter die Tanzenden.

Der Hauptmann fand es allerdings auffallend, daß der Türke die Larve nicht mehr vom Gesichte nahm, ebenso wunderte er sich über die plötzliche Tanzwut seines Freundes, aber an eine Verwechslung dachte er nicht. Auch hielt er sich fast ausschließlich nur mehr im Rauchstübchen auf, dem Eldorado der Ballväter, wo er mit dem Vorstand und einigen andern Herren

ein Spielchen machte und sich deshalb um die Masken wenig kümmerte.

Als er sich aber anschickte, mit seiner Familie nach Hause zu fahren, da konnte der Domino sich's nicht versagen, ihm auf die Schulter zu klopfen und ihm zuzulüftern: „Dirschl, die Geschichte mit dem Regimentskadetten hast du sehr gut gemacht!“

Der Hauptmann sah ihn erstaunt und forschend an. „Wer bist denn du?“ fragte er.

„Der Beschützer deiner Tochter,“ gab jener geheimnisvoll zur Antwort. „Hast ihr den Tanz mit ihm mißgönnt, der so schöne Gedichte schreibt.“

„Ja — Gezeiten!“ rief der Hauptmann. „Alle Wetter! Der Vice ist zur rechten Zeit krank geworden!“

„Schlau! Sehr schlau!“

Der Domino lachte und huschte davon.

Der Hauptmann sah ihn etwas verblüfft nach.

„Ich glaube, der will sich über mich lustig machen,“ sagte er zu sich. „Gleichviel! Ich habe meinen Zweck erreicht, und meine Tochter scheint ihn nicht einmal vermisst zu haben. Der heilige Joseph bekommt morgen sein goldenes Gewand.“

Alfred kehrte, nachdem er sich in seinem Elternhause umgekleidet, in die Kaserne zurück, als eben Tagreville geschlagen wurde. Siegesbewußt, tranken vor Freude, legte er sich auf das Bett, das er so lange Jahre benützt und dem er heute Adieu sagen mußte. Aus seinem Schlafe weckte ihn der Adjutant mit den Worten: „Herr Kamerad, wachen Sie als Lieutenant auf! Der Armeebefehl ist erschienen.“

Der Hauptmann aber hatte am nächsten Morgen nichts eiligeres zu thun, als sein Versprechen dem Heiligen gegenüber zu erfüllen. Er schlich sich leise in Laura's Zimmer, nahm vorsichtig, um die noch Schlafende nicht zu wecken, das Bild von der Wand und mit auf sein Zimmer.

Dort schnitt er aus Goldpapier, das er, der sich gern mit Buchbinderarbeiten beschäftigte, immer vorrätig hatte, einen hübschen Mantel zurecht und machte sich am daran, den Heiligen seines alten Kleides zu entledigen. Andächtig sprach er dabei: „Vieher heiliger — Regimentskadett!“

Das letzte Wort glich einem Entsetzensschrei. Er hatte das lila Gewand abgenommen und — der schmucke Kadett zeigte sich feinen Blicken.

Wutentbrannt wollte er mit diesem corpus delicti zu seiner Tochter eilen, da klopfte es, und der Feldwebel trat ins Zimmer.

„Guten Morgen, Herr Major!“

„Was, Major!“ donnerte ihn Dirschl an und schwang drohend das Bildchen in der Luft.

Der Feldwebel glaubte nicht anders, als sein Vorgesetzter wisse schon von dem Vorfall des gestrigen Abends, und er beschloß, ihn als „Hauptmann“ nicht mehr zu Worte kommen zu lassen.

„Herr Major werden verzeihen! Ich gratuliere, Herr Major! Der Armeebefehl ist erschienen.“

„Waaaas?“ rief Dirschl. „Ich? Ich bin —“

„Wirklicher Major beim Monturdepot,“ berichtete jetzt der Feldwebel.

Frau Dirschl und Laura erschienen jetzt auch. Sie gratulierten und küßten den neuen Major aufs herzlichste.

„Und der Regimentskadett?“ fragte dieser, beim Anblicke seiner Tochter wieder an ihn erinnert.

„Ist Lieutenant geworden, Herr Major!“

„Da ist er schon!“ rief Laura.

An der Thüre erschienen Major von Stock und

Alfred, letzterer schon in der Uniform eines Lieutenants, die sein Vater vorsorglich herbeibrachte.

Die beiden Väter küßten sich.

Der junge Offizier meldete sich vorschriftsmäßig als auanciert.

Dem neugebackenen Major standen die Thränen in den Augen.

„Wenn ich das gewußt hätte,“ sagte er zu Alfred, „würde ich Sie gestern auf den Ball —“

„Es ist gut, wenn man nicht alles weiß,“ lachte Major von Stock, „sonst hätten Sie auch gewußt, daß der so fleißig tanzende Türke nicht ich, sondern Alfred gewesen.“

„Waaas?“ rief der Überlistete.

„Der Vice ist wieder gesund, Herr Major,“ meldete der Feldwebel.

„Die Kompagnie geht Sie nichts mehr an, Sie sind jetzt Major beim Monturdepot,“ sagte Herr von Stock, den Feldwebel beiseite schiebend. „Aber eine andere Pflicht haben Sie. Die jungen Leute hier lieben sich, lieben sich sehr, und es ist unsere Pflicht, sie glücklich zu machen. Ich bitte Sie in aller Form für meinen Alfred um die Hand Ihrer Tochter.“

„Und wenn ich Nein sage?“ fragte der Vater scherzend. „Dann brenn' ich mit Alfred durch nach Philadelphia! rief Laura lachend.“

„So weit lassen wir's nicht kommen. Da — nehm' euch!“ sprach Dirschl, unter Thränen lachend.

Und zu seiner Frau sich wendend, fuhr er fort: „Laß den besten Wein aus dem Keller holen! Und Sie, Feldwebel, trinken auch ein Glas auf das Wohl des Brautpaares!“

„Zu Befehl, Herr Major!“ sagte Dieser, die Hand an die Mütze legend. Er war froh, daß die Sache so gut abgelaufen.

Doppelter Jubel war nun im Hause, die Gläser wurden mit Steinwein gefüllt und gaben guten Klang.

Das Bild des Regimentskadetten hing von jetzt an ohne verhüllenden Mantel über Lauras Bett, und sie citierte auch als Frau oft das bekannte Lied:

Ist nichts so schön, ist nichts so nett,
Als ein Regimentskadett,
Und sein Silhouett, Silhouett
hängt über mein Bettstätt' weg!

Aus dem dunkeln Weltteil.

Unsere Abnung hat uns nicht betrogen — es ist nahezu zur Gewißheit geworden, daß Dr. Müller wieder aufgefunden. Wir erhalten von Krabbenbucke folgende Mitteilung:

Hier angelangte Briefe von Herrn Kapitän Willen Snydup vom Schiffe Miefen Pipentopp aus Banana enthalten die höchst tröstliche Nachricht, daß von Herrn Müller

Kunde gekommen, wonach sich dieser wohl unzweifelhaft am Leben befindet. Von Zappu-Zappu am Sankura ist ein Brief oder eigentlich nur ein Bündel Schilfblätter, eingehüllt in ein altes Tabakspapier von Olden-

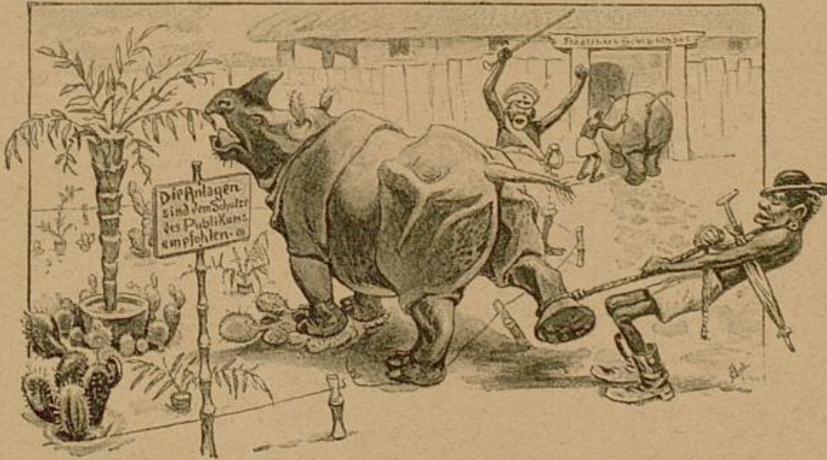
kott, von einem Händler in Banana übergeben worden, das einige weitere Tagebuchblätter unseres hochberühmten Landsmannes enthält. Also ist — dem Herrn sei Dank — nur das Notizbuch, nicht der Forscher selbst dem „Vater der Gewässer“ als Beute anheimgefallen. Bei dieser Gelegenheit wollen wir die lächerliche Behauptung französischer Blätter widerlegen, Müller sei ein Franzose, ja — Müller sei gar kein deutscher Name, sondern stamme von „Mülle“ — tausend — ab. Da hört doch alles auf! Wir lassen uns unsern Müller nicht entreißen. Müller ist geboren in Hornberg, dem durch sein Schießen hochberühmten Orte, und zwar im Jahre 1860. Soviel zur Best-

stellung der Nationalität Müllers. Nun zu den höchst interessanten Skizzen und Aufzeichnungen.

Mitolantamba, 2. Februar. Je tiefer ich in das Innere des dunkeln Weltteils eindringe, desto interessanter werden meine Studien über das Seelenleben der Tiere und desto höher steigt meine Hochachtung vor denselben. Wie flach, wie ungerecht ist oft unser aus reinster Unkenntnis entsprungenes Urteil. Wir kennen die Tiere nicht, kaum die unsrigen, wieviel weniger die afrika-

nischen. Diese letztern haben wir — und das sehr selten — nur in zoologischen Gärten oder Menagerien gesehen, wo dieselben durch den fortwährenden Umgang mit Menschen civilisiert, d. h. verdummt sind.

Wie oft hören wir nicht, wenn man einen recht dummen Kerl bezeichnen will, denselben ein Rhinoceros nennen. Nichts ist falscher. Lernt erst das Rhinoceros in seiner Heimat kennen! Seht hier das Bild. — Es zeigt euch deutlich: Es frißt lieber fremdes Eigentum, als daß es selber aufgefressen wird. Ist das ein Zeichen von Dummheit? Wieviele kluge und geachtete Leute in Amt und Würde huldigen bei uns demselben Grundsatz, und kein Mensch heißt dieselben Rhinoceros. Da gäbe es bei uns mehr Rhinocerosse als in Afrika. Industrielle, agrarische, künstlerische, literarische, wissenschaftliche und weiß Gott noch, was für Rhinocerosse. Und dann — als ich an einem herrlichen afrikani-



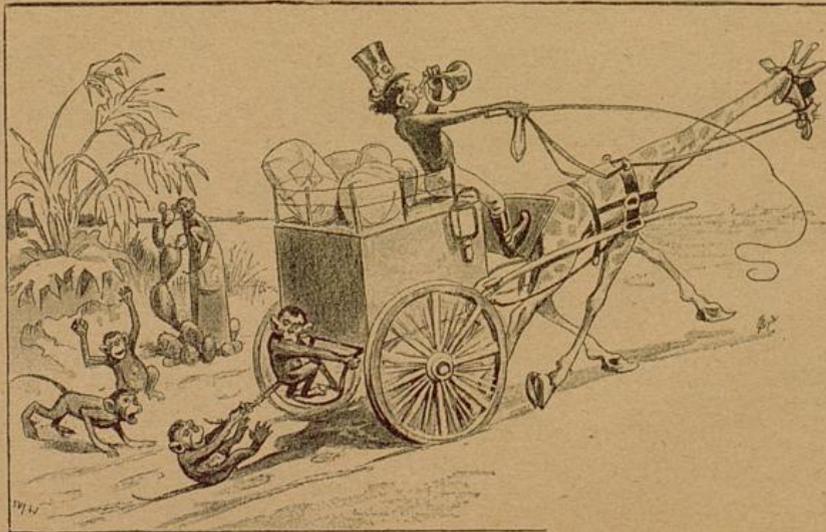
hen Morgen das reizende Bild erblickte, von dem ich hier eine Skizze entworfen, entdeckte ich noch etwas, was meinen Geist in die ferne geliebte Heimat zurückführte, — die Polizei, die schützende, bewahrende Hüterin der staatlichen Ordnung, die Trägerin der Civilisation. Ein wackerer Schutzmann, so gut wie bei uns, ja noch besser. Wie oft kommt es nicht in Europa vor, daß die heilige Wahrheit der Ordnung sich vorsichtig zurückhält, wenn auf nächtllicher Straße ein wahrhaft rhinocerotischer Krakeel entsteht, wie oft besonders in Universitätsstädten! Hier ist es anders. Voll Pflichteifer stürzt der mutige schwarze Schutzmann herbei, um den ohnmächtigen Führer des disciplinlosen Ungetüms zu unterstützen und das bedrohte Eigentum zu retten — das ist schneidig — afrikanisch. Werkt's euch, ihr hochmüthigen Europäer!

Muachito, 1. April. Heute sah ich wieder ein rührendes Bild, welches mir zeigte, wie hoch in vielen Beziehungen das so oft geschmähte Afrika über unserem überkultivierten Europa steht. Ich ging an dem Gemeindeflephantenstall, der oft auch zugleich die Stelle



armen Schlucker von Halbstudierten, wenn ein jämmerliches Antlein ausgeboten wird. Ich wußte nicht, was ich mehr bewundern sollte, die Gutmütigkeit des Bretzelbuben, oder den Heißhunger und die begehrlische Sehnsucht der Rathhausbewohner nach dem schmalsten Happen. Und dann die Vertraulichkeit mit der Thierwelt! Ich erinnere mich noch des Falls, daß ein Elefant, der in einer Stadt in meiner Heimat sich weigerte, in seinen Stall zu gehen, und durch energisches Hinausstrecken des Hinterfußes das Verschließen der Thüre verhinderte, den brutalen Ullas des höchsten Polizeibeamten veranlaßte: Innerhalb dreimal 24 Stunden habe das Insekt die Stadt zu verlassen. So etwas kommt hier nicht vor. Liebe erzeugt Liebe. Daß die Affen auch hier, wie bei uns, neidig und boshaft sind, ist natürlich.

Kindama, 20. Juni. Heiliger Stephan, wie oft schmähen sie in deinem eigenen Vaterlande dich, dich, den Begründer des Weltpostvereins, — die Körgler und Allesbetrücker! Das Porto sei zu hoch, die Telegraphengebühren unerschwinglich, die Telegraphenverbindungen



ungenügend und weiß Gott, was alles! Geht einmal hinaus in die Welt und seht, wie Stephans Einrichtungen selbst in dunkelsten Afrika Nachahmung finden, ja, in gewisser Hinsicht noch übertroffen werden. Heute sah ich in dem weltverlorenen Neste, in dem ich mein Zelt

nun aufgeschlagen, den ersten Landpostboten mit Giraffenpostkarren nach Stephanscher Art. Herrlich — wunderbar! Wenn ich in meiner letzten Tagebuchnotiz anführte, daß unsere Herren Vetteren (nach Darwin) boshaft und

neidig seien, so hatte ich hier ein brillantes Beispiel, aber zugleich auch einen Beweis von hoher Intelligenz. Die Affen werden nämlich hier, da es an Anwärtern fehlt, zu niederen Postdiensten verwendet. Auf meiner beigelegten Skizze amtet einer als Postbote. Lesen kann er freilich noch nicht, dafür muß der Menschenfütterer sorgen, aber desto flinker besorgt er Briefe und Pakete. Doch auch zum Lesen hofft man, wie ich hörte, die Affen zu bringen, wenn einmal die Schulen verbessert sind und man durch Wegfall der unnötigen Naturwissenschaften u. u. Zeit und Geld gewinnt für regelmäßige Affenschulen. Für das weibliche Geschlecht sollen sogar an einzelnen Orten schon welche vorhanden sein. Daß die Affen neidig und boshaft, ist auch hier

deutlich zu erblicken, da einige Neidlinge der Art es nicht unterlassen können, sich an die Frackschöpfe des bediensteten Affen zu hängen, um ihn so von seinem allerdings etwas schwanfenden Sitze herunterzureißen. Gerade wie bei uns. —



einen hochwohlweisen, alles besserwissenwollenden Magistrat oder eine nörgelnde Stadtverordnetenversammlung, ist er ein unumschränkter Herrscher, und zwar ein lebenslänglicher. Er kann prügeln und foltern, hängen und köpfen lassen nach Belieben. Da ist Ruhe, da ist Ordnung in der Gemeinde! — Keiner murt sich, es geht alles wie am Schnürchen. Da sitzt nun der Gewaltige in leichtem Kostüm bei seiner interessanten Lektüre und raucht seine geliebte Morgenpfeife vor seiner komfortablen Wohnung im traulichen Vereine mit seiner Familie. Seine Gemahlin, die wackere Hausfrau, reinigt in sparsamster Weise das gebrauchte Kaffeeservice. Der prächtige Stammhalter, welcher mit seinen herrlichen weißen Zähnen einen knisperrigen Kipfel verarbeitet, sitzt zu den Füßen seines würdigen Papas, Arm in Arm mit dem Lieblings-schweine der Familie, welches verständnisvoll den Kurszettel der Zeitung zu betrachten scheint. Welch rührendes Bild!

Auf dem Dache des Hauses sitzt,

Gerab vom Sessel, damit ich mich darauf setzen kann! Mambirna, 15. August. Wenn ich mich seither mehr mit dem hochinteressanten Tierleben Afrikas beschäftigt hatte, so wurde mir heute Gelegenheit, interessante Studien über das Leben und Treiben der Eingeborenen des herrlichen Landes zu machen. Die beifolgende Skizze gewährt einen Einblick in das Familienleben der braven Schwarzen. Es ist die Zeit, wo die von allen gebildeten Bewohnern Mambirmas sehnsüchtig erwartete Morgenzeitung — die unparteiische Tse-Tsefliege — ausgegeben wird. Wir befinden uns vor dem Hause des Gemeindevorstehers oder Bürgermeisters von Mambirna. Freilich ist so ein Bürgermeister ein gewaltiger Herr als ein europäischer, und wäre es auch ein solcher einer freien Reichsstadt. Nicht ewig bevormundet durch

mit der Morgentoilette beschäftigt, der Hausaffe. Ja, der Bürgermeister hat einen ständigen Affen. Es kommt bei uns zwar auch zuweilen vor, daß ein Bürgermeister, ja selbst ein höherer Beamter im Besitze eines Affen ist. Wenn das aber einmal der Fall, dann skandalisiert sich groß und klein darüber, und gar einen ständigen — pub! — unmöglich! Hier aber findet kein Mensch etwas Besonderes daran. Das ist eben das Herrliche in Afrika — was ist dagegen unsere sogenannte Kultur? Schund — abgelebter — elender!

Über dem prächtigen, farbenreichen Bilde wölbt sich der ewig bleifarbene Himmel und die glühende Sonne sendet ihre Glutstrahlen herab auf das geeignete Land. Wer dafür nicht schwärmt, verdient ein Eskimo zu sein und Thran zu schlürfen in alle Ewigkeit.

Seltamer Handel.
Von Wilhelm Fischer.

Ein Bauer in der gesegneten Tiefebene zwischen Weser und Aller hatte mehrmals Verdruss mit seinem adeligen Gutsnachbarn gehabt — das war traurig. Endlich verklagte er denselben, um ihn zu ärgern, wegen einigen Nutzen streitigen Landes, und das war dumm. Denn selbst wenn er den Rechtshandel gewonnen hätte, so wäre das Sumpfloch die Aufregung und Verfeindung nicht wert gewesen; nun verlor er ihn aber, und hatte zu allem übrigen Schaden den Ärger obendrein. Um ihn zu verdrücken, ging er vom Gerichte geradeswegs ins nächste Wirtshaus, in den Ratskeller. Da saß unter andern Gästen auch ein geriebener Geschäftsmann,

allzeit und allerorten auf seinen Vorteil bedacht, weit und breit mit Land und Leuten und Verhältnissen wohlbekannt, der nachts selten träumte und bei Tage nie, sondern seine schlauen Augen immer weit offen hielt. So sprach er auch jetzt, als er die knochige Gestalt in dem langschößigen weißen Linnenrod und der vielknöpfigen Weste eintreten sah, alsbald bei sich selbst: „Ist das nicht der Kolon Georg Fittgemeyer Nr. 7 von Namensen, mißtrauisch und zäh, wie die meisten, doch etwas dumm dazu? Wie oft hab' ich ihn schon über's Ohr gehauen, ohne daß er etwas gemerkt! Hat er nicht einen schönen Hof, unter Brüdern achttausend Thaler wert, und fast schuldenfrei. Eine wackere Frau dazu, die auch noch erbt, und vier gesunde Kinder, darunter drei starke Buben? Warum macht er denn

heut ein Gesicht, als hätt' er einen Topf voller Mäuse gefressen? — Aber er kommt vom Gericht — da steckt's! Was hat er da gehabt? Warum weiß ich das nicht? Ich soll's wissen! Ich werd' alt, ich werd' schläfrig.“ Nun, Veräumtes soll man nachholen; er spitzte die Ohren, und nicht umsonst. Denn als der Kellervirt dem Aufkümmling eigenhändig ein Glas schäumenden Biers brachte und dabei fragte: „Wie geht's, wie steht's?“ da platzte der grimmige Kolon aus: „Nach Amerika geht's, wenn man mir hier noch länger so mitspielt! Da schießt man die Hirsche einfach tot, wenn sie ins Korn treten; da giebt's keine Junker; da ist der Bauer Herr.“ So machte er seinem Herzen weiter Luft, und fand einen aufmerksamen Zuhörer, obgleich der Wirt ab- und zugehen mußte; denn der Geschäftsmann war alsbald mit höflichem Gruße nähergerückt und half gelegentlich durch ein paar geschickte Fragen nach. Viel Sprechen macht trocken im Halse; der Bauer wollte sein drittes Glas bestellen, da legte sein Freund ihm die Hand auf den Arm: „Laßt das Geschlemp aus dem Magen, wir trinken ein Glas Wein zusammen, ich zahl! — Herr Wirt, eine Flasche Schato!“ Der Wein kam, und echter Chateau Margaux war's, wenn man der Aufschrift trauen durfte; gut schmeckte er jedenfalls. „Ein feines Tröpfchen!“ meinte der Geschäftsmann, nachdem er gegnippt; „— und billig!“ grinste der Bauer, und lachte selbst über seinen Wis, doch nicht so laut, wie sein Freund, der ihm sofort wieder einschenkte und in allen seinen Klagen und Behauptungen Recht gab. „Ja, Lüttgemeyer, ich muß Euch bestimmen: für Euch wäre drüben etwas zu machen. Es ist ein glorreich Land für Leute wie Ihr seid. Wer bar Geld mitbringt, wer selbst arbeiten kann und will — und das thut Ihr, ich weiß es, wir kennen uns ja schon lang, man braucht auch nur Eure Hände anzusehen, wer solche Hilfe an der eigenen Familie hat, Eure Jungen wachsen ja schon heran, dem kann's nicht fehlen. Trinkt doch, es giebt noch mehr im Keller. Ihr thut mir wirklich leid, bei solcher Nachbarschaft; Ihr seid zu gut, zu nachgiebig. Und jetzt, wo Ihr einmal habt durchgreifen wollen — nun, ich will nichts gesagt haben, aber es geht oft sonderbar zu in der Welt.“ Solche Teilnahme that dem grimmigen Kolon wohl, solche Worte gingen ihm glatt ein, und der rote Wein nicht minder; auch die folgende Bemerkung noch: „Wenn's Euch wirklich ernst ist, ich wüß' Euch am End' einen Käufer.“ Aber als der gute Freund nun forsihr: „Was sagt Ihr zu achtzehntausend Mark?“ da richtete sich Georg Lüttgemeyer doch in die Höhe und rief: „Hoho! Ihr seid gecheit!“ — „Nun, nun, aus Fördern und Bieten entsteht der Handel,“ begütigte ihn der Geschäftsmann; „es ist ein unverächtlich Gebot, und bar auf den Tisch, bedenkt das! Was verlangt Ihr denn? Herans mit der Sprach!“ — „Ich hab's mir noch nicht so genau überlegt, ich bin überhaupt noch nicht entschlossen; man schwätzt wohl einmal in

der Hitze ein Wort — und jetzt muß ich heim.“ „Heim? Was fällt Euch ein? Zum Essen kommt Ihr doch zu spät; Ihr seid nun einmal mein Gast — Herr Wirt, die Speisekarte und noch eine Flasch!“ — Die Kellervirtin kochte gut, das merkte der ehrliche Lüttgemeyer, wenn er's nicht schon vorher wußte; er aß und trank und trank und aß, und sprach wenig und hörte geduldig zu, während sein Freund wenig trank und eifrig schwätze, auch allmählich mit dem Gebote in die Höhe ging und endlich rief: „Zwanzigtausend! dafür nehm' ich den Hof mit allem Zubehör, wie er liegt und steht, und zahle bar! Was sagt Ihr nun?“

Der weinselige Kolon schien müde zu werden in jener milden Stimmung, die durch gut Essen und Trinken erzeugt wird, aber ganz besiegt war er noch nicht: „Ich hab' so schöne Kih!“ murmelte er, „so prächtige italienische Vegehühner —“

„Ich weiß,“ fiel sein Freund ein, „es ist wahr, Ihr versteht Euch darauf, und ich will ein übriges thun:

für jedes lebende Stück Vieh zahl' ich extra zehn Mark! Was sagt Ihr nun?“

„Ich jag' Ja!“ sprach der Bauer. Diese schmeichelhafte Anerkennung seiner guten Nucht war wohl zu mächtig für ihn.

„Dann wollen wir's gleich schriftlich machen,“ meinte der Geschäftsmann munter, und setzte sich an einem Nebentische zum Schreiben zurecht, obgleich Lüttgemeyer sagte: „Das eilt ja nicht.“

„Frische Fische, gute Fische! Ich bin bald fertig — macht dervveil die Flasche vollends

leer. Wie viel Neugeld sollen wir festsetzen, wenn's einem von uns beiden leid wird?“

„Mir wird's nicht leid. Was ich einmal gesagt hab', das hab' ich gesagt. Zwanzigtausend Mark und noch zehn Mark für jedes lebende Stück Vieh, und bar.“

„Ganz recht. Es ist nur der Ordnung wegen. Sollen wir schreiben tausend Mark Neugeld?“

„Meinetwegen!“ So ward es denn geschrieben und unterschrieben, und dann berichtigte der eilige Geschäftsmann die Beche, spannte sein Wägelchen an, und ohne Zögern fuhren sie hinaus nach Namensen. Der Kolon schloß ein wenig unterwegs, sein Freund nicht.

Da lag das stattliche Haus, breit und lang, die Giebelseite mit schweren Dachpfannen gepanzert, nach niedersächsischem Brauch Menschen und Tiere friedlich unter einem Dache beherbergend. Sie stiegen ab, sie schritten, an dem hochaufgestapelten Holzhaufen vorbei, durch das mächtige Thor in die große Diele hinein. Rechts und links muhten die glatten Klübe; sie wurden gezählt, auch die paar Pferde und Schweine nicht vergessen, noch das junge Kälblein, und der Käufer frohlockte innerlich, da schritt der Kolon durch eine Seitenthüre in den Garten hinaus. „Wohin?“ rief der Geschäftsmann, „habt Ihr Schlauberger am Ende noch Kaninchen?“

„Das nicht,“ antwortete Lüttgemeyer schmunzelnd, „aber seht mal hier!“ Durch die Reihe der Obstbäume



„Zählen können wir die lieben Tierlein nicht gut.“

und Gesträucher hindurch führte er den Erstanten zu einem — Bienenstande!

„Zählen können wir die lieben Tierlein nicht gut, aber ich bin mit einer mäßigen Schätzung zufrieden — wieviel mögen ihrer sein?“

Der seltsame Handel wurde rückgängig gemacht, und wer tausend Mark Neugeld zahlen mußte, war der Geschäftsmann. Diesmal hatte er an dem dummen Lütgemeyer seinen Meister gefunden. Denn: „Dumm samer, aber pfflig samer aa!“ sagen die Bauern im Westrich, und das gilt auch von ihren Brüdern in andern Gegenden zuweilen.

Das Erste deutsche Reichswaisenhaus in Jahr.

Einen neuen Wohlthäter hat das Reichswaisenhaus in dem am 26. Februar 1891 zu Mainkammer in der Rheinpfalz verstorbenen Eugen Spies zu verehren. Derselbe hinterließ sein ganzes über dreißigtausend Mark betragendes Vermögen unserer Anstalt. Geboren im Jahre 1863, erreichte er nur ein Alter von 27 Jahren. Das Leben hat ihm, obwohl er Not und Sorge nicht kennen gelernt, doch wenig Glück gebracht. Früh, noch ein Kind, verlor er die Mutter und mit achtzehn Jahren auch den Vater. Er hatte Chemie studiert, lebte aber sehr zurückgezogen in seiner Heimat, in den letzten Jahren



* Eugen Spies.

feines Lebens meist leidend. Seine Mitmenschen nannten ihn einen Sonderling, seine Verschlossenheit ließ sie nicht erkennen, welch ein warmes Herz für die Menschheit er im Busen trug. Man darf wohl annehmen, daß ihm, der früh die Mutterliebe hatte entbehren müssen, das Los der Waisenkinder als besonders bemitleidenswert erschien. Von der Ahnung eines frühen Todes ergriffen, errichtete er daher schon im Jahre 1889 das Testament zugunsten des Reichswaisenhauses, damit klar beweisend, daß ihn Unglück und Krankheit nicht verbittert, daß die echte, warme Menschenliebe über sie wie über den Tod zu triumphieren vermag. Sein Gedächtnis wird dauern und sein Beispiel hoffentlich Nachfolger erwecken. Nach wie vor bedarf das Reichswaisenhaus der regen Unterstützung des deutschen Volkes. Steht es aber einmal fest begründet da, so wird es das schönste Denkmal der wiedergewonnenen Einheit Deutschlands sein.

Reichswaisenhaus-Rechnung für das Jahr 1890. (Auszug.)

Einnahmen.	
Kassenvorrat am 1. Januar 1890	M 2257.38
Zinsen aus Wertpapieren und Kapitalien	9868.57
Berpflungsbeiträge	3196.07
Beim „Sinkenden Voten“ zc. eingegangen	2991.94
Von der Generalschule eingezahlt	11703.92
Sonstige Einnahmen	1224.31
Summa aller Einnahmen	M 31242.19

Ausgaben.	
A. Lasten und Verwaltungskosten.	
Steuern und Umlagen, Versicherung gegen Feuerschaden, Bewirtschaftung landwirtschaftlicher Grundstücke und Gerätschaften, Porti und Frachten, Verrechnung, Bewirtschaftung der Aktivkapitalien, Sporteln zc.	M 1735.69
B. Für eigentliche Anstaltszwecke.	
Für Anschaffung von Schulbedürfnissen	M 100.70
Für das Aufsichts-, Wirtschafts- und Dienstpersonal und Arbeitslöhne	3490.35
Für Gebäude und Hauseinrichtung	1190.28
Für Bekleidung	2078.36
„ Heizung und Beleuchtung	679.50
„ Lebensmittel	8818.34
Aufwand für Haustiere	606.86
Sonstiger Anstaltsaufwand	614.03
C. Grundstocks-Ausgaben	10622.42
Summa aller Ausgaben	M 29936.53
Kassenvorrat am 31. Dezember 1890	1305.66
Summa	M 31242.19

An zinstragenden Kapitalien sind bis heute angelegt:

a) in Wertpapieren bei der Reichshauptbank	M 204958.91
b) bei der Sparkasse Jähr	1843.33
c) „ „ Jährer Gewerbebank, C. G.	5200.—
d) Hypothekarische Anlagen	56600.—
Summa	M 268602.24

Das Haus hatte in Pflege und Erziehung am 1. Januar 1890: 69 Zöglinge; es gingen zu im Laufe des Jahres 8; es gingen ab im Laufe des Jahres 12, so daß sich am Jahreschluß noch 65 Knaben im Hause befanden. Davon kommen auf Baden 17, Elsaß-Lothringen 4, Großh. Hessen 3, Pfalz 3, Altbayern 4, Württemberg 1, Provinz Brandenburg 4, Pommern 2, Provinz Sachsen 3, Hannover 2, Hessen-Nassau 1, Rheinprovinz 6, Schleswig-Holstein 1, Westfalen 1, Schlesien 1, Königreich Sachsen 6, Anhalt 1, Schwarzburg-Rudolstadt 1, Sachsen-Altenburg 1, Sachsen-Coburg-Gotha 1 und Hamburg 1.

Auf Ostern haben wieder 12 Knaben nach Vollendung ihres schulpflichtigen Alters das Haus verlassen, um Lehrstellen anzutreten, die ihnen, entsprechend ihren Neigungen und Fähigkeiten, von der Verwaltung des Hauses unter freundlicher Mithilfe von Rechtsgenossen verschafft worden sind. Mögen sie alle nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft und brave Männer werden, damit sie dereinst der Stätte zur Ehre gereichen, die ihnen zur Zeit ihrer Hilflosigkeit eine Heimat wurde! Mögen sie alle auch derjenigen nicht vergessen, die ihnen durch unermüdeliches Streben diese Heimat schufen!

Jahr, 1. Mai 1891.
Die Verrechnung des I. deutschen Reichswaisenhauses.
Albert Gutj.

Wie der Gemeinde-Ammann von Mostlingen seine Ehre wahrte.

(Aus B. Stells „Luftigi Thurgauer Geschichte“.)



Sie Gemeinde Mostlingen hatte einen wackern, tüchtigen Gemeinde-Ammann, auf den sie stolz sein durfte. Er hielt streng auf Ordnung, war

freundlich mit allen Leuten, und was er in Vorschlag brachte, hatte Hand und Fuß.

Leider war er von einer argen Krankheit heimgesucht, von einem Familienübel, das er von seinen Vorfahren ererbt: er hatte die Leber auf der Sonnenseite. Die Patienten, die diesen organischen Fehler haben, leiden beständig an entsetzlichem Durste und müssen oft mehr trinken, als sie eigentlich sollten, nur vor dem Wasser müssen sie sich sehr hüten, sie behaupten, sie könnten es nicht vertragen.

Wirklich eine sehr schlimme Krankheit und noch dazu ansteckend, denn sie ist außerordentlich verbreitet.

So ist es denn auch leicht begreiflich, daß der biedere Gemeinde-Ammann am Abend nach erledigten Amtsgeschäften sich des alten Spruchs erinnerte:

Doch dem Edlen ist's zu gonnen,
Wenn des Abends sinkt die Sonnen,
Daß er in sich geht und denkt:
Wo man einen Guten schenkt!

Aber er besann sich nicht lange, sondern stampfte schnurstracks ins „Weiße Köhle“.

Mostlingen hat keine Weinberge, wer aber der Meinung wäre, es würde deshalb dort kein Wein getrunken, würde sich ganz bedenklich täuschen; zu was sind denn die Eisenbahnen und andere Transportmittel? So hatte denn auch dieses Jahr der Köhlewirt einen Walliser Sauser eingelegt, von dem man sagen konnte: er schreibt sich „von“.

Meinen lieben Lesern wird es wohl bekannt sein, daß

im Frühling, in der Zeit der Nebenblüte, der junge Wein im Fasse wieder gärt und tobt, wie auch der Dichter sagt:

Wenn die Reben wieder blühen,
Reget sich der Wein im Fasse —
gerade als ob er aus dem dumpfen Berlicse in das Freie wollte, zum goldenen, schönen Sonnenlichte.

Und solch ein eigentümlicher, unerklärlicher Zusammenhang besteht zwischen den sonnenseitigen Lebern und dem Sauser. In der Saison des neuen Weins erreicht die Krankheit den höchsten Grad, und zartfühlende Seelen müssen wirklich inniges Bedauern fühlen, wenn sie zusehen, wie viel die armen Patienten schlucken müssen. Woher dies kommen mag, läßt sich nicht sagen, die menschliche Natur birgt eben noch viele Geheimnisse, die kein Gelehrter zu ergründen vermag, ich kenne einige Ärzte, die auch an dieser Krankheit leiden und schon manche Nacht geopfert haben, um derselben auf den Grund zu kommen, — es ist ihnen nicht gelungen.

Gerade so ging es unserem Gemeinde-Ammann. Zuerst wollte er nur aus freundschaftlicher Gesinnung von dem Sauser trinken, wie aber die Leber den neuen Wein spürte, da war es aus und vorbei! Sie ließ ihm keine Ruhe mehr, immer und immer wieder mußte er zum Köhlewirt laufen, und so zuwider ihm auch die Medizin war, er mußte trinken, um das Brennen in der Leber zu lindern.

Eine solche Kur muß auch den stärksten Mann angreifen, und so ist es leicht begreiflich und auch zu entschuldigen, wenn man eines schönen Morgens den Ammann auf einem Misthaufen ruhend entdeckte.

Es thut mir leid, ein solches unschönes Wort gebrauchen zu müssen, ich wollte allerdings zuerst schreiben: auf einem Haufen Bauernmist, denn das alte Sprichwort sagt: Mist ist des Bauern List, — aber es wäre doch etwas zu undeutlich gewesen.

Am darauffolgenden Sonntage war Gemeindeversammlung; es handelte sich darum, ob man das Schindeldach des Kirchturms, das schon sehr verbläut war, neu anstreichen sollte, oder nicht. Der Herr Pfarrer war selbstverständlich dafür, auch noch einige sonstige Bürger, z. B. der Maler, aber vielen andern waren die Kosten sehr zuwider, so gab es denn heftige Opposition, und schließlich wurde einer noch so unverschämte, den Gemeinde-Ammann höhnisch zu fragen: ob er nicht mehr wisse, wo man ihn an jenem Morgen gefunden.

Da hätte man aber den Gemeinde-Ammann sehen sollen, wie er sich in seiner vollen Würde erhob und mit gewaltiger Stimme — alles war mäuschenstille — donnerte: „Herren Gemeinderäte und werthe Gemeindeversammlung! Soeben hat man mir einen schweren Vorwurf gemacht, aber ich will Euch etwas sagen: So lange die Welt steht, gilt der Spruch: Der Platz schändet nie die Person, aber die Person ehrt den Platz. Und wenn ich auch auf einem Misthaufen lag, so war und blieb ich doch der Gemeinde-Ammann von Mostlingen, der den Gemeinderat, die Bürgererschaft und die Einwohner unter sich hatte. So ist es und so bleibt es!“

„Bravo! Einverstanden! Unterstützt!“ tönte es von allen Seiten und alle hatten ihre Freude an ihrem wackern Gemeinde-Ammann, sein Gegner aber schaute, wo der Zimmermann das Voch gelassen.

Räuber Jaromir.

Kartoffeltragödie in fünf Abteilungen.

Einleitung.

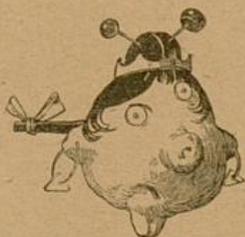
Auf vielfachen Wunsch bringen wir hier die altherühmte „Kartoffeltragödie“ vom Räuber Jaromir noch einmal dem deutschen Publikum dar. Unser Künstler hat bei der Illustrirung derselben seine Phantasie frei walten lassen und den König Mastodon aus einer Selleriewurzel, den Jaromir aus einer Karotte resp. gelben Wurzel, die Pumsia aus einer Batate und den Sklaven aus einem schwarzen Radi hergestellt. Für die Ausführung empfiehlt sich jedoch die Anwendung der überall zu habenden Kartoffeln, und lassen wir daher hier das alte Rezept folgen.

Man nimmt soviel Kartoffeln, als im Stück Personen vorkommen. Diese Kartoffeln macht man durch Ausschneiden und Anmalen menschlichen Gesichtern ähnlich. Die Augen werden durch Perlen oder Nägeln, die Haare durch ein Stückchen weißen, roten, schwarzen, gelben oder braunen Pelz hergestellt; man kann auch Sammet oder andern haarigen Stoff, auch wohl gefärbte Watte dazu nehmen, welche Stoffe mit Leim aufgeklebt werden. Die Kopfbedeckungen werden aus Papier gefertigt. — Hierauf bohrt man unterhalb der Gesichtes Löcher in die Kartoffeln, so daß dieselben gut passend auf den Zeigefinger zu setzen sind. Die Kleidung dieser Marionetten besteht einfach aus Taschentüchern oder bunten Lappen, welche über den Zeigefinger gehängt werden; darauf wird nun der Kartoffelkopf gesteckt. Daumen und Mittelfinger bleiben frei und dienen den Marionetten als Hände; die ganze übrige Hand wird in das Tuch eingewickelt. — Die Säbel und Schwerter, die in jeder Kartoffeltragödie vorkommen, bestehen durchweg aus Tischmessern. Die Requisiten, welche die handelnde Person braucht, werden ihr erst in dem Augenblick, da sie deren bedarf, von unten heraufgegeben und ebenso fortgenommen. — Das Theater bildet die Nachahmung eines Kasperle- oder Hanswursttheaters; die Puppen werden von unten dirigiert. Man kann sich beim Aufführen der Kartoffeltragödie eines niedrigen Bettschirmes oder zweier Tische bedienen, von denen der obere von der Seite auf den untern gestellt wird. Ebenso kann man eine Gardine in Manneshöhe ziehen, wohinter die handelnden Personen mit den Marionetten treten, damit sie vollständig verdeckt sind. — Ein Vorhang ist nicht erforderlich. Die Puppen gucken bis zur Taille über den obren Rand des Theaters hinaus. — Wenn der Zettel nicht gedruckt existiert, so muß derselbe vor der Vorstellung vorgelesen werden. Das Zeichen zum Anfang der Vorstellung und jedes Aktes wird durch eine Klingel gegeben, wonach die Aktüberschrift vorgelesen wird. Den Text lesen ein oder mehrere Personen hinter der Scene vor; jedenfalls müssen aber die verschiedenen Personen in verschiedener Stimmhöhe gelesen werden.

Personen:



Mastodon,
König aller Inseln in der Lüne-
burger Heide; Signor Sellerio.



Pumsia,
seine Tochter: Signora Batate.



Ein Sklave:
Signor Nero Radi.



Jaromir,
Räuber, unter dem Namen
Kasimir Pumsias Verlobter:
Signor Karotta.

Erste Abteilung.

König Mastodon (tritt auf).



Welch schöner Tag mir heute lacht,
Wie froh mich das Ereignis macht:
Es hüpf das Herz vor Freude mir,
Weil mit dem Prinzen Kasimir,
Den mein geliebtes Kind erwählt,
Sie heute abend wird vermählt.

Slave

(kommt und bringt einen Brief).



Ein Brief kommt eben von der Post,
Der 22 Pfenn'ge kost't.

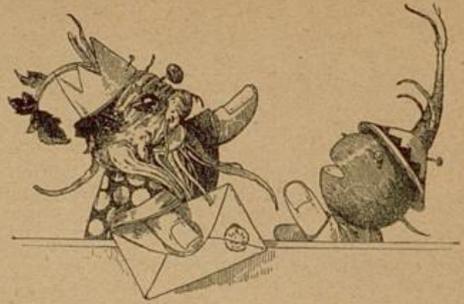
König Mastodon

(den Slaven vor den Kopf stoßend).



Wie oft hab' ich gesagt dir schon:
Nichts Unfrankiertes nimm, mein Sohn!

(Slave will gehen.)



Halt, Slave, hemme deinen Lauf
Und setz' mir erst die Brille auf.

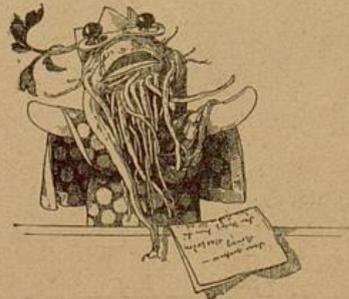
(Der Slave steckt ihm eine aus Papier geschuigte Brille mit einer Nadel an.)



(liest).



„Der Prinz, dem du dein Kind willst geben,
„Er trachtet schnöd' nach deinem Leben;
„Er will dir deinen Schatz entwenden,
„In Liebe sich zu Pumsia wenden,
„Er ist kein Prinz, kein Kasimir,
„Er ist der Räuber Jaromir!“ —



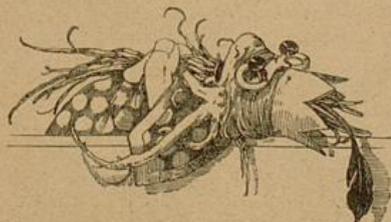
Entsetzlich, schrecklich! Ist's zu glauben?
 Mich morden, meine Schätze rauben,
 Mir mein geliebtes Kind entführen? —
 Ich laß den Bengel strangulieren.
 Entsetzlich! Namenloser Schmerz
 Erfüllt mein armes Vaterherz!



Wo soll ich Trost und Worte finden,
 Es meiner Tochter zu verkünden?
 Vergebens sinn' ich drüber nach —



Es bricht das Herz der Armen, ach! —
 Ich will ins weiche Gras mich legen

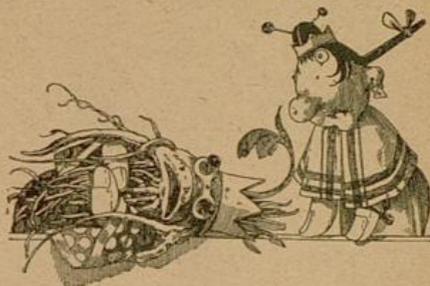


Und hier mein Mittagschläfchen pflegen —
 Es ist der Kopf mir schwer wie Blei,
 Vielleicht fällt mir im Schlaf was bei.

(Stürzt sich nieder.)

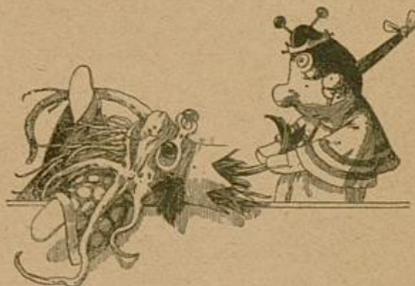
Zweite Abteilung.

(König Mastodon schläft noch. Prinzessin Pumfia erscheint.)



Pumfia.

Wo ist mon père? Er schläft ein wenig,
 Zum Wohl des Staats, der gute König!
 Ich nehme mir zum Souvenir
 Vom Haupt ihm eine Locke hier



Und will in gut' und bösen Tagen
 Sie ewig auf dem Herzen tragen.
 (Sie zupft ihm einen Büschel Haare aus und steckt sie ans Herz.)

König Mastodon.

Wer stört hier meine Ruh' im Grase?



Pumfia.

Ich bin's!

König Mastodon.

Du bist's, mein kleiner Hase?



Du kommst mir hier zur rechten Stunde,
Vernimm aus meines Vaters Munde,



Welch Unglück über uns hereinbricht —
Er ist ein Lump — ein Bösewicht.

Pumfia.

Von wem, mein Vater, spricht dein Mund?

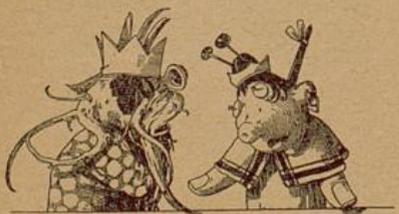


König Mastodon.

Vom Kasimir, dem Lumpenhund,
Er ist kein Prinz, ein reißend Tier,
Er ist der Räuber Jaromir.

Pumfia.

Was Jaromir, was Jaromich —



Mein Vater, glaub, man täuscht dich.
Du bist im Schlafe, bist betrunken!

König Mastodon.

O traue, Kind, nicht dem Halunken.



Mich will er morden und betrügen,
Vor dir auf seinen Knien liegen,
Und dir von Liebe da vorheulen.
Doch wart, ich will den Schlingel feilen!

Pumfia.

Was mich betrifft, ich halte still,
Wenn er nur dich verschonen will.

König Mastodon.

(Umarmung.)



Mein armes Kind, o komm, vergiß,
Ich räche dich und mich gewiß.

(Pumfia ab.)

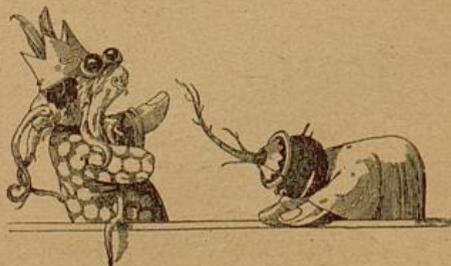
König Mastodon (allein).

Nicht länger kann ich müßig bleiben;
Ich werde an den Kerl jetzt schreiben
Und fordern ihn zum Kampf heraus,
Anstatt zu Pumfias Hochzeitschmaus.

(Ruft.)

„Sklave!“ —

(Sklave erscheint.)



Geh, Sklav', und hol zur Stelle hier
Mir Feder, Tinte und Papier!

(Sklave bringt es. Der König schreibt.)



Jetzt schaffe Siegellack und Licht,
Allein ein Petschaft brauch' ich nicht!
(Er nimmt dem Sklaven den Kopf ab, segelt damit und
setzt ihn wieder an.)



Hier die Adresse giebt dir Kund',
Wohin der Brief zu tragen,
Nun packe dich, du Lumpenhund,
Sonst faß' ich dich am Kragen.

Dritte Abteilung.

Pumfia.



Ich kann es nicht dem Vater glauben!
Er will mir den Geliebten rauben,
Mein Kasimir wär' falsch und schlecht?
Da kommt er eben, grade recht!

Jaromir.



Ja, hier bin ich, mein Verlangen,
Dich, mein Schnütchen, zu umfassen,

Hielt ich länger nicht im Zügel,
Ich eilt' auf der Liebe flügel
In die Arme meiner Braut,
Die mir heut wird angetraut.
(Will sie umarmen.)



Pumfia

(zurücktretend).

Halt, eh' ewig wir verbunden,
Will ich Wahrheit unumwunden,
Sprich, gesteh es offen mir:
Bist du der Räuber Jaromir?

Jaromir.



Ja, ich muß es dir bekennen,
Bin's, den Mörder Bruder nennen,
Bin's, den alle Wälder kennen,
Bin der Räuber Jaromir.

Pumfia.

O! Entsetzlich, wehe mir!
(Sie fällt in Ohnmacht.)



Jaromir

(macht Gestikulationen, befiehlt sie).

Ja, ich fühle sie erkalten;
Hätt' ich doch das Maul gehalten.
Stirbt sie mir, dann zuverlässig
Ist's heut mit der Hochzeit Essig.
O Pumfia, mein Götterkind,
Erhole dich, steh auf geschwind.



Pumsia.
Wo bin ich? Wer steht neben mich?

Jaromir.
Dein Kasimir, erhole dich.



Pumsia.
Hinweg, ich mag dich nicht mehr sehn;
Ich werde in ein Kloster gehn. (Wankt ab.)



Jaromir.
Geduld! Die Hölle triumphiert!
Und heute noch wirst du entführt.

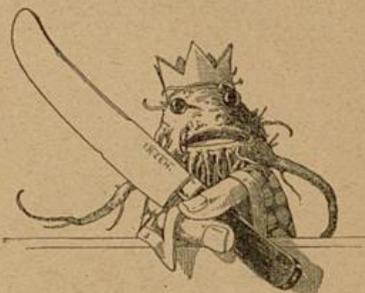
Vierte Abteilung.

Jaromir
(mit einem Tischmesser als Säbel).



Alles ist zur That bereit;
Die Gefellen sind nicht weit
Und zu allem fest entschlossen.
Hab' ich Mastodons Blut vergossen,
Seine Schätze ihm entwandt,
Stecken sie das Schloß in Brand.

König Mastodon
(ebenfalls mit einem Tischmesser als Säbel).



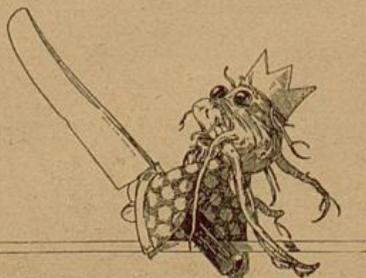
Du gutes Schwert in meiner Hand,
Das ruhmvoll manchen Kampf bestand,
Weiß mir auch dieses Mal getreu
Und schneide dort den Schuß entzwei.

Jaromir.

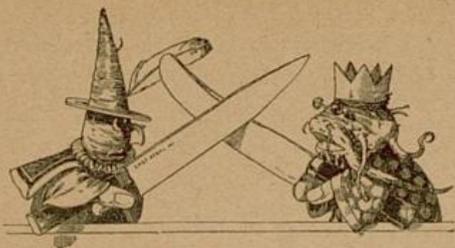


Hier bin ich schon, du alter Thor;
Bring nur die Klinge gleich hervor.
Ich will dir auf die Glatze klopfen
Und dir die Lasterzunge stopfen.

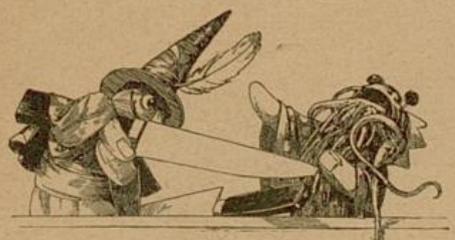
König Mastodon.



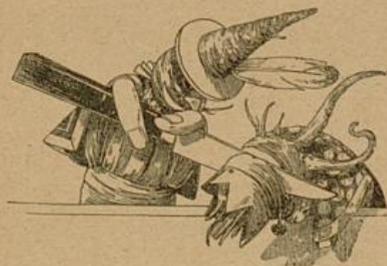
Dampfend soll dein Blut bald fließen,
Und du sollst bekennen müssen,
Daß ich alt und schwächlich zwar,
Aber dennoch Löwe war.



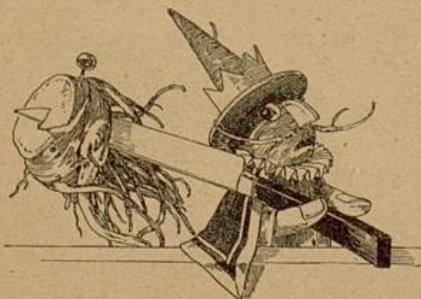
(Sie wehen die Säbel.)



(Sie kämpfen.)



(Jaromir schneidet dem König den Kopf ab.)



Jaromir.

Am Boden liegt der Vater tot;
Nun ist der Tochter gebacken das Brot.

Fünfte Abteilung.

Pumfia.

(Sie erscheint trauernd in schwarzem Gewande.)



Kein Bräutigam, kein Hochzeitschmaus,
Ich weine mir ein Auge aus.

(Sie zieht sich einen der Nägel aus, die ihr als Augen dienen.)

Da ich den Vater auch verloren,
Hab' ich das Kloster mir erkoren.
Doch, wo ersetzen alle Klöster
Mir Kasimir, den teuren Tröster.

Jaromir (kommt eilig).



Ich komm', dir Lebewohl zu sagen.
Die Polizei will mir an'n Kragen;
Doch eine Bitte, eh' wir scheiden,
Und eh' ich ewig dich soll meiden:
Ich steh' dich an, du Herzensmädcl,
Gieb mir 'nen Kuß auf meinen Schädel.

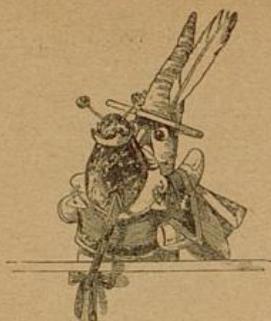


Pumfia.

Das Kloster hab' ich mir erkiesen.

Jaromir.

Das kannst du später noch genießen.
O zaudre nicht, die Zeit ist edel,
Wozu noch lange das Getrödel!



Pumfia
(küßt Jaromir).

Da hast du den erstlehten Kuß,
Doch jetzt ich schleunigst sterben muß.



Herr Niemand.

Es lebt ein Mann in unsrer Stadt,
Der muß ein Satan sein;
Kein Mensch ihn je gesehen hat,
Soll überall doch sein.
In unsrem Haus ist er der Magd
Nur und dem Sohn bekannt,
Und wenn man nach dem Namen fragt,
Wird „Niemand“ er genannt.

Er ist es, der mit Unbedacht
Mir jedes Glas zerbricht,
Und mit der Magd um Mitternacht
Noch in der Küche spricht.
Er weiß Bescheid im ganzen Haus,
Zeigt oft im Keller sich;
Frag' ich: wer trank den Wein mir aus?
Heißt's „Niemand“, oder — ich!

Auch weiß der Unbekannte wohl,
Wo die Cigarren stehn,
So oft ich mir nur eine hol',
Holt er sich heimlich zeh'n.
Ranchst du vielleicht, mein Junge, schon?
Geseh die Sünde ein!
Wer ist der Dieb? Es klingt wie Hohn,
Herr „Niemand“ muß es sein.

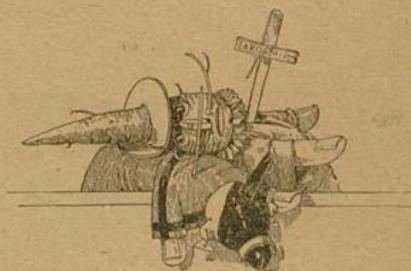
Mit einem nagelneuen Buch
Ward er zur Schul' geführt,
Und tüchtig'er Schläge giebt's genug,
Wenn er es je beschmiert.
Zerrißen kommt und steckenvoll
Zu Haus er damit an;
Und fragt man ihn, man wird fast toll,
Herr „Niemand“ hat's gethan.

Kommt' ich den Mörder meines Vaters küssen,
So darf ich dies nur mit dem Tode büßen.
(Sticht sich mit einer langen Haarnadel tot und fällt um.)

Jaromir.

Wie, tot, du Pumfia, mein Herzchen?
Dann mach' auch ich mir jetzt dies kleine Scherzchen:
Wo alles stirbt, mag Jaromir nicht leben,
Und unverweilt will ich zur Hölle schweben.
Held Jaromir mit diesem Dolch sich sticht. —

(Ersticht sich und fällt.)



Jetzt bin ich tot — ich glaube, das genügt!

Wie stürmt er wild durch Wald und Flur,
Bricht Hals und Beine noch;
Bald ist die neue Hose nur
Ein eingefasstes Loch.
Trüb und verweint ist sein Gesicht,
Kommt er nach Haus alsdann;
Wie's Unglück kam, er weiß es nicht,
Herr „Niemand“ hat's gethan.

Lauf heut nicht in der Stadt herum,
Sonst giebt's kein Mittagsbrot!
Man redet wahrlich sich noch stumm,
Und ärgert sich zu Tod!
Er kommt zurück: Stirb, oder sprich,
Wer stieß dich in den Dreck?
Herr „Niemand“ hat's gethan, nicht ich!
Er stammelt leis vor Schreck.

Wer stieß das Tintenfaß mir um?
Wer warf das Buch vom Tisch?
Ich schlag' ihn wahrlich lahm und krumm,
Sobald ich ihn erwisch'.
Und frag' ich dann — Gott, hab Geduld,
Wenn aus der Haut ich stieg!
Der „Niemand“ wahrlich trägt die Schuld,
Wenn ich die Schwindtsucht krieg'.

Hab's meinem Nachbar jüngst geklagt,
Da lacht' er schadenfroh,
Und hat mir im Vertrauen gesagt,
Bei ihm ging's ebenso.
Herr „Niemand“ überall sich zeigt
Hindurch das ganze Jahr;
Manch Ding versteht sich nicht so leicht,
Und dennoch ist es wahr.

Harl Knorts.

Der Eulenkneifel.

Eine Erzählung von Valduin Möllhausen.

Ein recht kalter Dezembernachmittag war es, als eine von vier dampfenden Pferden gezogene, massiv gebaute Kutsche vor der Posthalterei einer jungen Ansiedelung auf dem Ufer des obern Missouri anhielt. Da noch keine Eisenbahnverbindung mit volkreicheren Gegenden und größern Städten hergestellt worden war, der Missouri aber mit Eis trieb und den Dampfern die Stromfahrt verbot, so galt das jedesmalige Eintreffen der Post von unten herauf in dem abgelegenen Dörfchen gewissermaßen als ein Ereignis. Schon vorher kamen Leute, um so bald wie möglich in den Besitz von Zeitungen und Briefen zu gelangen, nebenbei auch den Postführer um die neuesten Neuigkeiten zu befragen. An dem heutigen Tage hatten sie das kleine Wartezimmer, an welches der zur Bewirtung der Gäste dienende Raum stieß, zu ihrem Aufenthalt gewählt. Um den rothglühenden eisernen Ofen saßen sie, ihre etwas träge Unterhaltung mit Räuchen und einem gelegentlichen heißen Grog würzend. Denn draußen froh es, daß die Vögel von den Bäumen hätten fallen mögen; dazu rieselte bei gänzlicher Windstille vom schwer verhangenen Himmel feiner Schnee gleichsam schüchtern herunter, als ob er sich gescheut habe, den noch grauen Erdboden mit einer weißen Decke zu überziehen.

Auf das Knallen der Peitsche, das dumpfe Poltern des Wagens und das Rasseln der Ketten waren die um den glitschenden Ofen Versammelten hinausgeeil. Galt es doch zunächst, einen Blick auf die etwaigen Reisenden zu werfen, die dem in tiefer winterlicher Abgeschiedenheit liegenden Dörfchen ihren Besuch zugebracht hatten. Während man noch Grüße und scherzhafte Bemerkungen mit dem Kutscher wechselte, der sich gemächlich aus einem Wust von Decken herauschälte, öffnete Hamlock, der Wirt des Hauses, der zugleich das Amt eines Postmeisters versah, den Wagenschlag.

„Ladies und Gentlemen! Endstation!“ rief er hinein; „steigen Sie aus, wenn's Ihnen gefällig ist, und suchen Sie Schutz unter meinem gesegneten Dach. Da drinnen finden Sie einen kunstgerecht geheizten Ofen und Herzstärkungen, wie Sie bei solcher Hundekälte zu empfehlen sind!“ Eine Antwort erfolgte nicht. Statt dessen wurde ein jugendfrisches Mädchenanlitz sichtbar, welchem eine in den Falten eines großen Deckentuches fast verschwundene schlanke Gestalt nachfolgte und gleich darauf unten festen Fuß faßte. Einen besorgenen Blick sandte sie im Kreise. Trieb aber der Umstand, die neugierigen Augen einer Anzahl rauher Männer auf sich gerichtet

zu wissen, die Farbe der kältegeröteten Wangen bis unter ihr blondes Haar und den kleinen Filzhut hinauf, so war sie doch weit entfernt, Unbehagen oder gar Furcht zu verraten. Eine gewisse, an Trotz grenzende Zuversicht offenbarte sich sogar in ihrem Wesen, als sie in etwas fremdländisch klingendem Englisch sich dem Wirt, einem alten, wohlwollend dareinschauenden Amerikaner, mit den Worten zuehrte: „Nur eine einzige Lady und sonst kein Mensch. Dankbar würde ich es indessen anerkennen, wollten Sie mir Gelegenheit geben, mich ein wenig aufzuwärmen. Ich bin fast erstarret vor Kälte.“ Mit der jedem Amerikaner eigentümlichen Höflichkeit den Frauen gegenüber begleitete Hamlock die junge Fremde in das Wartezimmer, wo er, sichtbar beeinflusst durch deren ruhige jungfräuliche Anmut, ihr unter freundlichem Zuspruch beim Ablegen der winterlichen Hülle behilflich war. Er beobachtete noch, daß sie sich vor dem Ofen niederließ, abwechselnd ihre

Hände rieb und der dem Ofenentströmenden Hise preisgab, dann eilte er wieder ins Freie hinaus. Nachdem die Thüre sich hinter dem Scheidenden geschlossen hatte, spähte die junge Reisende zweifelnd um sich. Das einfache Gemach mit den fahlen Holzwänden und den nicht minder einfachen Möbeln, die sich auf ein Duzend roh zusammengefügt Stühle und Schemel beschränkten, nahm sich zwar nicht sonderlich einladend aus; allein die lang entbehrte Wärme erregte vorläufig alles, zumal ihre Blide durch eine offene Thüre in das verhältnismäßig sauber und bequem eingerichtete Gastzimmer hineinreichten. In ihren Gedanken störte sie endlich der Eintritt Hamlocks, welchem sechs oder sieben Männer auf dem Fuße folgten. Die Verteilung der Postfächer



„Ladies und Gentlemen, Endstation!“

nahm nur kurze Zeit in Anspruch, worauf die Aufmerksamkeit aller sich wieder der jungen Fremden zuehrte. Man hatte offenbar den günstigsten Eindruck von ihr empfunden; denn anstatt sich mit den eingelaufenen Briefen und Zeitungen zu entfernen, rückten die Anwesenden mit ihren Stühlen im Kreise um den Ofen herum. Es beherrschte sie eben die Neigung, Näheres über die anmutige Deutsche zu erfahren, wie über die Zwecke, welche sie zu solcher Jahreszeit gerade hierher führten. Hamlock bekundete dagegen sein ernstes Wohlwollen noch besonders dadurch, daß er in das Nebenzimmer hineinrief, schleunigst ein Mahl herzustellen, wie es einer lieblichen jungen Dame gebühre, die, obwohl noch nicht lange aus den Kinderkriechen heraus, die Beschwerden einer langen kalten Fahrt wie ein richtiger Mann ertragen habe.

Die großen klugen Augen der Fremden richteten sich, wie um seine Stimmung zu prüfen, fest auf Hamlock,

Großer Postkutschener für 1892.



dann bemerkte sie freimütig: „Das lieblich muß ich zurückweisen, weil ich bisher nie so genannt wurde, auch selber nicht daran glaube. Zählt man aber seine vollen achtzehn Jahre, so dürften die Kinderstühle bereits verschliffen sein.“

Ein unterdrücktes Lachen des Behagens lief durch den Kreis der Männer, und mit unverkennbarer Herzlichkeit nahm Hamlock wieder das Wort: „Achtzehn Jahre ist freilich ein respectables Alter. Ich taxierte Sie eben nach Ihren runden Kinderwangeln. Hätte ich Sie nach Ihrer Unverzagtheit abgeschätzt, so möchte ich doppelt so hohes Alter herausgefunden sein.“

„Zittern und zagen, wenn alle Menschen mir freundlich begegnen?“ fragte die junge Fremde sorglos. „Trete ich indessen selbstbewußter auf, als vielleicht manche andere in meinem Alter, so mag es mit daran liegen, daß ich früh verwaiste und daher gezwungen war, mir meinen Weg selber zu bahnen. Ohne solche Erfahrungen möchte es mir gewiß schwer geworden sein, die Reise von Europa herüber zurückzulegen und nicht verloren zu gehen. So bitte ich auch, mir kein zu reiches Mahl vorzusetzen. Vielleicht eine Tasse heißen Kaffee und ein Stückchen Brot. Ich habe nämlich alle Ursache — offen gestehe ich es ein — mit meinen Mitteln haus-hälterisch umzugehen. Kann ich doch nicht wissen, wie noch alles hier mit mir wird.“

Auf diese kindlich offenen Mitteilungen sahen die Männer sich gegenseitig erstaunt an. Keiner befand sich unter ihnen, der nicht gerne bereit gewesen, ihr das Beste vorzusetzen, was die Kolonie aufzuweisen hatte. Bevor indessen einer das Wort ergriff, erklärte der Wirt mit vertrauenerweckender Entschiedenheit: „Hätten Sie selber ein ordentliches Gericht gefordert, so wär's an mir gewesen, die Rechnung zu machen. Lade ich dagegen jemand ein und bestelle für ihn, so gilt das als Gastfreundschaft, und die darf nicht zurückgewiesen werden. Doch jetzt zu etwas anderem. Sie sind augenscheinlich fremd hier, müssen aber einen Grund gehabt haben, unsern geeigneten Ort aufzusuchen. Es ist sonst nicht meine Art, den Leuten Gefälligkeiten aufzudrängen. In diesem Falle aber möchte ich Ihnen raten, sich ohne Sehen an mich zu wenden, wenn Sie des Bestandes bedürftig sein sollten. Sie sagten selber, man kann nicht wissen, wie alles wird. Um der Anrede willen wär's nebenbei gut, zu erfahren, wie ich Sie zu rufen habe.“

„Nennen Sie mich Gertrud,“ antwortete die junge Reisende lebhaft, „Gertrud Krane. In dem Bewußtsein aber, Ihres freundlichen Rates jederzeit gewärtig sein zu dürfen, werde ich fortan noch weit unverzagter sein, als es ohnehin in meiner Natur liegt. Also zunächst: Wohnt hier im Ort ein gewisser Kneifel?“

„Kneifel?“ fragte der Wirt befremdet, und wie im Echo wiederholte der eine und der andere erstaunt: „Kneifel?“

„Wilhelm Kneifel,“ bestätigte Gertrud mit einem Anflug von Unruhe, fuhr aber alsbald zuversichtlicher fort: „So lebt er wenigstens noch, und damit ist schon viel gewonnen. Er soll irgend ein Geschäft hier gegründet haben, so entnahm ich einem Briefe, den er vor Zeiten an seine Schwester, nämlich eine weitläufige Tante von mir, schrieb und der mir beim Ordnen ihres kleinen Nachlasses in die Hände fiel.“

„Und zu dem wollen Sie?“ forschte der Wirt ungläubig weiter, „zu dem Gulentkneifel, wie wir ihn auf Grund seiner Pflöschchen nennen? Es kann Ihr Ernst nicht sein.“

„Doch, doch. Er ist der einzige Verwandte, den ich

auf der Welt besitze, da gebietet die Pflicht gegen ihn wie gegen mich selbst, ihn aufzusuchen.“

„Suchen Sie lieber jeden andern auf, als gerade ihn,“ fuhr Hamlock in einem Tone fort, welcher Gertrud unheimlich berührte, „denn mag er verwandt mit Ihnen sein oder nicht: ein gutes Wort werden Sie nie von ihm hören, wenn er Ihnen überhaupt Rede steht.“

Gertrud hatte ihr erwachendes Unbehagen niedergekämpft. Neuen Mut schöpfte sie aus der aufrichtigen Teilnahme, welche sich in den Zügen des Wirtes spiegelte, und so antwortete sie harmlos: „Er wird doch kein Menschenfresser sein?“

„Das gerade nicht,“ versetzte Hamlock ergötzt, „obwohl solch liebem mütigen Kinde gegenüber ich selber zum Menschenfresser werden könnte; doch Scherz beiseite: Wenn ich Ihnen raten soll, so bleiben Sie von dem Gulentkneifel fort. Sie brauchen deshalb nicht zu sorgen; denn wir alle hier am Ort sind hocherfreut über jeden neuen rechtschaffenen Zuwachs. Gefällt es Ihnen, in meine Familie einzutreten, sollen Sie uns allen willkommen sein, und meine Freunde hier denken nicht anders —“

„Ich kann auf Ihr gütiges Anerbieten nicht eingehen,“ fiel Gertrud hastig ein, „wenigstens nicht, bevor ich mein Glück bei Ihrem Gulentkneifel versuche. Wenn mir jemand so freundlich sein wollte, mit einigen guten Worten mich anzumelden, damit ich ihm nicht überraschend komme.“

„Das wäre gerade der unrichtige Weg,“ meinte Hamlock nachdenklich, „auch möchte sich schwerlich jemand, außer in Geschäftssachen, zu ihm hineinvagen.“

„Und dennoch muß ich zu ihm, selbst auf die Gefahr hin, fortgewiesen zu werden, und zwar heute noch, um von der marternden Ungewißheit befreit zu werden. Es genügt, wenn jemand so gefällig ist, mir nur den Weg zu zeigen; nachher helfe ich mir selber.“

„Der Weg soll Ihnen gezeigt werden, meine liebe junge Lady,“ erklärte der Wirt bereitwillig, „Sie möchten sich sonst schwerlich zurecht finden, zumal bei dem Schneewetter, und eine ziemliche Strecke abwärts wohnt er ebenfalls. Doch das eilt nicht. Zuvörderst werden Sie sich durch Speise und Trank ordentlich stärken, oder Sie laufen Gefahr, wenn der Dinkel Ihnen wirklich ein Dbdack gewährt, hungrig zu Bette zu gehen.“

In diesem Augenblick trug der Sohn des Wirtes, ein kräftig gewachsener, auffällig hübscher Burche von zwanzig und einigen Jahren, Gertruds Koffer herein, zugleich fragend, wohin er denselben zu schaffen habe.

„Stelle ihn da neben die Thüre,“ nahm der Wirt schnell wieder das Wort; „du aber halte dich zur Hand, um die junge Lady hier zum Gulentkneifel zu begleiten.“

„Zu dem?“ fragte der junge Mann, sichtbar unangenehm überrascht, und die Blicke auf Gertrud gerichtet, betrachtete er ihr tief erröthendes Antlitz mit unverhohlener Bewunderung.

„Gerade zu ihm, James,“ bestätigte sein Vater, „und es sollte mich nicht erstaunen, fändest du Gelegenheit, sie binnen kürzester Frist hierher zurückzubegleiten.“

Die letzten Worte gingen dem jungen Manne verloren, in so hohem Grade fesselte ihn der Anblick der von ungewöhnlichem Liebreiz umflossenen jugendlichen Erscheinung. Erst die Entdeckung, daß seine starre Aufmerksamkeit Gertrud beunruhigte, gab ihm die Besinnung zurück. Wie eines Fehls sich bewußt, trat er vor sie hin, und freimütig ihre Hand ergreifend, hob er an: „Zunächst ein herzliches Willkommen unter dem Dache meines Vaters, und wenn ich je in meinem

Leben einen Befehl von ihm gewissenhaft erfüllte, so wird es der eben erhaltene sein, und führte der Weg quer über die Prärien nach Kalifornien hinüber."

"Womit mir am wenigsten gedient wäre," fügte Gertrud freundlich hinzu, und unbefangen sah sie nunmehr in die ehrlichen braunen Augen des jungen Mannes, daß jezt diesem das regsame Blut bis in die Schläfen hinaufflieg.

Ein etwa sechzehnjähriges Mädchen, als Schwester des jungen Mannes unverkennbar, erschien und meldete, daß das Mahl angerichtet sei. Die übrigen Gäste verabschiedeten sich, doch nicht ohne zuvor Gertrud unter kräftigem Händedruck das beste Glück gewünscht zu haben. Gleich darauf saß diese in dem Gastzimmer vor dem gedeckten Tisch, unter den teilnahmsvollen Blicken der Hausfrau und deren Töchter, den Speisen herzlich zusprechend. Sie war einfüßiger geworden, beantwortete aber die Fragen der Wirtin fortgesetzt in so treuherziger Weise, daß auch diese ihr mütterlich dringend rief, noch selbigen Abend zurückzukehren, anstatt ihren frischen hübschen Mut durch die Unbilden des finstern Culentkneifel brechen zu lassen. Solcher Art immer wieder ermutigt und in dem Bewußtsein, selbst im ungünstigsten Falle nicht freundlos dazustehen, rüstete sie sich endlich zum Aufbruch.

Als sie in dem Wartezimmer sich der Hausthüre zukehrte, trat James an ihre Seite. Klüchtig sah sie zu ihm auf. Sein ehrliches hübsches Gesicht mit dem noch jugendlich weichen braunen Vollbart strahlte förmlich in Begeisterung. Gertrud fühlte, wie ihr Antlitz tiefer erglühte, und kehrte sich ab; dann entwand sich wie mit Widerstreben ihren Lippen: "Ich beklage, daß Sie um meinetwillen zu dem Gange durch Schnee und Kälte gezwungen sind. Vielleicht genügt, wenn Sie mir die Richtung meines Weges genau beschreiben."

"Auf die Gefahr hin, daß Sie sich verirren?" erwiderte James, gutmütig lachend; "soll es mir doch eine rechte Freude sein, Sie bis dahin zu begleiten, wo ein Verfehlen Ihres Zieles nicht mehr möglich. Bis vor die Hausthüre darf ich freilich nicht an Ihrer Seite bleiben; denn sähe mich der alte Kneifel, möchte es Ihnen schaden. Er hegt nämlich nicht nur gegen mich, sondern gegen unser ganzes Haus unverföhlliche Feindschaft. Es befindet sich überhaupt keiner in unserem Ortchen, der sich je eines guten Wortes von ihm zu erfreuen gehabt hätte."

Sie waren auf die Straße hinausgetreten. Gertrud antwortete nicht. Die ihr entgegenschlagende Kälte schien ihr den Atem zu rauben. Im Grunde beschäftigte sie sich zu reger mit dem rätselhaften Ontel; und sie hatte ja genug über ihn gehört, um von unbestimmten Besorgnissen erfüllt zu sein. Mit verheimlichter Bangigkeit sah sie um sich. Dämmerung, wie der reichlicher fallende Schnee, verschleierte die Fernsicht. Als dunklere und lichtere Schatten, je nachdem die Lage es bedingte, zeichneten Häuser und Gehöfte sich aus. Leute waren nirgends zu erblicken. Winterliche Stille umlagerte die verschiedenen Heimstätten. Nur der Missouri, auf dessen hohem Ufer der Weg hinmühte, schaffte etwas Leben, indem er die ihm aufgebürdeten Eislasten und entwurzelten Bäume stromabwärts trug. Dumpf knirschten die Schollen aneinander bei ihrem Trachten, sich gegenseitig auszubringen oder sich von den sie haltenden und drehenden Wirbeln loszureißen. Ausdruckslos bellte in der Ferne ein Hund. Fröstelnd zog Gertrud das Deckentuch fester um sich. Da sie nicht sprach, schaute James, aus Achtung vor ihr, das Schweigen zu brechen. Erst als sie auf dem wie zu Stein er-

starrten holperigen Wege ausglitt und strauchelte, trat er dichter neben sie hin.

"Wir im Westen hier haben eine eigene Art, frei und aufrichtig vom Herzen herunter zu reden," begann er zutraulich, "da darf es Sie nicht befremden, wenn ich Sie bitte, Ihren Arm auf den meinigen zu legen und sich von mir führen zu lassen. Sie sind mir deshalb nicht minder heilig, als wenn Sie zehn Schritte weit von mir gingen," fügte er hinzu, als Gertrud seiner Aufforderung nicht gleich Folge leistete. Dann aber bediente sie sich um so schneller seines Armes als Stütze, und dadurch erhöhte Sicherheit ihrer Bewegungen gewinnend, bemerkte sie nachdenklich: "Unerkärllich erscheint mir, daß jemand böse Gesinnungen gegen Ihren Vater und dessen Familie hegen sollte. Empfind ich doch den Eindruck, daß unter Ihrem Dache Glück und Zufriedenheit ihren dauernden Wohnsitz aufgeschlagen haben."

"Glück und Zufriedenheit," beteuerte James, plötzlich wieder begeistert, "allein das hindert nicht, daß Kneifel, sobald er einen von uns aus der Ferne sieht, ihm weit aus dem Wege geht. Und dabei ist die Ursache seiner Feindseligkeit eine so nichtige und obenein ungerechte, daß es ein vernünftiger Mensch nicht für möglich hält. Man muß es erlebt haben, um es zu glauben. Haben Sie nichts dagegen einzuwenden, so setze ich Sie von allem in Kenntnis, damit Sie wissen, woran Sie mit ihm sind. Ein Weilschen dauert es ja noch, bevor wir zur Stelle sind, und mit dem Reden vergeht die Zeit umso schneller."

"Zwölf, vierzehn Jahre mag es her sein, als Kneifel das Land hier herum, gegen sechzig Morgen, ankaufte und mit Hilfe mehrerer Farmer, die eine Strecke abwärts lebten, sein Haus errichtete. Schon damals soll er ein finsterner, einsamer Geselle gewesen sein, der den Verkehr mit andern mied, sogar in dem kleinen Handelsgeschäft, welches er begründete, sich mürrisch und wortfarg erwies. Seine ganze Hoffnung begründete sich darauf, daß auf seinem Grund und Boden eine Stadt aus der Erde wachsen würde, und dazu hatte er freilich eine geeignete Gelegenheit gewählt. Doch ohne guten Zuzug von außen ist noch nie eine Stadt entstanden, und der Kneifel war am wenigsten der Mann, Leute anzulocken. Unsere Kolonie möchte daher heute noch Wildnis sein, wäre der Vater, der nach Verkauf der alten Heimstätte drüben in Illinois eine neue suchte, mit seiner Familie und der ganzen beweglichen Habe nicht hier eingetroffen. Auch ihm gefiel die Gelegenheit, und so überredete er Kneifel, ihm die Hälfte seines Landes käuflich zu überlassen. Nach langem Feilschen — forderte der Kneifel doch ins Gelag hinein — wurden sie endlich handelsseins, und zwar unter der Bedingung, daß Kneifel die anscheinend verheißendere Hälfte für sich herauschnitt. Eine Weile hielten sie erträgliche Nachbarschaft; als aber erst neue Ansiedler zuzogen, von uns ihr Stückchen Land kauften und sich neben uns anbauen, war's mit der Nachbarlichkeit vorbei. Kneifel hatte sich nämlich in den Kopf gesetzt, daß mein Vater mehrlich Spiel triebe, und doch war er es selber, der mit seinen Preisen und mehr noch mit seinem finstern, abgeschlossenen Wesen die Leute verschreckte. So ging Jahr auf Jahr dahin, und in demselben Maße, in welchem unsere Umgebung sich, allerdings langsam genug, bevölkerte, wuchs auch Kneifels Feindschaft, bis er endlich dahin gelangte, daß er sogar für gutes Geld uns nichts mehr aus seinem Laden verabsolgte. Nur auf Umwegen vermögen wir noch dieses und jenes von ihm zu beziehen, und da wird es

Zeit, daß ein zweites Geschäft hier am Ort gegründet wird. Geht das seinige dadurch zu Grunde, so kann er sich nur selbst verantwortlich dafür machen; denn an uns liegt's am wenigsten, wenn er zur Zeit nicht als der angesehenste und wohlhabendste Bürger der Ansiedelung dasteht."

"So lebt der Arme gänzlich vereinsamt und gemieden?" fragte Gertrud nachdenklich.

"Gänzlich! Nur ein Häufierer spricht gelegentlich bei ihm vor, und was die beiden dann hinter verschlossenen Thüren treiben, mag Gott wissen. Nebenbei ist dieser Häufierer, Philp heißt er, eine Erscheinung, der man nicht über den Weg traut. Wie Kneifel, scheut auch er den Verkehr mit andern Leuten hier am Ort."

Gertrud senfte tief auf. "Da werde ich wohl auf große Schwierigkeiten stoßen, will ich mir sein Vertrauen erwerben," meinte sie zögernd.

"Sicher auf sehr große. Das setzte auch der Vater voraus, denn er beauftragte mich, Ihnen mitzuteilen, daß man am leichtesten mit ihm auskomme, wenn man, anstatt sich vor ihm zu beugen, ihm trotzig begegne. Er weiß das aus alten Zeiten."

"Das würde mir nicht schwer werden. Habe ich mich doch zu oft in meinem Leben durch Widerwärtigkeiten hindurchkämpfen müssen; da wächst einem der Mut."

"Umso besser, Miß Gertrud. Wer, wie Sie, auf recht-schaffenen Wegen wandelt, hat am wenigsten Ursache, Unbillen schweigend über sich ergehen zu lassen. Und doch möchte man den alten Einsiedler bedauern, wenn man erwägt, wie er zwischen seinen vier Pfählen in seiner Verbitterung nur leben kann."

Gertrud antwortete nicht; aber das Haupt neigte sie sorgenvoll, ahnungslos, daß ihr Begleiter sie fortgesetzt mit einer Spannung über-wachte, als hätte er aus ihren Bewegungen die sie beschäftigenden Gedanken heraus-lesen wollen.

Langsam einerschreitend, waren sie allmählich an den letzten Häusern vorbeigekommen, und eine kalte Kläche trennte sie noch von ihrem Ziel. Die Dämmerung hatte sich zur Dunkelheit verdichtet; der düstere Himmel schien der Erde näher gerückt zu sein, um seinen Schnee-vorrat bequemer absetzen zu können. Daher kam es auch, daß des Eulenkneifels Behauptung nur noch ein halb hundert Ellen weit vor ihnen lag, bevor sie als ein unförmlicher Schatten aus der tiefgrauen Atmo-sphäre hervortraute. Zugleich wurden sie eines Lichtes ansichtig, dessen Schein durch ein kleines Fenster ins Dreie drang. Sie hatten es indessen kaum entdeckt, als es unter dem Geräusch verschwand, mit welchem eine Fensterlade zugeschlagen wurde. Das Klirren eines Schlüssels folgte, das Knirschen eines wider-willig gehorchenden Riegels, dann war alles wieder still. James war stehen geblieben.

"Jetzt hat er sich eingeschlossen," sprach er gedämpft,

indem er Gertruds Arm frei gab, „da werden Sie Ihre Not haben, ihn zu im Öffnen der Thüre zu bewegen.“

"Ich will es wenigstens versuchen."

"Thun Sie das, Miß Gertrud. Ich warte unter- dessen hier. Sollte er Ihnen den Zutritt verweigern, so begeben wir uns ohne Säumen auf den Heimweg. Läßt er Sie ein und Sie finden in der nächsten halben Stunde keine Ursache, sich zu entfernen, so gehe ich nach Hause, um Ihnen den Koffer zu schicken. Ich brächte ihn gern selber, allein Kneifel darf mein Gesicht nicht sehen, oder es verdirbt ihn vollends die Paune."

"Dann auf fröhliches Wiedersehen," versetzte Gertrud, dem jungen Mann die Hand reichend, „sagen Sie Ihren Eltern meinen innigsten Dank für die mir erwiesene Güte —“

"Kein Grund zum Danken," fiel James lebhaft ein, und er legte die linke Hand auf die in der andern ruhende des Mädchens, „nein, sicher kein Grund zum Danken, wenn jemand seine Pflicht erfüllt.“ Er senfte tief auf, wie angeichts eines sich vor ihm aufstürmenden Wertes von unermesslicher Schwere, und kindlich zaghast und doch eigentümlich treu-herzig klang seine Stimme, indem er fortfuhr: „Nur wenige Worte lassen Sie mich zu Ihnen sprechen, bevor die Thüre da drüben sich feindselig zwischen uns schiebt; nur einige wenige Worte, — ich sagte ja schon, daß wir hier im Westen das Herz gern auf der Zunge tragen, doppelt gern, wenn ein gutes Gewissen uns einen Rückhalt gewährt. Daher kommt mir auch der Mut, zu Ihnen zu reden, wie zu einer längst Befreundeten. Als ich nämlich mit dem Koffer auf der Schulter in den Wartesaal eintrat und Sie zwischen den Männern so freundlich dastehen sah, da meinte ich, daß ein Engel vom Himmel herunterge-



„Nur wenige Worte lassen Sie mich zu Ihnen sprechen.“

stiegen sei, um mein elterliches Haus mit seinem besten Segen zu bedecken. Und so dauerte es einige Zeit, bevor ich glaubte, was mir doch klar und deutlich vor Augen stand, — nein, nein, Miß Gertrud, entziehen Sie mir Ihre Hand nicht. Gönnen Sie mir dieselbe, zum Beweise, daß Sie mir keinen unwürdigen Gedanken zutrauen. Und ich wiederhol's aus vollem Herzen: Heilig sind Sie mir, ob weite Räume uns trennen, der erbitterteste Feind unseres Hauses mich bedrängt oder ich hier Ihre liebe Hand halte. So heilig, daß ich Ihnen mit rechter Treue diene, um Sie sein und Sie erfreuen möchte mein lebenlang. Arges liegt ja am wenigsten darin, wenn ein unbefcholtenen Mann um ein liebes Mädchen wirbt; und ob Sie mich zurück-weisen oder mir einen Funken von Hoffnung gönnen: meine Ehrerbietung und meine aufrichtige Zuneigung können für die Folge durch nichts erschüttert werden.“

„Hatte Gertrud, sobald sie des jungen Mannes Ab-sicht durchschaute, im ersten Schrecken die Neigung ver-raten, seine Mitteilungen zu unterbrechen, so gewann

sie es doch nicht über sich, als seine Stimme einen immer innigern, beschwörenden Klang erhielt. Ruhig hörte sie ihn zu Ende. Sie fand dadurch zugleich Zeit, ihre Unruhe zu besiegen, ihre Gedanken zu sammeln und sich auf eine Antwort vorzubereiten. Denn nicht um die Welt hätte sie ihn um des ehrlichen Ausdrucks seiner Empfindungen willen verletzen mögen; doch auch irgend welche ernstlichen Hoffnungen anzuregen wagte sie nicht, Hoffnungen, die dazu bestimmt, vielleicht schon beim nächsten Wiedersehen in nichts zu zerrinnen. Ohne ihm die Hand zu entziehen, erwiderte sie daher freundlich: „Das sind gute Worte, die Sie an mich richten, Worte, von denen Sie nicht wissen können, ob ich sie in der That verdiene. Kaum eine Stunde ist es her, als Sie mich zum erstenmal sahen —“

„Und wären es Minuten,“ fiel James freimüthig ein, „so könnte dadurch nichts geändert werden. Beim ersten Blick auf Ihr gütiges Angesicht gingen die Augen mir auf, und was mich durchzitterte, als ich Sie so lieblich und unschuldig vor mir sitzen sah, das gestaltete sich zur heiligen Überzeugung während des kurzen Verkehrs auf dem Wege hierher. Und müßte ich darüber sterben, so vermöchte ich Ihr Bild nicht mehr aus meinem Herzen zu reißen.“ Er räunte einige Atemzüge, und als Gertrud in ihrer Not vergeblich nach Worten suchte, sprach er eigentümlich sanft, sogar traurig weiter: „Doch Sie haben recht. Es wäre unbillig, Ihnen zuzumuten, einem Fremden gegenüber schon jetzt eine Entscheidung zu treffen. Nein, Miß Gertrud, das zu erwarten, wäre mehr als vermessen. Es ist ja der Güte genug, daß Sie mir geduldig Gehör schenken. Sie geraten dadurch in die Lage, so oft sie mich, wenn auch nur aus der Ferne, sehen, dieser Minuten zu gedenken, sich zu vergegenwärtigen, daß ich Ihnen mit herzlicher Liebe und Treue ergeben bin, Sie mein ganzes irdisches Glück in Ihren Händen halten. Und nun noch ein Wort zu Ihrer Verühigung: Wo auch immer wir einander begegnen — Ihr Anverwandter, sollte er Sie bei sich behalten, wird gewiß dafür sorgen, daß es nicht zu oft geschieht —, zu keiner Zeit und an keinem Ort haben Sie zu gewärtigen, daß ich auch nur mit einer Silbe an das jetzt Gesprochene erinnere. Kommt aber die Stunde, in welcher Sie glauben, Ihre Zukunft vertrauensvoll in meine Hände legen zu können — dann, ja dann genügt ja ein Blick aus Ihren lieben Augen —“

Die Stimme versagte ihm vor Bewegung. Gertruds Hand frei gehend, wollte er von ihr forttreten, als sie ihn mit den Worten zurückhielt: „Mehr kann ich von Ihnen nicht erbitten; wenn wir uns jetzt voneinander trennen, so geschieht es von meiner Seite mit den Empfindungen einer herzlichen Freundschaft, — das weitere steht in Gottes Hand. Ich bin zu gewissenhaft, um mehr zu versprechen, als ich glaube erfüllen zu können.“ Sie drückte dem jungen Mann sichtlich die Hand, und gleich darauf sah dieser sie vor sich in Schnee und Dunkelheit verschwinden. Langsam, das Haupt tief geneigt, bewegte sie sich auf die deutlicher hervortretende Hütte zu. Des unbeimlichen Verwandten gedachte sie kaum noch; fortgesetzt klangen in ihren Ohren die eben vernommenen Worte. Zweifel der mannigfaltigsten Art bestürmten sie, und dennoch fühlte sie ihren Mut wachsen. Es stählte ihre Willenskraft das Bewußtsein, in allen Lagen auf den Schutz treuer Freunde rechnen zu dürfen. —

Kneifels Wohnsitz, eine verhältnismäßig geräumige Blockhütte, gewährte sogar an Tage im lachenden Frühlingssonnenschein einen menschenfreundlichen Anblick. Mit dem einzigen kleinen Fenster und den verwitterten

Holzmauern erhob sie sich inmitten der kahlen Umgebung wie eine Vogelscheuche auf eben erst angelegtem grauen Acker. Kein Baum spendete in der Nachbarschaft Schatten, kein Strauch, keine Schlingpflanze schmückte die schwer aufeinander lastenden, wurmfischigen Balken; nicht die kleinste Spur eines Gartenbeetes oder einer Umzäunung zeugte für die Ordnungsliebe und Betriebsamkeit des räthselhaften Bewohners. Sogar die Kisten und Tonnen, in welchen die Waren dorthin gelangten, hatten, zu Brennholz zerkleinert, ihre Stelle im Innern des mürrisch darschauenden Baues gefunden. Neben dem Kamin lag es hochaufgeschichtet, gewissermaßen der einzige Schmuck, welchen die nackten Wände aufzuweisen hatten. Dienen entsprechend, bestanden die Möbel aus roh geschnittenen Stühlen, einer Bank, einem großen Tisch ähnlicher Arbeit und einem unförmlichen Regal, welches als Kommode und Schrank zugleich diente. Ein Ladentisch teilte den Raum in zwei ungleiche Hälften. In der größern standen Gerüste der einfachsten Art, auf welchen die für die dortige Gegend berechneten Waren in buntem Gewirre übereinander getürmt lagen. Eine Leiter führte neben der Thüre durch ein viereckiges Loch nach dem Bodenraum hinauf, wo ebenfalls Waren aufbewahrt wurden. Dicht hinter dem Ladentisch war ein farbigartiger Kasten mit der Wand fest vereinigt worden. Ein Wust von Decken und geerbten Bisontenhäuten kennzeichnete ihn als Bett. Inmitten dieser wüsten Häuslichkeit, in welcher das Auge nichts entdeckte, wodurch es auch nur vorübergehend hätte gefesselt werden können, saß Kneifel, in der That einer Eule ähnlich, vor dem unterhalb des Fensters stehenden Tisch. Ein weiter Schlafrock, aus zottiger Bisontenhaut geschnitten, verhüllte die hagere knochige Gestalt und schützte sie gegen die in dem häßlichen Raum herrschende Kälte. Eine abgegriffene Mütze von Fuchspelz hatte er über den weißbehaarten Scheitel gestreift. Unterhalb derselben lugte ein pergamentartig zusammengeschrumpftes Gesicht mit dünnem ergrautem Vollbart und buschigen Brauen hervor, welches durch zwei graue, mistet, beinahe ängstlich blickende Augen belebt wurde. Vor ihm auf dem Tisch stand ein offener Kasten mit verschiedenen Fächern, davon jedes einzelne eine andere Münzsorte enthielt. Nur zwei waren mit gleichwertigen Goldstücken bis zum Rande gefüllt. Das letzte Tageslicht hatte er dazu benutzt, die mäßige Tageseinnahme zu berechnen und den Gewinn peinlich genau von dem zu neuen Ankäufen bestimmten Gelde zu trennen. Es war dies seine einzige Freude, sein einziger Genuß; derselbe gipfelte darin, daß er gelegentlich den langsam aber sicher wachsenden Geldschatz durchzählte. Nach Anzünden der Lampe und Schließen der Fensterlade hatte er wieder vor dem Tisch Platz genommen. Mißtrauisch, wie sogar zwischen seinen vier Wänden Verrat fürchtend, spähte er um sich; dann erst griff er in ein anscheinend leeres Fach, und als er die Hand zurückzog, hielt er ein zusammengefaltetes Stück Papier zwischen den Fingerspitzen. Zögernd und mit äußerster Vorsicht öffnete er dasselbe, und es behutsam vor sich hinlegend, betrachtete er mehrere getrocknete Blumen, die, um sie gegen gänzlichliches Zerbröckeln zu schützen, auf das Papier festgeklebt worden waren. Starrer und starrer blickten seine Augen. Bald glühte es wie unversöhnlicher Haß aus denselben, bald schienen wieder Thränen in ihnen zusammenzulaufen zu wollen, bis endlich ein eigentümlicher Ausdruck von Weichheit sich um die schmalen Lippen anspragte. „Marie,“ las er mehrfach flüsternd den dem gebleichten Andenken beige-schriebenen Namen, und

jedesmal lief ein Schauer durch seine gebeugte Gestalt. Plötzlich pochte es laut an die Hausthüre.

Entsetzt sah Kneifel auf. Sein Gesicht erschien wie aus Eichenholz gemeißelt, derartig hatte es seine Farbe verändert. Als habe er an eine Sinnestäuschung geglaubt, starrte er regungslos auf die Thüre. Zum zweitenmal klopfte es. Dadurch neu belebt, faltete er das Papier mit zitternden Händen zusammen, worauf er es in den Kasten zurücklegte, diesen leise schloß, nach dem Bettgestell hinübertrug und zu Häupten unter die Decken schob.

Noch war er nicht an den Tisch zurückgekehrt, als das Pochen sich abermals erneuerte, jetzt aber in Begleitung der Worte: „Öffnen Sie, Herr Kneifel, ich bitte darum. Die Lichtstreifen neben der Fensterlade verraten, daß Sie zu Hause sind.“

Auf Kneifels hartem Gesicht spiegelte sich erwachender Grimm. Ähnliche Empfindungen offenbarten sich in seiner Stimme, indem er hinausfragte, wer da sei.

„Jemand, der Sie dringend zu sprechen wünscht,“ rief Gertrud entschlossen zurück.

„Kommen Sie morgen wieder. Ich habe keine Lust, einer Närrin zu Liebe meine gewohnte Hausordnung zu stören!“

„Ich komme nicht um Geschäfte, sondern um eine ernste Angelegenheit.“

„So scheuen Sie sich mit Ihrer ernsten Angelegenheit zum Teufel.“

„Gehet, so geschieht es auf Ihre Gefahr,“ antwortete Gertrud herrisch, indem sie sich der ihr erteilten Ratschläge entann. „Lassen Sie mich nicht ein, so werden Sie es bereuen.“

„So müßte ich zum erstenmal in meinem Leben etwas bereuen,“ erklärte Kneifel höhnisch, „Sie sind überhaupt ein Frauenzimmer, das gehört nicht hierher zu dieser Stunde.“

„Gut, so setze ich mich auf Ihre Schwelle,“ erwiderte Gertrud trotzig; „finden die Leute mich morgen steif gefroren, so macht man keinen andern als Sie verantwortlich für meinen Tod.“

„Erfrieren Sie in des Henters Namen. Ich war es nicht, der Sie rief.“

„Hier sitze ich,“ hieß es drohend von außen; „aber das schwöre ich Ihnen zu: wenn Sie morgen in mein starres Gesicht sehen, werden Ihnen die Haare zu Berge steigen.“

Kurze Zeit verstrich in Schweigen. Dann hörte Gertrud, wie ein Riegel zurückgeschoben wurde und die Schloßklinke sich aus ihrer Haft hob. Bögerud wick die Thüre nach innen, und bevor Kneifel Gertruds Gestalt recht unterzoch, war sie an ihm vorbeigeschlüpft.

„So,“ sprach sie triumphierend, „hier bin ich, und denjenigen möchte ich sehen, der mich jetzt noch von dannen bringt.“ Flüchtig, aber mit sicherem Blick be-

trachtete sie den vor Born und Erstaunen sprachlosen unheimlichen Alten. Scharfsinnig herausführend, was dazu gehörte, ihn zu beherrschen, warf sie das beschneite Deckentuch auf den nächsten Stuhl, ebenso den kleinen Hut, worauf sie sich Kneifel wieder zukehrte, der wie versteinert dastand und die offene Thüre noch immer in der Hand hielt.

„Um Gottes willen, schließen Sie. Es ist ohnehin kalt genug hier drinnen,“ rief sie ihm anscheinend entrüstet zu, und gewährend, daß er ihren Befehl wie im Halbschlaf ausführte, dadurch aber aufs neue ermutigt, fuhr sie lebhaft fort: „Dies ist ja ein schrecklicher Aufenthaltsort! Wie ist es nur möglich, daß hier ein Mensch leben kann?“

Kneifels Wut bäumte sich auf. „Gefällt er Ihnen nicht,“ zischte er förmlich, „so kann ich Ihnen nur raten, sich noch schneller davonzumachen, als Sie heringekommen sind.“ Er wollte offenbar härtere Worte hinzufügen, gewann es aber nicht über sich angesichts der lachenden Augen, die sich an seiner heillosen Verwirrung weideten.

„Ich davongehen?“ fragte Gertrud spöttisch, „jetzt, nachdem ich mit so viel Mühe mir Zutritt zu Ihnen verschafft? Gehen, um obdachlos umherzuirren und im Schnee zu ersticken? Das kann Ihr Ernst nicht sein. Ich bleibe und damit fertig.“

„Aber um alles Guten willen, wer sind Sie denn?“

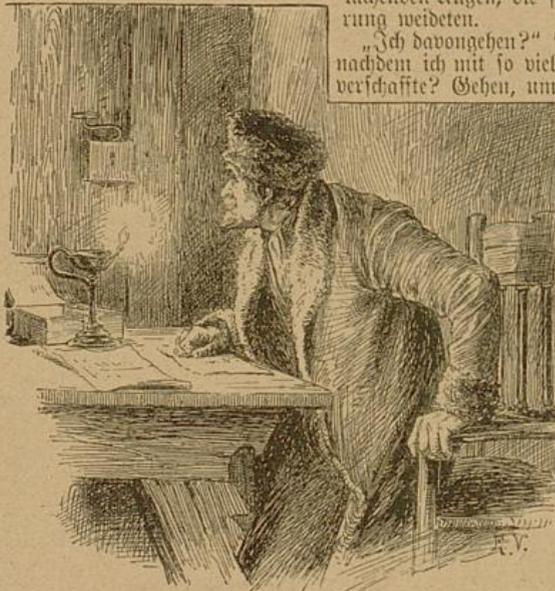
„Das erfahren Sie immer noch früh genug. Zunächst fühle ich mich hier zu Hause, und darauf bin werde ich vor allen Dingen für eine erträgliche Temperatur sorgen.“

Mit den letzten Worten schritt sie nach dem Kamin hinüber. Geräuschvoll schürte sie die halberstickte Glut, worauf sie das ihr erreichbare Holz oberhalb derselben aufstärkte. Nur verstohlen wandte sie Kneifel zuweilen einen Blick zu, um zu berechnen, wie weit sie ohne Gefahr mit ihrem zwanglosen Auftreten gehen könne.

Dieser stand unterdessen, wie seinen Sinnen nicht traugend. Neugierde, Verwunderung und Argwohn webten auf seinen Zügen. Erst als die Flammen polternd in den Schlot hineinschlügen, ermannete er sich zu der ingrimmigsten Bemerkung, daß sie den für eine ganze Woche bestimmten Vorrat geopfert habe.

„Einerlei,“ erklärte Gertrud unbeirrt, „da steht noch ein ganzer Turm, und woher Sie den nahmen, wird mehr zu haben sein. Wir wollen ein menschenwürdiges Dasein führen, nicht leben wie das wilde Gethier. — Haben Sie schon zu Nacht gespeist? Nein, ich sehe es Ihnen an.“

„Ich esse nur sehr wenig,“ begann Kneifel abermals erschrocken, als Gertrud gleichmütig fortfuhr: „und diese verrosteten Blechtiegel benutzen Sie zum Kochen? Das ist ja fürchterlich!“ Sie sah um sich. Ihre Blicke fielen auf ein Bündel zum Verkauf bestimmter Blechgefäße, und hinüberweisend, trennte sie einen Theekessel nebst Pfanne von demselben.



Als habe er an eine Sinnestäuschung geglaubt, starrte er regungslos auf die Thüre.

„Um Gottes willen!“ ächzte Kneifel mit einer Bewegung, als hätte er sich das Haar zerrauen wollen, „sie sind ganz neu — kein Mensch giebt etwas dafür, nachdem sie in Gebrauch gewesen.“

„Ist auch nicht nötig,“ unterbrach Gertrud ihn kaltblütig, und in der nächsten Minute hatte sie die beiden Gefäße aus dem zur Hand stehenden Eimer mit Wasser gefüllt und in die Glut geschoben. Ein Geräusch hinter ihr veranlaßte sie, sich umzuschauen. Kneifel war auf einen Stuhl gestiegen, er schien die letzte Willenskraft verloren zu haben. Denn wonach sie fragen mochte, ob nach Thee, Schinken, Biskuits und andern Dingen, wie solche hinter dem Ladentisch feil gehalten wurden, zu allem wies er ihr durch matte Gebärden den Weg. Nur seine Augen regten sich, indem er ängstlichen Blickes ihre Bewegungen verfolgte oder ihr Antlitz überwachte, als hätte er, in der Vergangenheit suchend, vor einem Rätsel gestanden, dessen Lösung er fürchtete. Wenig länger als eine halbe Stunde dauerte es nur, da stand auf dem Tisch ein Mahl, wie Kneifel es seit Jahren nicht gesehen haben mochte. Gertrud war in die Rolle der Wirtin eingetreten. Freundlich bediente sie den alten Mann, der mit der Haltung eines Märtyrers alles über sich ergehen ließ. Ob er die an ihn gerichteten Worte und heitern Bemerkungen verstand, wäre aus seinen erschlafften Zügen und den ausdruckslosen Bewegungen des nickenden oder sich wiegenden Hauptes schwer zu entziffern gewesen. Erst nachdem das Mahl beendet und der Tisch abgeräumt worden war, verstieg er sich wieder zu der gränlichen Bemerkung, daß es nunmehr für Gertrud an der Zeit sei, sich dahin zu begeben, woher sie gekommen sei.

„Das wäre zu weit,“ antwortete Gertrud mit ihrem süßesten Lachen, „aber immerhin, ich will Sie von meiner bescheidenen Gesellschaft befreien, nachdem ich Ihnen sagte, wer ich bin; und wenn Sie dann noch auf meiner Entfernung bestehen.“

Derrißes Klopfen an der Thüre schnitt ab, was sie hinzufügen wollte. Kneifel griff mit beiden Händen nach den Schläfen. Verzweiflung spiegelte sich in seinen Zügen bei dem Gedanken an neuen ähnlichen Besuch.

„Es wird mein Koffer sein, der in dem Postgebäude liegen blieb,“ erklärte Gertrud, indem sie sich erhob, „ich erwartete ihn längst. Man scheint vorausgesetzt zu haben, daß ich zurückkehren würde.“ Sie öffnete. Der Koffer wurde von einem Fremden hereingeschoben. Nachdem dieser sich schweigend entfernt und Gertrud die Thüre verschlossen und verriegelt hatte, kehrte sie sich Kneifel wieder zu. Derselbe war aufgesprungen und stand mitten in dem Zimmer. Auf seinem spizen rinzigen Gesicht webte es unheimlich; seine Augen sprühten in einer Weise, daß Gertrud von Grauen ergriffen wurde und ihre Stimme nicht zu erheben wagte.

„An dem Postgebäude?“ ächzte er in aufsteigender Wut.

„Natürlich,“ bestätigte Gertrud, mit Mühe einen sorglosen Ton erzwingend, „ich kam ja mit der Post, da konnte ich meine Habseligkeiten unmöglich auf offener Straße im Schnee liegen lassen.“

„Die Post muß schon nachmittags eingetroffen sein!“ eiferte Kneifel weiter, „wo verbrachten Sie die Zeit, bevor Sie hierherkamen?“

„Selbstverständlich im Hause des Postmeisters. Ich war halb erstarrt vor Kälte. Ich mußte mich ein wenig aufwärmen, bevor ich Sie aufsuchte.“

„Und wurden verpflegt und mit Schmeichelnworten überschüttet?“

„Die guten Leute hatten Mitleid mit mir und erwiesen mir die größten Freundlichkeiten.“

„Alles Lug und Trug, alles Heuchelei!“ schrie Kneifel aufgebracht, „Sie sind eine ansehnliche Person, da wollte man Sie anlocken, wie jeden andern, der hier zuzieht! Betrogen und bestohlen hat man mich von jeher! Vertreiben wollen mich die Schurken mit ihren Ränken, auf daß ihnen mein Land wie eine reife Frucht um nichts in den Schoß falle“ — die Stimme verlagte ihn. Um sich zu beruhigen, begann er eifertig auf- und abzuwandeln. Gertrud, die ihn bange überwachte, schien er vergessen zu haben. Plötzlich blieb er vor der Thüre stehen, und beide Fäuste drohend gegen dieselbe ausgestreckt, keuchte er in seiner Wut: „Auch eure Stunde wird schlagen, eine Stunde der Rache, und mühte ich mein Land an arme Teufel, an Raub- und Mordgesindel verheizen und jedem Halunken, der euer Nachbar werden soll, noch ein Haus mit in den Kauf“ — erschrocken brach er ab. Sein nächster Blick galt Gertrud, die bestürzt zu ihm aufsaß. „Der Mensch redet im Zorn oft Wunderdinge,“ suchte er den Eindruck seiner letzten Worte zu verwischen. Den offenen Blicken Gertruds ausweichend, stierte er auf den von der Beleuchtung des Kaminfeuers gestreiften Koffer nieder. „Gertrud Krane,“ stand auf demselben mit großen Buchstaben geschrieben. Raum aber hatte er diesen Namen gelesen, als seine Haltung vollständig erschlaffte. Schwerfällig schlich er nach dem Tisch hinüber, wo er erschöpft auf den nächsten Stuhl sank. Das Haupt geneigt, starrte er vor sich nieder. Gertrud glaubte zu entdecken, daß der harte Ausdruck seines Gesichtes vor dem Gepräge schmerzlicher Erregung zurücktrat, wagte indessen nicht, seinen Gedankengang zu unterbrechen.

„Also Gertrud Krane,“ lipelte er endlich, wie die Worte nunmehr von dem staubigen Estrich ablesend, „hieß deine Mutter etwa Marie?“

„Marie,“ bestätigte Gertrud, und sie atmete erleichtert auf.

„Ich hätte es erraten müssen,“ fuhr Kneifel mit bebenden Lippen fort, „deine Augen und dein Lachen wehten mich befreundet an — sie war schön, sehr schön“ — zögernd sah er in das blühende Antlitz, dann fragte er mißtrauisch: „Sie schickte dich ab, um um mich zu beerben —“

„Nein,“ beteuerte Gertrud leidenschaftlich, „sie konnte es nicht, weil sie seit Jahren in ihrem Grabe schläft. Durch sie erfuhr ich nicht einmal, daß überhaupt noch ein Verwandter, wenn auch ein weitläufiger, von uns lebte.“

„Es ist wahr, sie starb vor langen Jahren,“ seufzte Kneifel, die Blicke wieder senkend, „tot — alles dahin — sie war sehr schön. Tot — welch häßliches Wort — wer verrät dir denn meinen Aufenthaltsort? Wer schickte dich?“

„Niemand. Nachdem ich gänzlich verwaist war, verlebte ich die letzten Jahre bei einer Tante, ihrer eigenen Schwester. Als ich nach deren Tode den auf mich entfallenen Nachlaß ordnete, fand ich einen alten Brief von Ihnen, in welchem Sie in warmen Ausdrücken nach dem Ergehen meiner Mutter forschten und zugleich mitteilten, daß Sie sich hier angesiedelt hätten. Das erschien mir wie ein Fingerzeig vom Himmel, und ohne Säumen begab ich mich auf den Weg zu Ihnen.“

„Und was beabsichtigt du hier?“ fragte Kneifel, abermals die Augen Gertruds heimlich suchend.

„Nicht mehr und nicht weniger, als unter Ihrem Schutz mich nützlich zu machen und mir mein Brot zu erwerben.“

„Es läßt sich nicht leugnen, dein Blick ist der deiner Mutter; das wunderbare Lächeln hast du ebenfalls von

ihv.“ bemerkte Kneifel zerstreut. Sein Gesicht verfinsterte sich. Häßlich lachte er vor sich hin; dann floß herbe, sogar feindselig von den schmalen Lippen: „Es würde den Leuten in der Posthalterei gefallen, bewegtest du dich dienstwillig um sie her, anstatt hier bei deinem Verwandten zu wohnen. Sie sind sonst nicht so menschenfreundlich; wenn sie dir aber rieten, zu ihnen zurückzukehren, so geschah es, um mich zu verhöhnen. Es sollte mich kaum wundern, hätten sie dir gesagt, du müßtest hier verhungern. Ich will ihnen indessen beweisen — doch das ist Nebensache. Du wirst fortan bei mir bleiben, und willst du deine Umgebung nach eigenem Geschmack einrichten, so hindert dich nichts, von meinen Vorräten zu nehmen, was dir beliebt. Dafür hast du weiter nichts zu thun, als ein wenig mit in das Geschäft einzugreifen. Die Menschen sollen dich sehen, kennen lernen und von dir reden. Denn du bist ganz dazu geschaffen, so viele Ansiedler herbeizulocken und zum Anbauen in unserer Nachbarschaft zu bewegen, daß die auf dem andern Ende unseres Ortes vor Wit und Neid bersten. Im übrigen verlange ich, daß du von der hinterlistigen Gesellschaft in dem Posthause dich nicht verführen läßt. Vergiß nie; von dem Augenblick an, in welchem sie dich als zu mir gehörig betrachten, sind sie dir nicht minder feindselig gesinnt, als mir selber,“ und ein böses Lächeln glitt über seine scharfen Züge, „du hast also die triftigsten Gründe, ihnen weit aus dem Wege zu gehen. Begegnest du ihnen dennoch zufällig und sie reden dich an, so gib ihnen keine Antwort; am raschsten ist, du läßt ihren Gruß unerwidert. Verschreien sie dich hinterher als hoffärtig, tann's uns nur recht und lieb sein. Die hoffärtigen Mädchen sind nicht immer die schlechtesten, und sollte über kurz oder lang unter den zuziehenden Ansiedlern sich ein rechtschaffener junger Mann finden, der um dich freit, und er gefällt dir, so magst du dich ihm zu eigen geben, und wäre er arm wie eine Kirchenmaus. Für Haus und Hof Sorge ich selber, und ein Heimwesen will ich euch gründen, daß die Hamtods bei dessen Anblick den Verstand verlieren möchten. Ebenso hartherzig und grausam wirst du mich aber finden, wenn du hinter meinem Rücken mit jener verräterischen Sorte verkehrst. Nicht eine Stunde behielte ich dich unter meinem Dach, entdeckte ich eines Tages, daß du mich hintergingst.“

„Gertrud, die auf der andern Seite des Tisches ihrem Onkel gegenüber saß, lauschte dessen Mitteilungen mit gemischten Empfindungen. Auf einen herzlichen Empfang hatte sie wahrlich nicht gerechnet; allein das Bewußtsein, nur aus Gehässigkeit gegen andere, und zwar Menschen, die ihr liebevoll entgegengetreten waren, Aufnahme bei dem im Laufe der Jahre tiefer Abgeschiedenheit verbitterten und verfinsterten Verwandten zu finden, war mehr, als sie glaubte ertragen zu können. Und doch mußte sie bleiben, wenigstens vorläufig, um nicht ihr fernstehenden Menschen zur Last zu fallen, wie sie wähnte. Vor ihrem Geist entstand der junge Hamtods mit dem ehelichen Blick, dem treuherzigen Wesen, und das Blut der Scham stieg ihr ins Antlitz. Wie konnte er es nur deuten, wenn sie angehts der ersten Schwierigkeiten zu seinen Eltern flüchtete? Wer aber konnte wissen, ob es ihr nicht gelang, allmählich dennoch ein nachbarliches Verhältnis zwischen ihrem Onkel und denjenigen anzubahnen, die sie mit Recht für ihre Freunde hielt. Erfüllt von solcher Hoffnung, vermied sie vorichtig, an das zur Zeit bestehende mißliche Verhältnis zu rühren. Schnell entschlossen, reichte sie Kneifel über den Tisch hin die Hand, indem sie er-

klärte: „Ich heirate nie, werde aber das äußerste anbieten, mir Ihre Zufriedenheit zu erwerben.“

Kneifel neigte billigend das Haupt und bemerkte eintönig: „So wirst du selbst noch einmal den größten Vorteil davon haben. Mit dem Heiraten eilt es übrigens noch nicht.“

Das war die erste Begegnung zweier Verwandter, zwischen welchen sich, für Gertrud freilich ahnungslos, Beziehungen webten, die einst stark genug gewesen, einen seiner freundlichsten Hoffnungen Beraubten planlos in die Welt hinauszutreiben, jest aber sich als zu schwach erwiesen, herben Erfahrungen entfeimte gebäufige Leidenschaften in ihren Schranken zu halten. Gleich darauf wand Gertrud sich mutig unter den eben empfangenen peinlichen Eindrücken hervor. Müßig und süßig begab sie sich ans Werk, aus dem vorhandenen Deckenvorrat ein Lager für sich herzustellen und den Inhalt ihres Koffers auf dem alten Regal zu ordnen.

Fünf oder sechs Wochen waren verstrichen, seitdem Gertrud bei ihrem alten Verwandten einzog, und noch immer sprach man in der Ansiedelung von diesem Ereignis als von etwas Unerhörtem. Fünf oder sechs Wochen, während welcher Gertrud sich mit dem Verkauf der Waren vertraut gemacht hatte und unter der Aufsicht des mißtrauischen Alten die Käufer zuvorkommend bediente, die zu seiner heimlichen Befriedigung jest weit häufiger und oft genug um die unscheinbarsten Kleinigkeiten eintrafen. Er begriff, daß seine anmutige Hausgenossin ein Gegenstand der allgemeinen Neugierde geworden war, und damit ging Hand in Hand der Argwohn, daß man auf nichts Geringeres ausgehe, als sie ihm zu entfremden und sie endlich ganz von ihm fortzulocken. Und so geschah abermals etwas Unglaubliches, wovon sich indessen jeder, den irgend ein kleines Gewerbe dorthin führte, leicht überzeugen konnte. Die düstern Kämmligkeiten hatten nämlich unter Gertruds ordnender Hand und der Beihilfe des verrufenen Gulentkneifel plötzlich ein anderes Aussehen erhalten, so daß sogar ein verwöhnter Ansiedler sich daselbst hätte heimisch fühlen mögen. Vor allen Dingen herrschte überall peinliche Sauberkeit. Das Fenster war mit fettunen Vorhängen versehen worden; an den Wänden hingen in Ermangelung von Bildern mehrere in Goldleisten prangende kleinere Spiegel, die allzu schadhaften Stellen hatte Kneifel eigenhändig mit Wilderbogen überklebt, den Tisch bedeckte ein sorgfältig gesäumtes weißes Kalikutuch; an der Rückwand vor dem Ladentisch war mittelst verschwenderisch übereinander geschichteter wolgener Decken und Büffelhäute ein einladendes Ruhebett hergestellt worden, und wenn früher die dort notgedungen verkehrenden Menschen vor Frost mit den Zähnen klapperten, so fanden sie jest zu jeder Tageszeit üppig genährtes Kaminsfeuer, welches eine behagliche Wärme in dem ganzen Raume verbreitete. Außerdem zeugten die neben dem Kamin aufgestellten neuen Küchengeräte, wie der zeitweise das Gemach erfüllende Duft mit kundiger Hand hergerichteter nahrhafter Speisen, daß neben der Aufmerksamkeit, welche man nunmehr der Umgebung zuwendete, auch das förperliche Wohl der beiden einsamen Hausgenossen nicht vernachlässigt wurde. Verheimlicht blieb dagegen den Leuten, daß Kneifel unter der Herrschaft seiner scharfsinnigen Nichte allmählich gesprächiger wurde, in stillen Abendstunden sogar Zukunftspläne vor ihr entwarf, die sich zwar nach wie vor auf gebäufige Ursachen gründeten und daher für Gertrud wenig anmutend klangen, ihr aber trotzdem zugute kamen. Und so

sprach man von ihr allgemein wie von einem armen Opfer, welches unter der heillosen Tyrannei des herzlosen Eulentneifel senzte, und daß es ihr wohl zu gönnen sei, in andere Hände zu kommen, bevor ihr frischer Lebensmut gänzlich erstorben sei. In solchen Anschauungen wurde man dadurch bestärkt, daß Gertrud das Haus nie anders, als in Begleitung ihres nunmehr selbstsam verbissen heiter dareinschauenden Verwandten verließ. Er führte sie dann gewöhnlich auf Wegen, wo er sicher war, Menschen zu begegnen. Man sollte eben seine liebliche Nichte sehen, sich an ihrem Anblick weiden und die Kunde von ihrer Armut und Sittigkeit immer weiter verbreiten, woran sich für ihn die selbstthätige Hoffnung schloß, daß der im Frühling zu erwartende Zuzug neuer Ansiedler schon allein um des holden Kindes willen an Hamlocks Besitztum vorübergehe, um sich in seiner nächsten Nachbarschaft anzubauen. Auch an der Posthalterei geleitete er sie gern vorbei, und böshafte Schadenfreude offenbarte er augenfällig in dem Wahne, daß die Mitglieder der verhassten Familie aus allen Winkeln zähneknirschend nach ihm auslugten und ihn um die liebliche Hausgenossin, die zu deren größtem Schaden in dem Ort erschienen war, mit allen Tadeln des Herzens benedeten. Gertrud dagegen sah alles, begriff alles, und wie ein Alp senkte es sich auf ihr freies Gemüth. Sie sah auch den jungen Hamlock zuweilen aus der Ferne, und es entging ihr nicht, daß derselbe ihnen mit Bedacht auswich. War indessen eine Begegnung unvermeidlich und er grüßte ehrerbietig, so dankte sie mit kaum merklichem Neigen des Hauptes. Hindern konnte sie freilich nicht, daß dabei die Farbe ihrer blühenden Wangen bis unter das blonde Haar hinauf schlich. Das Bewußtsein aber, diese Wandlung nicht verheimlichen zu können, machte ihr armes junges Herz pochen, als hätte es sich einen Weg ins Freie hinausbahnen wollen. Und wenn er längst vorbei war, meinte sie noch immer die Worte zu hören, welche er an jenem ersten Abend zu ihr sprach. Jungfräuliche Scham ergriff sie bei dem Gedanken, daß ein Geheimnis zwischen ihnen schwebte, welches kein anderer ahnte; sie zürnte ihm wegen der durch ihn heraufbeschworenen Unruhe. Sie fürchtete ihn sogar. Trotzdem durchzitterte sie beim jedesmaligen Ausgange die Frage, ob er wohl wiederum ihren Weg kreuzen würde. Und wie es ihr dann wieder durch die Seele schnitt, wenn des stolz neben ihr einhergehenden alten Kneifel scharfes Gesicht in bitterem Hohne schwamm, so oft er dem jungen Mann für seinen Gruß den Dank schuldig blieb; und wie seine Stimme böshafte Klang, indem er ihn, zu Gertrud gewendet, als mit zu denjenigen gehörend bezeichnete, denen sie auf Grund ihrer Beziehungen zu ihm selber ein Dorn im Auge geworden. —

Fünf oder sechs Wochen waren verstrichen und der Missouri war wieder eisfrei, als Gertrud in noch ernstlicher Weise daran erinnert wurde, daß Kneifel, trotz seiner gleichsam fieberhaften Fürsorge, sie doch nur

als ein feinen eigennütigen Plänen dienendes willenloses Werkzeug betrachtete. Ein Brief war eingetroffen, welcher ihn, wie sie beobachtete, in lebhaft Unruhe versetzte. Sie fühlte förmlich den misstrauischen Blick, welchen er während des Lesens über das nur wenige Zeilen enthaltende Schreiben hinweg ihr verstohlen zusandte. Noch mehr befremdete sie, daß er zum Schluß das Papier zusammenknitterte und in die Kamminglut warf. Die darauffolgende erkünstelte heitere Sorglosigkeit, welche er zur Schau trug, bestärkte sie nur in dem Verdacht, daß er irgend etwas vor ihr zu verheimlichen wünschte. Leichter gelang es ihr selber, den Dattel über die durch sein plötzlich verändertes Wesen erzeugten Eindrücke zu täuschen, so daß er bis zum Abend den Brief vergessen zu haben schien. Folgenden Morgens begann indessen seine Unruhe von neuem. Dieselbe steigerte sich von Stunde zu Stunde, bis sie endlich in eine eigenthümliche Rasstlosigkeit ausartete. Mit wachsender Besorgnis gewahrte Gertrud, daß seine Bewegungen mehr und mehr den Charakter des Unbewußten erhielten und er immer wieder, so oft er glaubte, es unbemerkt ausführen zu können, ihr Blicke zuwarf, die von ebensoviel Scheu wie Misstrauen und versteckter Habgier zeugten. Der Nachmittag verstrich



Die Blicke auf den Uferstrand gerichtet, lauschte sie mit tödlicher Spannung.

und die ersten Dämmerungsschatten melbeten sich bereits an, als er, ohne jegliche vorhergegangene Unregung dazu, plötzlich erklärte, daß es doch wohl angemessen für Gertrud sei, wenn sie auch mit andern Menschen verkehre. Und so riet er ihr, noch denselben Abend bei irgend welchen Leuten zu verbringen, die ihr gerade gefallen hätten. Auf ihre Einwände nannte er sogar Hamlock, hinzuzügend, daß man sie dort sicher willkommen heißen würde. Von unbestimmten bösen Ahnungen beschlichen und um ihn durch fernern Widerspruch nicht zu reizen, entschloß sie sich schnell, und gleich darauf sah Kneifel ihr von der Hausthüre aus nach, wie sie auf dem Uferwege sich in der vorgeschriebenen Richtung entfernte. Doch nur bis dahin ging sie, wo sie sicher war, sich außerhalb seines Gesichtskreises zu befinden, und nach kurzem Säumen begab sie sich langsam auf den Rückweg. Auf der Stelle, wo sie einst von dem jungen Hamlock sich trennte, blieb sie zweifelnd stehen. Es war beinahe vollständig dunkel geworden. Der Lichtstreifen neben der geschlossenen Fensterlade verriet, daß Kneifel gewohnterweise die Lampe angezündet hatte. Noch schwankte sie, ob sie näher an das Haus heranschleichen sollte, als sie das Geräusch unterschied, mit welchem dem Hause gegenüber und gerade da, wo ein gangbarer Pfad von dem Strome nach dem Ufer hinaufführte, ein Ruder zur Seite gelegt wurde. Obwohl erschrocken, besaß sie doch die Ueberlegung, den Weg zu verlassen und eine kurze Strecke abwärts hinter einem von verdorrtem Gerank durchzogenen Weidenbusch niederzutauern. Die Blicke auf den Uferstrand gerichtet, lauschte sie mit tödlicher Spannung. Minuten verstrichen, und sie neigte bereits zu dem Glauben hin, einer Sinnestäuschung

unterworfen gewesen zu sein, als sie endlich eine unbestimmte Bewegung entdeckte, gleich darauf die schattenähnliche Gestalt eines Mannes aus der Tiefe empor tauchte und auf das Haus zuschlich. Dort schien sie zu versinken; dann aber drang das vorsichtige Pochen zu ihr herüber, mit welchem jemand Einlaß begehrte. Daß gleichzeitig wurde die Thüre geöffnet, und vor dem erhellten Hintergrunde erkannte sie nicht nur den alten Kneifel, sondern auch einen Mann, welcher mit einer Bürde auf dem Rücken zu ihm hineinschlüpfte. Die Thüre fiel zu, der Kiegel wurde vorgeschoben, und neue Angst bemächtigte sich Gertruds, indem sie sich entsam, von einem überberufenen Hausierer gehört zu haben, mit welchem Kneifel in geheimnisvollem Verkehr stehen sollte. Von Schreckbildern gefoltert, schlich sie nach dem Hause hinüber, und in der Hoffnung, wenigstens die Art der zwischen den beiden Männern waltenden Beziehungen kennen zu lernen, stellte sie sich neben dem Fenster auf. Aus der Deutlichkeit, mit welcher die Worte, wenn auch gedämpft, zu ihr herausdrangen, ergab sich, daß die beiden Genossen vor dem Tisch Platz genommen hatten.

„Ich wähle das Bot,“ hieß es da leichtfertig in dem Augenblick, in welchem Gertrud ihr Ohr der Fensterlade näherte, „einesteils um die Beförderung meiner Bürde zu erleichtern, dann aber auch, um spurlos von hier verschwinden zu können. Ich gedachte dabei Ihrer lächerlichen Vorliebe für Heimlichkeit.“

„Gut, ganz gut,“ verjeste Kneifel eifrig, „doch zunächst: haben Sie das Silber in Gold umgesetzt?“
„Sicher!“ lautete die Antwort; „drei Zwanzigdollarsstücke löste ich ein, wie sie nie vollgewichtiger aus der Münze hervorgingen.“

„Gott sei Dank! Und die Zinsen von Morgan — vierzig Dollars müssen es sein.“

„Auch die trage ich bei mir. Morgan ist ein pünktlicher Bahler — Sie müssen übrigens schon einen ansehnlichen Haufen Gold im Hause haben —“

„Nichts, nichts,“ fiel Kneifel ein, „hier wäre es mir nicht sicher genug.“

„Gehen Sie doch,“ unterbrach die fremde Stimme ihn mit einem Lachen, welches Gertrud unheimlich anwehte, „Sie sind nicht der Mann dazu, Ihren Reichtum anderen Händen anzuvertrauen; was ich Ihnen in den letzten Jahren zutrug, muß allein schon an die zweitausend Dollars betragen.“

„Wofür Sie bezahlt wurden, oder Sie hätten die Hände davongelassen,“ ächzte Kneifel förmlich. Mehr hörte Gertrud nicht. Namenlose Angst hatte sich ihrer bemächtigt. Bilder tauchten in ihrer regsamen Phantasie auf, die sie mit Entsetzen erfüllten. Im Bewußtsein ihrer Ohnmacht sehnte sie sich nach Hilfe, nach Beistand, und durchdringen von solchen Empfindungen, schlich sie von dem Hause fort. Dann aber eilte sie der Ansiedelung zu, so schnell ihre Füße sie zu tragen vermochten. In wenigen Minuten gelangte sie über die kable Fläche; in noch kürzerer Zeit an den Gehöften und Häusern vorbei, bis Hamlocks Heimstätte endlich vor ihr lag. Anstatt durch die Hausthüre einzutreten, klopfte sie ans Fenster, diese Bewegung mit einem dringlichen Ruf begleitend. Gleich darauf befand James sich an ihrer Seite, und ohne den nachdrängenden erschrockenen Hausgenossen ein Wort der Auskunft zu erteilen, zog sie ihn mit sich fort. „Es geht Unheimliches zu Hause vor,“ raunte sie ihm beinahe atemlos zu; „der Dunkel und ein anderer — ich glaube der Hausierer — haben sich eingeschlossen — sie reden von Geld — meine Angst mag ungerechtfertigt sein, allein

ich konnte nicht anders — ich mußte jemand in der Nähe wissen, sollte ich nicht vor Entsetzen vergehen.“

„Gott segne Sie für Ihr Vertrauen,“ antwortete James aus übervollem Herzen. Das waren die einzigen Worte, die zwischen ihnen gewechselt wurden, und ihre Schritte beschleunigend, gelangten sie binnen kürzester Frist nach dem abgelegenen Hause, wo sie sich ungefümt vor dem Fenster aufstellten und unter äußerster Anspannung ihrer Sinne hineinschahten.

Die beiden Männer saßen noch immer vor dem Tisch. Helles Klirren und einzelne abgebrochene Worte verrieten, daß der Hausierer das mitgebrachte Geld aufzählte.

„Das wäre das Ganze, und das Mädchen mag jetzt kommen,“ sprach er endlich mit eigentümlich gepreßter Stimme, daß es Gertrud eiskalt überrieselte, James dagegen beide Fäuste behutsam auf die Fensterlade legte, „ja, das Ganze bis auf den letzten Cent, und ich wiederhole, hängen will ich, wenn zur Zeit nicht an die dreißigtausend Dollars in Ihrem Bau lagern.“

Aus dem Schweigen, welches nunmehr folgte, ging hervor, daß Kneifel den Hausierer mit plötzlich erwachtem Argwohn anstarrte.

„Sie wollen in meinem Hause besser Bescheid wissen, als ich selber?“ fragte er nach einer Pause mit unsicherer Stimme.

„Das nicht,“ antwortete der Hausierer, und er lachte häßlich erzwungen, „aber ich möchte Ihnen anraten, mir das Geld anzuvertrauen, daß ich es da unterbringe, wo es Ihnen sichere Zinsen einträgt —“

„Ist schon geschehen, ist schon geschehen,“ fiel Kneifel überstürzt ein, „wie würde ich wohl so viel Geld unter meinem morschen Dach dulden.“

„Ich möchte nicht danach suchen, Herr Kneifel.“

„Suchen Sie, suchen Sie, wenn's Ihnen Freude bereitet.“

„Auch in Ihrer Bettlade, auf der Stelle, wo Sie Ihr Haupt niederzulegen gewohnt sind?“ verjeste der Hausierer höhnisch, und das Schurren eines Stuhles verriet, daß er sich erhob.

„Bleiben Sie sitzen,“ rief Kneifel nunmehr kreischend aus, „alles Lüge — kein Cent —“

Ein dumpfer Schlag folgte, begleitet von einem halb-erstickten, seufzerähnlichen Klageruf.

„Dunkel! Dunkel, ich bin hier!“ schrie Gertrud auf dem Gipfel ihres Grauens. Gleichzeitig flogen Fensterlade und Fenster vor der unübersteßlichen Gewalt, mit welcher James sich gegen dieselben warf, krachend und klirrend nach innen, in ihrem Falle die Lampe umstürzend und verlöschend. In der nächsten Sekunde knirschten Kiegel und Schloß. Weit auf flog die Thüre. Ein Mann stürzte ins Freie hinaus und gerade in die Arme des jungen Hamlock, um von diesem zu Boden geworfen zu werden. Dann noch eine kurze Anstrengung und James kniete auf seinem Gegner, mit der rechten Faust dessen Gesicht fest auf den Erdboden pressend. „Miß Gertrud!“ rief er der verzweiflungsvoll Jammernden zu, während sein Gefangener ächzend und fluchend sich von seinem Griffe zu befreien trachtete, „fassen Sie sich. Keine Minute ist zu verlieren — andere Schurken mögen in der Nachbarschaft lauern — eilen Sie, eilen Sie nach Hilfe — ich halte ihn bis Leute heran sind“ — und davon flog das entsetzte Mädchen, als ob seine Sehnen aus Stahl gewebt gewesen wären. Bald darauf tönte der Hilferuf herüber, mit welchem Gertrud die Bewohner der Ansiedelung aus ihrer abendlichen Ruhe aufstörte. Bevor aber die ersten die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten,

befand Gertrud sich wieder im Hause, wo sie zunächst durch heftiges Schüren das Kaminfeuer zum Aufblitzen brachte. Die Männer, unter diesen der alte Hamlock, waren unterdessen eingetroffen und beschäftigten sich eifrig damit, den Haufierer zu fesseln, als durchdringendes Aufstammern einen Teil derselben in die Stätte hineinrief. Ihr erster Blick fiel auf Gertrud, die verzweiflungsvoll die Hände rang; dann kehrten sie sich Kneifel zu, der blutüberströmte neben dem Tisch auf der Erde lag. Neben ihm lag ein kurzes Veil. Die klaffende Wunde auf seiner Stirn zeugte für die Gewalt, mit welcher der Mörder ihn getroffen hatte. Und dennoch gab er Lebenszeichen von sich. Hatte man sich vorher nie mit ihm befreunden können, so überboten die Nachbarn sich jetzt gegenseitig, zumal angesichts des entsetzten Mädchens, ihn auf Gertruds Lager zu betten und ihm die erste Hilfe angedeihen zu lassen. Dann entfernten sie sich mit dem Verbrecher, um ihn auf der Posthalterei in sichern Gewahrsam zu bringen und umgestäumt einen Wagen nach dem nächsten, vier Stunden Wegs entfernten Arzt zu schicken. Als Wache und um Gertrud bei der Pflege zu unterstützen, blieben der junge Hamlock und dessen herbeigerufene Schwester zurück. Kneifel lag bewußtlos, atmete aber leise, die erste matte Hoffnung auf seine Rettung während.

Es war am vierten Tage um die Mittagszeit und in der Ansiedelung lebte man noch in der vollen Aufregung über das furchtbare Ereignis, als Kneifel die Augen aufschlug und mit zurückkehrendem Bewußtsein um einen Trunk bat. Sein erster blöder Blick fiel auf den jungen Hamlock, der ihm zu Füßen saß. Neben ihm zu Häupten befand sich Gertrud. Nachdem er getrunken hatte, sann er eine Weile nach, worauf er in die Worte ausbrach: „Das war fürchterlich. Wer hätte das von ihm geglaubt!“

„Es ist alles besser abgelaufen, als wir glaubten hoffen zu dürfen,“ antwortete James beruhigend, „meinte der Arzt doch gestern, Sie würden es sicher überleben.“

„Was soll ich noch auf der Welt, nachdem ich um alle Ersparnisse meines Lebens gebracht wurde,“ stöhnte Kneifel zernüchert.

„Um nichts sind Sie gebracht worden,“ versetzte Gertrud nunmehr ebenfalls beschwichtigend, „hier unser Freund traf gerade zur rechten Zeit ein. Nicht nur Ihr Leben rettete er, sondern auch Ihr Eigentum.“

„Nachdem Miß Gertrud mich gerufen hatte,“ fügte James treuherzig hinzu, „ohne ihre Klugheit und Eile sollte es mir schwer geworden sein.“

Kneifel starrte ungläubig ins Leere. Furcht und Hoffnung rangen auf seinem abgekehrten Gesicht Mitleid erregend miteinander. Erst nachdem Gertrud auf sein Geheiß den bis dahin unberührt gebliebenen Kasten aus seinem Versteck herbeigeht und er einen Blick in denselben geworfen hatte, beruhigte er sich so weit, um auch andern Dingen seine Aufmerksamkeit zuwenden zu können. Mit ängstlicher Spannung lauschte er, als Gertrud auf seine Frage den ganzen Vorgang des graufigen Ereignisses schilderte; dann meinte er, seltsam verlegen zu James gewendet: „Sie scheuten nicht, sich in die Pflege mit dem Mädchen zu teilen? Und Ihr Vater? Was sagte der zu Ihrem Thun?“

„Der?“ antwortete James lachend, „der hat manche Stunde selber hier gefessen.“

„Neben seinem erbittertesten Feinde?“

„Wir zu Hause kennen überhaupt keine Feindschaften.“

„Aber der Mörder — er wird mir fernerhin nach dem Leben trachten.“

„Der trachtet keinem mehr nach dem Leben. Er

wurde fortgebracht, und bevor viele Tage vergehen, empfängt er den Lohn für seine Missethaten.“

Zu diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und herein schritt James' Schwester. Neben sich trug sie einen Korb mit Speisen für Gertrud und den Verwundeten. Beim Anblick des zum Bewußtsein Gelangten erröthete sie vor Freude. „Du sollst nach Hause zum Essen kommen, lassen dir Vater und Mutter sagen,“ kehrte sie sich dem Bruder zu, „ich selbst werde so lange hier bleiben.“

James erhob sich, reichte zuerst Kneifel, dann Gertrud die Hand und verließ das Gemach auf den Fußspitzen.

Kneifel sann wieder nach, bevor er, wie gegen Müdigkeit antäufelnd, klagend bemerkte: „Kaum habe ich meine Gedanken ein wenig gesammelt, so bedrohen mich neue Sorgen. Überstehe ich den Schlag wirklich, so bleibe ich unfähig zur Arbeit.“

„Sie brauchen überhaupt nicht mehr zu arbeiten,“ erklärte Gertrud tröstlich, und um ihre blühenden Lippen spielte jenes süße, sünnige Lächeln, welches Kneifel täglich an ihr pries, „vielleicht heirate ich dennoch zu seiner Zeit; dann mag Ihre Arbeit mir zufallen.“

„Das wäre ein rechter Segen für uns beide,“ versetzte Kneifel eintönig, anscheinend teilnahmslos, und etwas wärmer fügte er hinzu: „aber auch für denjenigen, auf welchen deine Wahl fällt. Wächstest du einen rechtschaffenen Mann finden, der deiner auch wert ist, schon allein um deiner Augen willen!“

„Kommt Zeit, kommt Rat,“ versetzte Gertrud mit einem wunderbaren Blick über den Leidenden hinweg, „zunächst genießen Sie etwas. Nachher ruben sie weiter. Aller peinlichen Betrachtungen sollen Sie sich entschlagen; so riet der Arzt gestern bei seinem Scheiden.“ Und wie sie sagte, so geschah es. Aufmerksam bedient von den beiden freundlichen Gestalten, beschlich ihn sichtbar ein Gefühl des Behagens. Demselben nachgebend, entschlief er bald.

Der Abend war nicht mehr fern, als James wieder eintraf. Gertrud, die ihn kommen hörte, ging ihm bis vor die Thüre hinaus entgegen. Beim Anblick des stattlichen jungen Mannes mit dem kraftvollen Bau eines Hünen und dem redlichen Gemüt eines Kindes erglühete ihr liebliches Antlitz im zauberischen Purpur verschämter Jungfräulichkeit.

„James,“ redete sie ihn zum erstenmal mit diesem Namen an, und ihre Stimme bebte leise, „Sie haben Ihr Versprechen getreulich gehalten. Mit keiner Miene erinnerten Sie mich an das zwischen uns schwebende Geheimnis. Jetzt will auch ich mein Wort mit freiem, frohem Gewissen einlösen.“ Sie senkte tief auf. Ihre Furcht vor James drohte wieder in den Vordergrund zu treten; doch nur einige Sekunden, und seine erwartungsvoll schauenden Augen ängstlich suchend, sprach sie in innigem Tone: „Ja, James, änderten Sie Ihren Sinn nicht, so bin ich freudig bereit, Ihre Frau zu werden, wann immer Sie den Tag bestimmen.“ Sie entdeckte, daß Bestürzung und namenloses Entzücken ihm die Sprache raubten, ihn gleichsam versteinerten. Sie hörte, wie seinen Lippen sich flüsternd entwand: „Mein Gott, mein Gott — ich kann an so viel Glück nicht glauben,“ dann legte sie unter andringenden Thränen ihre Hände auf seine rauhen gebräunten Wangen, und das Haupt des wie in Verzückung willenlos nachgebenden zu sich niederziehend, küßte sie ihn auf den Mund. „Glauben Sie es noch nicht?“ fragte sie mit vor Innigkeit und Hingebung gedämpfter Stimme, und wie seine Blicke jetzt noch mehr fürchtend, denn je zuvor, barg

sie, von seinen Armen umschlungen, ihr Antlitz an seiner breiten Brust.

Als sie ein wenig später eintraten, lag Kneifel mit offenen Augen da. Schnell feste Gertrud sich zu ihm, und seine hagere Hand ergreifend, erklärte sie mit ihrem süßesten Lächeln, welches ihn wie ein Gruß aus fernem Tagen milde anwehte: „Der Mann wäre gefunden. Es bedarf nur Ihrer Zustimmung, um uns alle zu beglücken.“

Wie ihre Worte nicht vernehmend, blickte Kneifel zu ihr auf. Erst als Gertrud James neben sich hinzog und dieser in seiner offenen ehrlichen Weise in aller Form um sie anhielt, tagte es in seinem Geiste. Thränen der Wehmut und niegekannter Freude drangen in seine Augen, indem er die Hände der beiden jungen Leute ergriß. Es schmolz dahin die letzte Spur der ehernen Rinde, welche sich im Laufe der Jahre um sein Herz gelegt hatte. „Gertrud,“ lächelte er, vor tiefer Bewegung kaum vernehmbar, „deine Mutter — ich habe sie sehr, sehr geliebt. Was ich einst hoffte, sollte sich nicht erfüllen. Ich klage jetzt nicht mehr. Ich will glauben, ihr treuer Geist habe dich zu mir geleitet, auf daß ich noch einmal in ihre eigenen Augen schauen, an ihrem zauberischen Lächeln mich erfreuen soll. Sei mir daher gesegnet viel tausendmal, du geliebtes Kind, und auch du, Freund James, die ihr beide mich doppelt dem Leben zurückgegeben habt. Alle Schatten sind gewichen; möchte ich mich nur noch ein wenig an eurem Glück weiden dürfen. Hier steht der Kasten mit meinen Erbsparnissen. Nehmt ihn, nehmt ihn. Alles gehört euch — sorgt, daß ihr bald unter eurer eignen Dach kommt aber nicht zu weit von dem meinigen hier — ich muß euch nahe wissen Tag und Nacht. Was ich versäumte, ihr sollt es nachholen: pflanzt Bäume und Sträucher, säet auch Blumen an — ich will euch alle nennen, die von der armen Marie mit Vorliebe gepflegt wurden“ — hier übermannte ihn Erschöpfung. Er schloß die Augen zum kräftigenden Schlaf. Hand in Hand saßen neben ihm James und Gertrud. Aufmerksam überwachten sie seine tiefen, Heilung verheißenden Atemsüge. Die lautlose Stille ringsum veranlaßte sie, nach James' Schwester sich umzuschauen. Sie war verschwunden. Geräuschlos war sie hinausgeschlichen. Was sie eben sah und hörte, war zu viel für sie gewesen, um es lange für sich behalten zu können. Flüchtigem Aufses hatte sie sich auf den Heimweg begeben, um den Eltern eine Freundenkunde zuzutragen.

Weihnachten in der Fremde.

(Zum Bild vorn im Kalender.)

1.

O Wanderlust zur Frühlingszeit!
Was giebt es Schöneres auf der Welt?
Doch wenn's in dichten Flocken schneit,
Schweift keiner gern durch Wald und Feld.

Im fernem Norden steht ein Haus,
Es blickt ein altes Mütterlein
Starr in den winterlichen Graus:
„Mein armer Sohn, wo mag er sein?“

Sei mir gegrüßt vieltausendmal,
Du liebe gute Mutter du,
Gegrüßt, mein fernes Heimatthal!
O nur in dir wohnt Glück und Ruh.

Horch, Glockenklang vom Dorfe dort!
Sie läuten ein das Weihnachtsfest —
Wo find' ich einen stillen Ort,
Wo man mich träumen — weinen läßt?

2.

Willkommen, müder Wandersmann!
Hier setze dich und ruhe aus.
Der grimme Ost pfeift durch den Tann,
Doch warm und freundlich ist mein Haus.

Am Weihnachtsabend auf der Fahrt?
Du hast wohl keine Heimat mehr?
Noch eine Mutter? O da ward
Die Trennung dir wohl bitter-schwer.

Doch sieh im Nebenzimmer dort
Den grünen Baum im Lichterleid!
Auch dir erstrahlt er! Jeder Ort
Wird Heimat so zur Weihnachtszeit.

Nimm hier den Teller wohlgefüllt,
An deine Kindheit mahn' er dich!
Und nun das Aug' nicht mehr verhüllt:
Gott will, daß jeder freue sich.

Die Heimkehr wird dir einst besichert,
Vielleicht im nächsten Jahre schon.
Dann pflegt zum Fest am trauten Herd
Die Mutter ihren lieben Sohn.

Ein Frack.

Humoreske von Robert Münchgesang.



er alte Herbit
sah zum
Fenster hin-
aus. Rechts
hinauf lief
die Dorf-
gasse, gerade
vorn aber
konnte er
die breiten
Feldflächen
sehen, die
sich bis an
den Hügel-
rand aus-
dehnten.
Vor dem
Hügel her
aber floß
ein weiden-
umsäumter
Bach und
hinter ihm

begann der köstliche, duftige Wald, über dem man in der Ferne den freundlichen Inselfsberg, die schönste Kluppe des Thüringergewaldes, sehen konnte. Der alte reiche Hofbesitzer konnte sich in Wahrheit keinen herrlicheren Anblick wünschen; allein heute sah er nichts von Wiese und Feld, Wald und Berg, grünlich paffte er aus seiner kurzen Pfeife, zornig rücte er die Kluppe, und was er sprach, war — Schreden.

„Ein schönes Geschäft,“ rief er dem Sohne zu, der am Ofen lehnte, „sie hat nichts, kriegt nichts und fest sich, mir nichts, dir nichts, in den ersten Hof im Dorfe.“
„Sie ist gut und wirtschaftlich!“ entgegnete Hermann.
„Das versteht sich von selbst,“ rief jener dagegen, „sie müßte sich ja sonst vor ihresgleichen schämen. Hat auch wohl ein hübsches Gesicht, nicht? Verstehst

ihr Weißwarengeschäft nicht übel? Spielt Klavier und — Gott, was weiter! Mir bringst du sie nicht ins Haus! Solch eine arme Stadtjüngfer erlegt dir deine Mutter nicht auf dem Hofe. Sprich mir nicht wieder davon, ich will sie nicht sehen, ich habe genug davon."

So schalt der alte reiche Zerbst und paffte aus seiner kurzen Pfeife weiter in die wunderschöne Landschaft hinein.

Hermann aber ging trübselig hinaus, um nach seinen Vierden zu sehen. Da standen sie, vier Stück Rotfische mit glänzenden Schenkeln, in dem saubern geräumigen Stalle. Gegenüber hatte die Verwalterin ihr Reich bei achtzehn kräftigen Kindern, von denen ein Stück gesünder ausah als das andere. Jetzt kamen sie gerade von der Weide in den geräumigen Hof, wo sich das muntere Hühnervolk zwischen Enten, Tauben und Pfauen tummelte. Hermann aber schlich betrübt weiter in den schönen Obstgarten, wo unendlich viel Obst unter den Bäumen lag und noch weit mehr darauf sah; er schritt durch den Gemüsegarten, wo ihm die geschäftigen Bienen entgegensummten — denn der alte Zerbst war ein berühmter Züchter —, er ging weiter in die Felder, wo die neuen Aussaaten schon unter dem Boden lagen, während andere noch der Ernte harreten. Er ging gemächlich eine halbe Stunde entlang in tiefen Gedanken in seinem Eigentum. Ja, dies alles war sein, des einzigen Sohnes Eigentum, wenn der Vater ihm die Erbschaft ließ. Aber daran dachte Hermann nicht, seine Gedanken waren bei dem hübschen Blondinchen in der Residenz, der Tochter des verstorbenen Gutsinspektors im Nachbarorte, die mit ihrer Tante ein Weißwarengeschäft angefangen hatte. Ja, hätte sie ein Rittergut, oder ein Bauerngut, dachte Hermann, so wär' den Herbst die Hochzeit, aber so — folgerte er wehmützig — werd' ich wohl mutterseleneallein durch die Welt hagestolzen müssen, denn eine andre nehm' ich nicht.

"Denn eine andre nehm' ich nicht," rief er entschlossen laut aus und schwang eine Gerte, die er unterwegs abgebrochen hatte, „nun und nimmermehr!"

Während dessen lag der alte Bauer noch immer am Fenster und paffte hinaus, wie eine gezogene Kanone aus der Schießhart, und der Großknecht, der sich auf die Witterung verstand, rannte dem Käser zu: „Du, wo is de Alte böß!" und nahm sich wohl inacht, in den Bereich des gefährlichen Geschützes zu kommen.

Aber warum wird der grimme Mann auf einmal so liebenswürdig? Er lacht mit einem Herrn auf der Straße, der eben daher gekommen ist, als ob nichts vorgefallen sei. Jetzt holt er den Fremden herein, die Stühle rücken, die Gläser klappern: „Gewiß und wahrhaftig," sagt der Großknecht zum Käser, „do is der Herr Amtmann rinne kumme!"

Das war der Herr Amtmann. Der Herr Amtmann läßt sich's nicht nehmen, gelegentlich einmal bei den Notabeln von Wdisleben vorzusprechen. Bald ist das Gespräch im Gange, über den Kirchenbau in Wursten, über die Klauensteuer in Krippstedt, über Hundesteuer und Viehversicherung und das nächste landwirtschaftliche Fest.

„Aber, lieber Zerbst, wissen Sie denn das Allerneueste?" fragte der Amtmann.

„Meinen Sie über die Pastorenwahl in Topfbad oder über den Einbruchdiebstahl in Sackhausen?"

„Nein, von viel höherer Wichtigkeit —"

„Ach so, meinen wohl über den neuen Zuchstier —"

„Bewahre, behüte," meinte lächelnd der Amtmann,

„es betrifft ja unsern gnädigen Herzog, der in vier Wochen die silberne Hochzeit feiert."

„Wie, was?" schrie Zerbst, „unsere Durchlaucht feiert die silberne Hochzeit? Da muß alles feiern, das gan'c Land muß feiern und Wdisleben muß mit dem besten Beispiel vorangehen."

„Die gesamte Bauerschaft muß in ihren Vertretern gratulieren," meinte der Amtmann.

„Gewiß muß sie das. Wir müssen mit Musik vors Schloß ziehen."

„Sie machen doch auch mit, Herr Zerbst?"

„Wer? Ich? Natürlich. Waren wir, Nachbar Vollmer und ich, damals nicht die einzigen aus Wdisleben, die mit der Gemeindefahne der Prinzeß entgegengeritten sind? Wie vergeht doch die Zeit! Nun sind's also schon 25 Jahre, da kam uns der Zug am Weissenstein entgegen. Wir waren zweihundert Mann, alle beritten. Und hinter uns kam der Herzog in der Staatskutsche. Keiner aus der Stadt war dabei, und ich sage Ihnen, Herr Amtmann, da hat unsere Herzogin vor unserer Bauerschaft Respekt bekommen."

„Sie hatten damals das Kommando, war's nicht so?" fragte der Amtmann.

„Das hatte ich," erwiderte stolz der Alte, „und hab' auch kommandiert wie ein General. Zuerst ließ ich alle im Halbkreis aufstellen, ritt an die Kutsche heran, zog den Hut und —"

„Dann hielten Sie die Anrede?"

„Das hatte ich vor, aber faum habe ich angefangen: »Gnädigste Hoheit! Ich an der Spitze von 200 Mann —«, da schwingt der Vollmer, der die Zeit sein Lebtag nicht erwarten konnte, den Hut und schreit Hurra. Alles ruft nun gleichfalls Hurra, denken Sie, Herr Amtmann, 200 Mann Hurra! Die ganze Rede fiel ins Wasser."

Nach einigen hitern Wechselreden ging der Amtmann seines Weges. —

Vier Wochen darauf ging es in der Residenz hoch her. Land und Stadt hatte gratuliert und die berittene Bauerschaft hatte sich nicht wenig ausgezeichnet. Dafür waren die biedern Landleute alle zum Abend eingeladen. Punkt 7 Uhr sollten sie sich einfinden und zwar im Frack mit weißer Binde. So hatte es der Oberhofmeister angeordnet. Der böse Oberhofmeister! Dachte er auch wohl daran, daß der Frack dem Landmann ein unbegreifliches Kleidungsstück ist? Aber, was war zu thun? Die biedern und erfreuten Landleute gingen also zu Freunden und Bekannten in der Residenz, um den schloßlosen Rock zu leihen.

Und so finden wir auch den alten Zerbst in den Straßen der Metropole. „Mir soll's nicht schwer halten," meinte er zuversichtlich, „ich gebe zu unserem früheren Pastor, der hier Hofprediger geworden ist. Der ist von meiner Größe und gefällig dazu."

Er ging zum Herrn Pastor. Der leutselige Herr war in guter Stimmung, denn Durchlaucht hatte ihn bei der Gratulation huldvollst angesprochen, sich auch nach seiner Familie anständig zu erkundigen gerührt.

„Meinen Frack will ich Ihnen gerne leihen, lieber Zerbst," sprach er, „er wird Ihnen schon passen."

„Deinen Frack? Meinst du deinen Frack, lieber Mann?" fuhr da die Frau Pastor dazwischen, „den habe ich bereits an den Herrn Vollmer verliehen. Bedauere sehr, Herr Zerbst, Sie kommen zu spät."

„Schade, schade," meinte Hochbehrwürden, „Sie kommen in diesem Falle zu spät. Aber unser Nachbar, der Schneidermeister Griebben, wird Ihnen gewiß aushelfen. Er ist ein christlicher Mann."

Zerbst ging flugs zum Schneider Griebchen, brachte seine Not an und klapperte mit seiner goldenen Uhrkette.

„Es kommt mir auf ein paar Groschen Leihgeld nicht an,“ sagte er, „ich bin der Zerbst aus Udisleben.“

„Ja, lieber Herr, guter Herr,“ sagte das Schneiderlein, „herzlich gerne würde ich Ihnen wohl helfen, aber wissen Sie, Fräde macht unsereiner nicht auf Lager, immer nur auf Bestellung, lieber Herr. Sind schon mehrere Herren dagewesen, ich habe keinem helfen können. Haben Sie nicht Zeit bis andere Woche, Freitag oder Sonnabend?“

„Nein, nein,“ rief Zerbst, „heute, um 7 Uhr, punkt 7 Uhr muß ich ihn haben. Können Sie mir bis dahin geschwind einen machen?“

Mein Sohn hat bald Hochzeit, dachte er, da könnte er ihn schon gebrauchen.

„Einen Frack jetzt machen? Jetzt? Bis 7 Uhr? Lieber Herr, das geht nicht. Wenn Sie nur vorgestern gekommen wären, oder gestern, nein, lieber Herr, es geht nicht.“

„Aber“ — das Schneiderlein überlegte, „hier im Hause, gerade über mir, wohnt der Rechtsanwalt Prosen, dem hab' ich erst vor kurzem einen Frack gemacht fürs Gericht, der verleiht ihn wohl. Berufen Sie sich nur auf mich, lieber Herr, er wird's wohl thun.“

„Da will ich hingehen,“ meinte Zerbst, „von Pontius zu Pilatus, aber was kann's helfen?“

Der Herr Rechtsanwalt saß gerade über Alten und war sehr beschäftigt, als das Dienstmädchen Herrn Gutsbesitzer Zerbst aus Udisleben meldete.

„Aha,“ dachte der Herr Prosen, „da blüht mein Weizen. Gewiß hat der Bauer einen nachhaften Erbschaftsprozess oder so etwas. Soll eintreten!“

Er vertiefte sich wiederum in seine Akten und ließ den guten Zerbst, der währenddessen eingetreten war, eine Weile stehen. Aber der dachte: Not kennt kein Gebot, im Aufschub liegt Verderben, gleich ist es 7 Uhr —

„Herr Doktor,“ begann er.

„Rechtsanwalt Prosen, bitt' ich,“ erwiderte dieser, stand auf und maß den Alten von oben bis unten.

„Herr Rechtsanwalt Prosen,“ fuhr Zerbst fort, „ich sehe, Sie sind so ziemlich von meiner Größe —“

„Länge und Breite, wollten Sie sagen,“ entgegnete der Herr Rechtsanwalt.

„Das wollt' ich sagen,“ meinte Zerbst, wurde aber dabei außerordentlich verlegen.

„Und was wollten Sie weiter sagen?“ fragte jener.

„Bloß bitten wollt' ich,“ stotterte Zerbst.

„Bitten Sie,“ sagte der Herr Rechtsanwalt etwas schneidig.

„Der Herr Schneidermeister Griebchen hat mich zu Ihnen geschickt —“

„Der Schneider Griebchen?“

„Und läßt Sie schön grüßen —“

„Grüßen?“

„Ob Sie wohl so freundlich wären —“

„Und?“

„Und borgten mir Ihren Frack, den Sie zum Gericht anziehen. Ich hab' ihn sehr nötig, denn —“

„Was?! Wie?!“ donnerte jetzt Herr Prosen.

„Entsetzlich! Meinen Frack! Und das mutet mir der Schneider zu! Unerbört! Unerbört! Hochgradige Verbalinjurie! Infam! Empörend! Mit der ganzen Strenge des Gesetzes will ich gegen diesen Frevel einschreiten!“

Er griff zu Tinte und Feder.

„Setzen Sie sich! Wie heißen Sie?“ schnauzte er den verblüfften Alten an.

„Ich bin der Zerbst aus Udisleben.“

„Geboren!“

„Se nun, Martini 1804, — wollten Sie die Güte haben —“

„Sind Sie schon vorbestraft?“ fragte Herr Prosen weiter, etwas sehr schnauzig.

„Ach herrje,“ rief da Zerbst, „Sie wollen mich wohl gar zu Protokoll nehmen? Nichts für ungut — da will ich doch lieber —“

Er griff nach Stock und Hut und eilte hinaus.

„Bleiben Sie! Bleiben Sie!“ schrie Prosen ihm nach, „Sie sind der Hauptbelastungszeuge, ich muß Sie vernehmen!“

Aber der Alte war schon glücklich unten und lief durch einige Straßen wie ein verfolgter Verbrecher. Oben wollte er in eine Winkelgasse einbiegen, paß! da rannte er mit einem Entgegenkommenden etwas unsanft zusammen.

„Nu heeren Se,“ rief dieser ihn an, „das is doch keine Manier nich, daß mer in der Dunkelheit de Peite ibern Haufen wirft. Da sieht mer sich doch e bißchen vor! Ich bin nämlich der Polizeiarischtant, mei Kutster!“

Mit Schrecken sah jetzt Zerbst, daß er die wohlblühhliche Ortspolizei der Residenz, den Schrecken der Straßengugend, höchst respektwidrig auf die Seite geschoben hatte.

„Bitt' tausendmal um Vergebung,“ keuchte er hervor, „ich bin der Zerbst aus Udisleben!“

„Nu ja,“ antwortete die beleidigte Autorität, „so e Benehmen mag wohl in Udisleben Mode sein, aber hier in der fürchtlichen Residenz, wo der Herzog wohnt, paßt sich das ein for allemal nich. Verstanden?“

„Lieber Freund,“ erwiderte der Grängstigte, „den Herzog muß ich heute abend noch besuchen. Ich bin ja eingeladen auf 7 Uhr und bin auf der Suche nach einem Frack. Einen Frack! lieber Herr, hier ist ein Thaler, Sie kernen ja die Peute, verschaffen Sie mir einen Frack und den Thaler sollen Sie ehrlich verdient haben. Verschaffen Sie mir einen Frack!“

Diese mit wahrer Verzweiflung gesprochenen Worte befähigten den strengen Mann vollständig. Er steckte mit Würde den Thaler ein und sagte: „Ach so, Sie geheeren wohl zu der Bauerndepetation. Das hätten Se gleich sagen können. Nu, wissen Se was, en Frack giebt Sie da driben der Kaufmann Müller, und da will ich Sie schon einführen.“

Sie gingen zum Herrn Müller. Ein Spindelhagerer Mensch stand hinter dem Ladentisch. Seine mageren Hände klabten Tüten. Er schraubte beim Eintritt der beiden die Lampe ein wenig höher. „Womit kann ich dienen?“ redete er sie an und griff nach der Cigarrenliste.

„Lieber, bester Herr Müller,“ sagte Zerbst, „gleich schlägt es sieben, — ich bitte Sie recht schön um Ihren Frack.“

„Er muß auf das Schloß,“ ergänzte die Polizeimacht, „aber er hat keinen Frack nich, Herr Müller.“

„Recht gern,“ meinte Müller, „der hängt freilich seit Jahr und Tag oben im Spind, von meiner Verheiratung her, und ist nicht mehr nach der Mode.“

„Das thut nichts,“ meinte Zerbst erleichtert.

„Thut nisch, thut nisch,“ ergänzte die Polizei.

Das magere Männchen kroch die Treppe hinauf und kam bald mit dem Kleinod zurück.

„Nu müssen Se emol ausprobieren!“ sagte der Polizeifergeant.

Zerbst probierte. — Ratsch! Das Futter ging von-einander.

„Sachte, sachte!“ rief Müller.

„Also noch einmal!“ ächzte Zerbst.
 „Trrr! Das Futter hing in Fetzen herab.“
 „Schade!“ meinte Müller.
 „Ach, was liegt am Futter,“ meinte der Sergeant, „das sieht ja auch so kein Mensch. Wenn nur das Oberleder ganz ist.“
 „Es geht nicht,“ jammerte Zerbst, „der Rock ist viel zu eng.“
 „Ach, für das eine Mal wird das schonst gehen,“ tröstete der Polizeimann. „Warten Sie, da muß ich einmal helfen.“
 Bratsch! Trrr! Baff! Der Ärmel ging aus den Fugen. Verzweifelt legte Zerbst das geschändete Staatskleid des Herrn Müller auf den heringaduftenden Ladentisch.

„Mein schöner Frack!“ brummte Müller.
 „Schade, schade!“ meinte der Polizist.
 „Was fang ich an?“ klagte Zerbst. Während dessen schlug die große Marktuhr sieben Schläge, und zwar in so heimtückischer Schnelligkeit, daß dem armen Zerbst übel und weh wurde.
 Jetzt wird auf dem Schlosse geläutet, alle Notabeln von Udisleben und Umgegend werden sich versammeln, jeder im Frack, und ich — o es ist zum Verzweifeln, zum Verzweifeln, zum Verzweifeln!“

Zerbst schrie es und stürzte aus dem Hause, während das entmenschte Paar in Gelächter ausbrach.
 In den Straßen war es bereits stockfinster, aber das Schloß war festlich erleuchtet. Viele Residenzler gingen befrachtet nach dem Festorte, Zerbst zog mechanisch hinterher.

Was thun? fragte er sich. Nach Hause reiten wäre schließlich das Beste. Es ist 7 Uhr, um 8 Uhr komme ich zum Abendessen eben recht. Sie werden sich wundern, daß ich schon so früh heimreite. Aber ich will sie alle ausladen und mit Hermann eine Flasche Vob-bier ausstechen. Aber, der Spott hinterher! In Rom gewesen und den Papst nicht gesehen! werden sie sagen. Der Volkmer wird sich ins Häutchen lachen, der Pastor schüttelt den Kopf; der Amtmann zuckt die Achseln.
 Sage ich, ich bin krank geworden. — Nein, das geht nicht, der Pastor verrät mich, der Polizeimann verrät, der Müller bezugt's. Ich muß hin! Ich muß hin! Es koste, was es wolle. — „Einen Frack! Einen Frack! Mein Königreich für'n Frack!“
 O du unglückseliges Kleidungsstück! Dein Name ist Schifane. Wohl magst du dich brüsten, vielvermögende Schenkel zu umflattern. Dich begehrt die Etikette, dich

heißt der feine Ton. Du verbirgst die Noten des Diplomaten wie das Billet doux der Ballkönigin. In deinem Schuße schwißt der Herr Kandidat, in dir flucht der Herr Oberkellner. Fracklos gehen die meisten durch die Welt. Fracklos trabte auch der alte reiche Zerbst dem Schlosse zu.
 „Zehn Thaler gebe ich,“ meinte er für sich, „die Ehre ist auch 20 wert, mit 30 ist sie noch nicht zu teuer bezahlt. So etwas passiert mir alten Knaben nicht wieder, bei Hofe eingeladen zu werden. O was sind schließlich 50, 100 Thaler. Ich habe Geld genug. Ja, 100 Thaler gebe ich gerne, das thäte ich, bloß der Ehre wegen. Aber die Schande hinterher! Die ist tausend Thaler wert! Mein ganzes Leben werd' ich die Sticheleien anhören müssen. O ich kenne die Udislebener. Da ist der, werden sie sagen, der mit langer Nase abziehen mußte, weil er kein hochzeitliches Kleid anhatte.“ Tausend Thaler, was sage ich? Die Schande ist viel, viel teurer. O die Blamage, der Schimpf! Was thu' ich? Ich gehe von Haus zu Haus, von Thür' zu Thür' wie ein Handwerksbursch, und hier — er hielt vor einem kleinen Kaufladen an, in dem er Licht sah — „hier mache ich den Anfang.“
 Ein junges Mädchen stand hinter dem Ladentisch.
 „Verzeihen Sie, liebe Frau,“ begann Zerbst, „ich möchte gern Ihren Mann mal sprechen.“
 „Ich bin unverheiratet,“ entgegnete das Mädchen lächelnd, „kann ich Ihnen nicht auch dienen? Oder meine Tante? denn sonst ist niemand im Hause.“
 „Nein, danke,“ sagte Zerbst, „wenn Sie aber einen Mann gehabt hätten, oder Ihre Tante einen, so hätte mir der vielleicht einen Frack geliehen, den ich eben zum Hoffeste haben muß. Nichts für ungut, adieu!“
 „Wollen Sie sich noch ein wenig gedulden?“ erwiderte das Mädchen, „wir haben zwar keinen Mann im Hause, aber von meinem verstorbenen Vater hängt oben noch so ein Ding, und wenn ich Ihnen damit einen Gefallen thun kann —“
 „Blismädchen!“ schrie der Alte, „das könntest du?“
 Das Fräulein war längst die Treppe hinauf, rasch kam sie zurück, ein wohlgebürsteter Frack lag ihr auf dem Arme. Geschwind half sie dem Alten in das ungewohnte Kleidungsstück; das Futter blieb ganz, der Frack saß wie angegossen.
 Es ist nun wohl gewiß keine kleine Aufgabe gewesen, den Marcis oder gar die ungeschlachteten Nibelungen in den Frack zu bringen, aber alles das ist Kinder spiel



Der Ärmel ging aus den Fugen.

gegen die Mühlen, die der Zerbst aus Udisleben im Jahre 1864 zu diesem Zwecke gehabt hat, und keine ist wie diese gelungen.

„Mein Frachtmädchen! Mein rettender Engel!“ rief der überglückliche Bauer, „was war dein Vater?“

„Gutsinspektor,“ mein Herr.

„Sieh, das kann man merken, daß ein ehrlicher Mann darin gesteckt hat und nicht so ein verflörter Krimstramskrämer. Und eine prächtige Tochter hat er! Hier, mein Kind, ist meine Lörle. Behalte die als Pfand bis ich wiederkomme. Und nun gute Nacht, bis morgen!“

„Nein, nein,“ rief sie dagegen, „nehmen Sie Ihr Geld zurück. Ich glaub' Ihnen wohl so schon, daß Sie wiederkommen. Es hat auch damit keine Eile.“

Sie streckte ihm das Portemonnaie wieder zu. „Gut, mein Kind,“ rief der Alte,

„wir sprechen uns wieder.“

Und hochfelig ging er mit starken Schritten dem Schlosse zu.

Die fracklose, die schreckliche Zeit war vorüber.

Der Alte kam noch gerade recht. Und wie er am andern Mittag nach Hause zurückkehrte, denn er hatte im Gasthof übernachtet, da hätte ihn einer erzählen hören sollen! Durchlaucht hatte ihn sich extra vorstellen lassen und sich huldvollst mit ihm unterhalten.

„Das ist der Herr Gutsbesitzer Zerbst,“ hatte ein Rat geäußert, „der damals am Weissenstein Ihrer Hoheit die Devotion gebracht hat,“ und der Herzog hat ihm dafür noch besonders gedankt.

„Und wem habe ich das alles zu verdanken?“ rief Zerbst aus. „Dem netten, allerliebsten Mädchen in der Residenz. Sieh, Herrmann, das wäre eine für dich, die weiß mit alten Leuten umzugehen. Ein solch prächtiges Dien hat das Land nicht zweimal.“

„Wo wohnt sie?“ fragte Herrmann trocken.

„Am, gleich am Schloß, das fünfte Haus von der Ecke.“

„So!“ sagte Herrmann.

„So! So! So!“ brünstete der Alte auf, „nun weißt du wohl wieder alles besser. Wächstest wohl wieder das Mädchen verunglimpfen?“

„Nein, bewahre,“ sagte Herrmann ruhig, „aber über die haben wir schon vor vier Wochen geredet.“

Nach vierzehn Tagen hatte der Landbriefträger in Udisleben viel Arbeit. Haus für Haus gab er ein feines Couvert ab, in dessen Inneren die erstaunten Landleute lasen:

„Die Verlobung meines Sohnes Herrmann mit Fräulein Luise Merten, Tochter des weiland Guts-

inspektors Merten, Inhaberin eines Weißwarengeschäftes zu N. N., zeige ich hiermit ergebenst an. Udisleben. A. Zerbst, Gutsbesitzer.“

Vor Paris nichts Neues.

Am 13. März 1871 nachmittags 4 Uhr fuhr bei herrlichem Wetter der Sonderzug, welcher den Kaiser Wilhelm, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm und die Mehrzahl der zum Hauptquartier gehörenden Offiziere und Beamten aufgenommen hatte, in Berlin ein. Ehe die Wagen am Bahnhof sich ordneten, verging reichlich eine halbe Stunde: es war bestimmt, daß die sämtlichen Chefs der einzelnen Armeebehörden auch mit ihren Attemwagen am Einzug in die Stadt sich beteiligen sollten. Den Aufenthalt auf dem Bahnhof benutzte nun ein richtiger Berliner Junge, der sich durchgeschlichen hatte, um auf den Attemwagen, der den Namen des General-Quartiermeisters v. Podbielski trug, mit Kreide ungesehen vier Worte zu schreiben. Bald darauf setzte sich der Zug in Bewegung; die Begeisterung der Hunderttausende von Menschen, durch deren enggeschlossene Reihen der Kaiser mit seinem Gefolge fuhr, war von überwältigender Wirkung. Mit dem Grafen Lehndorff fuhr der Kaiser in leichtem offenen Wagen den übrigen voran, seine edlen Hüge strahlten von Glück. Die Freudenrufe steigerten sich von Minute zu Minute, und jedem der wackeren Helden, die ihm folgten, wurde fast die gleiche Huldigung zuteil. Mit freudiger Ausgelassenheit aber paarte sich die Begeisterung, als Podbielskis Wagen herankam. Der wegen seiner lakonischen Kriegsberichterstattung längst volkstümlich gewordene General wurde ob der Selbstheit der Begrüßung förmlich betroffen, und er winkte einen die Wagen begleitenden reitenden Schut-



Geschwind half sie dem Alten in das ungewohnte Kleidungsstück.

mann heran, um zu erfahren, was eigentlich „los wäre“. „Exzellenz,“ berichtete dieser, „an Ihren Wagen hat einer die Schlussworte Ihrer Kriegstelegramme geschrieben!“ In diesem Augenblick staut der Zug, und das die Jubelrufe übertönende Lachen der Menge dringt bis zum vordersten Wagen. „Was ist geschehen?“ fragte der Kaiser, sich umwendend. Ein heransprengender Schutzmann meldete: „Majestät, an Excellenz Podbielskis Wagen steht mit Kreide geschrieben: »Vor Paris nichts Neues!.«“ Das wirkte auf des Kaisers Lachmuskeln derart, daß ihm die Thränen aus den Augen rannen. Und der Kronprinz rief aus dem zweiten Wagen zu Moltke hin, was sich zugegetragen. Und alle die Helden gerieten in so lustige Stimmung, daß auf Minuten die feierliche Bedeutung dieser Stunde vergessen ward.

Die Verführung.

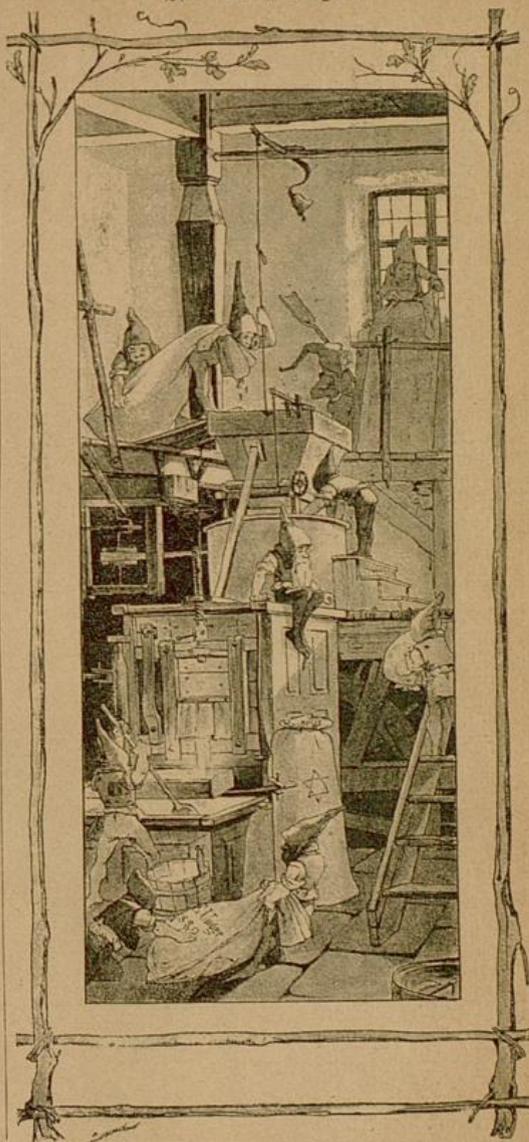


Die Schlange führte Eva an,
Eva den Mann,
Daraus folgt sonder Zweifel:
Der Frau ergiebt sich leicht der Mann,
Die Frau — gar leicht dem Teufel."

So lautet ein alter Spruch und es ist ein wahrer.
Der Franzose hat meistens recht, wenn er bei einem Verbrechen zuerst fragt: Wo steckt das Weib? — Allein des Teufels verehrte Wuhme, die alte Schlange, tritt auch oft an den Menschen heran ohne das „Ewigweibliche“ in Anspruch zu nehmen, und nicht nur an uns armen Menschenkindern versucht sie ihre Verführungskünste, auch die merkwürdigen Wesen, die kleinen Mondscheinschwärmer, die im Wald und auf der Heide, in Schluchten und Erdhöhlen, in dumpfen

Großer Volksalmanach für 1892.

In der Mühle.



„Trotz aller Siebe
Sind Müller Diebe.“

Das ist ein alter Volksglaube, obgleich es in unseren Tagen ganz andere Leute sind, die dem Volke sein bißchen Brot zu schmälern suchen. Es muß aber einmal etwas Wahres daran gewesen sein, denn trotz aller Kunstmühlen läßt sich das Volk den alten Verdacht nicht austreiben, daß:

„Das Molzern ist des Müllers Lust,
Das Molzern.
Das müßt kein rechter Müller sein,
Dem niemals fiel das Molzern ein,
Das Molzern.“

Natürlich, wenn die Heinzeln rechte Müller sein wollen, müssen sie auch molzern können.

6

Rumpfkammern und modrigen Gewölben ihr Wesen treiben, die Wichteln, Gnomen, Elfen und Erdmännlein, sind ihren Versuchungen ausgesetzt. Hier sehen wir einen alten, würdigen Gnomerich, dessen Lebenserfahrung ihn davor schützen sollte, in stiller Mondnacht auf modrigem Grunde in verdächtigem Gespräche mit der irrluchtenden Schlange, die aus feuchtem Moos emporgestiegen, um die einfältigen Wichte zu betören.

Bedächtig lauscht der Alte auf die glatten Worte der züngelnden Natter, und es ist leider zehn gegen eins zu wetten, ihr schlimmes Werk gelingt und der Alte wird ein finsterner Schwarzelf, ein Feind der flugen und hilfreichen Lichtelfen.

Seht nur einmal die zwei Kröpfe in der Ecke unseres Bildes an, die mit Aufwendung aller Kraft den halbvollen Wehlsack schleppen; das sind die Molzbrüder, die biederen Knappen. Ja, das Müllerhandwerk ist ein fideles Gewerbe, und mit Vorliebe treiben es die kleinen Bursche.

Wenn die Wellen rauschen und die Mühle klappert, ist ihnen wohlzig zu Mute. Horch nur, wie lustig tönt:

„Drei Sester, drei Sester,
Je schneller, je besser,
Die Räder, die gehen im Flug,
's giebt Molzer, 's giebt Molzer genug!“

Die Gemeindepflegerin.

Erzählung aus dem Volksleben von Zoë von Reuß.

„Wer kommt heute schon so früh?“

Die Gemeindepflegerin, Schwester Klara, welche zwei kleinere, im Parterregeschoß des Martinistiftes belegene Zimmer bewohnte, öffnete die Thüre, um nachzusehen — nicht unwillig, aber vielleicht doch weniger freundlich und entgegenkommend, als sonst. Die erste Morgenstunde, im Sommer bis sieben, im Winter bis acht, zu welcher Zeit regelmäßig die Sprechstunde beginnt, war die einzige freie Zeit des ganzen Tages, zu welchem im Samariterdienst sogar oft noch die Nacht hinzugerechnet werden mußte.

Ein Arbeiter, in reinlicher Bluse, die Mütze verlegen in der Hand drehend, stand draußen.

„Nun, Förster, was wünschen Sie? Kommen Sie doch herein!“

„'s ist wohl noch nicht die richtige Zeit bei Ihnen?“

„Schadet nicht, niemals! Das Helfen fragt nicht nach der Zeit, nur nach der Not. Seyen Sie sich!“

„Schön Dank! Muß gleich wieder fort, bin von der Arbeit nur so hergerannt. Der Storch hat heute nacht einmal wieder bei uns geklappert, das fünfte . . . Und das wollt ich melden und bitten . . . Sie wissen's wohl schon?“

Allerdings mußte Schwester Klara Bescheid. Vor einem Kommodenschub stehend, entnahm sie dem Aufbewahrungsort sauber gewaschenes Kleinkinderzeug: Hemdchen, Jäckchen, Windeln und dergleichen, schlug es geschickt in ein Paket und reichte es dem, ob des neuen Haussegens etwas verblüfften Vater. „'s ist von der Frau Fabrikdirektor,“ sagte sie, „das Kleine ist gestorben, nun schon das zweite. Grüßt Eure Frau!“

„Werd's bestellen!“

„Ich komme natürlich bald, um nachzusehen. Guten Morgen!“

Der Mann ging, während Schwester Klara den Rest der Kinderväsche wieder in das Kommodenschub ordnete.

Die Ablösung des ersten Hilfesuchenden ließ nicht lange auf sich warten, da die Zeit der gewöhnlichen Sprechstunde allmählich herangekommen war. Zuerst kam ein Vote, der sie zu einem kranken Kinde rief, dann ein junges Mädchen aus einer Webefabrik, das sich beim Spulen eine Verletzung der rechten Hand zugezogen hatte und sich von Schwester Klara verbinden lassen wollte. Dann erschien eine zerlumpte, bleiche Frau mit einem zarten Kinde auf dem Arme, deren Mann ein notorischer Trunkenbold war und sie mißhandelt hatte. Das Gesicht war abgehärtet, aber auch verbittert; schamhaft, aber auch mit verhaltener Wut zeigte sie der Gemeindepflegerin die bläulichen, blutunterlaufenen Streifen auf Nacken und Rücken. . . . Wenn Schwester Klara jemals in Verlegenheit geriet, so war es in Veranlassung solcher Fälle. Auch jetzt stand sie einen Augenblick ratlos. Dann wusch sie die dunkelgefärbten Stellen sanft mit Wasser und legte etwas weiches, frisches Linnen darauf. Und dabei fing sie unwillkürlich doch an, zu trösten, zuerst auf Umwegen. Sie erzählte, daß sie gestern dem Gustav begegnet sei mit seiner Schulmappe, und



Der Storch hat heute nacht einmal wieder bei uns geklappert.

daß er ein Prachtkerl geworden sei, größer und stärker als alle Kameraden. Das Pieschen, im Volkstindergarten, wisse alle schönen Pieder an der Schnur, die Mutter solle sie sich nur einmal aussagen lassen. Dann redete Schwester Klara mit Zwerficht davon, daß noch alles gut werden könne, wenn nur der Mensch selbst gut bliebe. Bei Gott sei kein Ding unmöglich! Dann riet sie, manchmal ein Pfund Fleisch zu kochen und hübsch anzurichten, und ein gutes leichtes Hausbier als Getränk zu halten. Daß werde ihrem Mann vielleicht doch besser schmecken als Branntwein, besonders wenn im Hause alles gesund und vergnügt sei. Sie versprach auch bald einmal

zu Pellkartoffeln und Schmalz zu kommen, die Frau möge es ihrem Mann einstweilen nur bestellen.

Die nächsten Hilfsgefuche konnten schneller erledigt werden, dann folgten ein paar Bestellungen, welche Schwester Klara notierte. Als sie schon zu ihren täglichen Samaritergängen gerüstet stand, erschien noch eine dralle Arbeiterfrau, der man es ansah, daß sie jedes Ding beim rechten Zipfel anzufassen wußte.

„Nun, Frau Körner, Sie bringen gewiß etwas Gutes,“ sagte Schwester Klara freundlich.

„Wenn's nur wahr wäre! Aber du liebe Zeit — nein, es ist keine »liebe« Zeit mehr, 's wird alle Tage schlechter!“

„Wieso?“

„Sie streifen wieder auf der Fabrik.“

„Ich weiß! Der Fabrikdirektor war diesmal auch sehr ungehalten, da er keine höheren Löhne bewilligen kann. Aber, Frau Körner, Sie waren doch früher immer selbst für die Sache?“ frug die Gemeindepflegerin.

„Freilich! Unserneins kauft sich auch gern einmal einen hübschen Hut und setzt sich damit in den Konzertgarten.“

„Nun sind sie plötzlich anderer Meinung geworden?“

„Das nun gerade nicht. Wenn die Frau und die Kinder aber nur etwas von den hohen Löhnen zu sehen kriegten. Denken Sie, Schwester, wie mir's gegangen ist! Mein Mann war ein paar Tage krank, nicht schlimm, Gott sei Dank, nur unprätig. Ich gehe, wie immer, Sonnabend auf den Wochenmarkt, um zum lieben Sonntag einzukaufen. Mein bißchen Geld langt nicht zu, und so spreche ich gleich in der Fabrik vor, um mir vom Kaffier einen Teil des Wochenlohnes auszahlen zu lassen. Dabei kommt es denn nun hübsch heraus, daß derweilen richtig eine Lohnerhöhung eingetreten ist, von der mir mein Mann kein Sterbenswort gesagt hat. Ich hatte plötzlich eine ganze Hand voll Markstücke. Und was hat er mit dem Gelde gemacht? Halb hat er's verknüpft mit den andern Streikern und halb ist's in ihre Kasse geflossen. . . . Und dabei kriegen wir jetzt doch so wenig, daß wir verhungern können. Da wollt ich nun bitten. . . .“ die Frau stockte.

„Was?“

„Mein Mann weiß es nicht und darf's nicht wissen. Aber ich kann meine drei Pütgen nicht herunterkommen lassen und auch nicht selbst hungern. Das Frische hat so nicht viel zuzusetzen. Ach, Schwester Klara, Sie gelten viel bei den Damen in der Vorstadt, vielleicht geben sie mir Arbeit. . . . Ich kann mit allem fertig werden, was gerade nicht für meine Hände allein ist.“

Schwester Klara geriet in neue Verlegenheit. „Ich glaube, Sie wissen es, Frau Körner, wie gern ich Ihnen helfen möchte, aber bei dieser Sache kann ich im Augenblicke nichts thun. Die Damen der Vorstadt haben sich ebenso wie ihre Männer vereinigt, die Streikenden nicht zu unterstützen — wenigstens auf eine gewisse Zeit hinaus. . . .“

„Konnte mir's fast denken,“ sagte die Frau einsichtig. „Würde am Ende auch eine schiefe Geschichte werden, wenn die Männer die Hände in den Schoß legten, oder Cigarren rauchten, derweil die Frauen für die Familie arbeiteten und Geld verdienten. Aber, du lieber Gott, was soll unserneins thun?“

„Ich rate Ihnen, in die Stadt hineinzugehen, und sich dort Arbeit zu holen. Dort findet sich bestimmt irgend etwas. Vielleicht können Sie Soldatenhemden zum Nähen bekommen. Damit können Sie auch zu Hause bleiben bei Ihren Kindern, was allemal das

beste ist. Auch will ich mich anderwärts nach Arbeit für Sie umhören. . . . Und hier sind drei Mark, ich bekam sie neulich, um nach Gutdünken damit zu helfen.“ Aber nun muß ich gehen.“

Die Frau nahm die Gabe ohne viel Dankesworte, aber mit warmem, kräftigen Händedruck, und ging. Schwester Klara nahm ihren Umhang, hing die Schiefertafel mit dem gespitzten Stift, zum Aufschreiben der neuen Bestellungen, auf die Flur und ging, ohne die Thüre zu verschließen.

Der erste Morgenbesuch der Gemeindepflegerin galt einer Bürgersfamilie, deren einziges Kind schwer krank darniederlag. Mit geübtem Blick erkannte sie sofort die zunehmende Gefahr und setzte sich nieder, um an das Mutterhaus Bethesda zu schreiben und eine wirkliche Krankenpflegerin zu erbitten. Bildet doch die Gemeindepflegerin in der Regel das vermittelnde Glied zwischen den Hilfesuchenden und der organisierten Krankenpflege.

Der Besuch bei der Wöchnerin bot dafür glücklicherweise auch keine erheiternenden Seiten. Der klappernde Storch hatte die junge gesunde Frau nach einer letzten angestellten großen Wäsche zwar überrascht, ihr aber keineswegs den Appetit geraubt. Sie schien ganz zufrieden, sich in Bette einmal ordentlich ausruhen zu können, unisono mehr als eine gutwillige Nachbarin die eingeseifte Wäsche im Sonnenschein zum Aufhängen und Trocknen brachte. Nach einem guten Schläpfchen saß sie aufgerichtet und kaffetrinkend auf ihrem Lager, nachdem der Mann vorher seines Weißbrot zur ersten Mahlzeit vom Bäcker geholt hatte, während das kräftige Neugeborene neben ihr, freudrot und hungrig, an den winzigen Fäustchen lutschte. Hier war weiter nichts nötig, als eine kräftige Suppe für Mann, Frau und Kinder, und Schwester Klara wußte auch schon, an wen sie sich zu wenden habe.

Gilg trat sie auf die Straße zurück, um im Vorübergehen noch schnell bei der jungen Frau Doktorin vorzusprechen. Die junge Frau war erst kürzlich verheiratet und vom Lande nach der großen Stadt gekommen und hatte nicht nur ein mitleidiges Herz, sondern auch alle Buttertöpfe voll. . . . Da trat Schwester Klara ein Knabe, anscheinend ein Handlanger beim Baugewerk, entgegen.

„Schwester, Schwester, ich weiß nicht, wie sie weiter heißen, aber Sie sollen schnell kommen!“

„Wohin?“

„'s ist ein Unglück geschehen beim Aufrichten des Fabrikdachs auf der Cementfabrik. Ein paar Balken sind heruntergebrochen, wie's zugegangen ist, weiß kein Mensch, auch der Meister nicht. . . .“

„Allmächtiger Gott! — Giebt's viele Verlegte? — Oder — sind sie tot?“ frug Schwester Klara, ernstlich aus ihrem sonstigen Gleichmut gebracht.

„Behüte! 's war gerade Frühstückszeit. Nur der erste Geselle war noch auf dem Plage und ist fast totgeschlagen.“

„Liegt er noch auf der Fabrik?“ frug Schwester Klara, zum Gehen bereit.

„Nein, sie haben ihn nach Haus gebracht.“

„Wo wohnt er denn?“

„Bei Witwe Werner, der dicken Frau, die den Klaufaden hat, dicht neben der Cementfabrik, — da, wo es die schönen Rollmöpse giebt. Sie wissen's wohl?“

„Ja.“

„'s ist das richtige Wunder, daß der Geselle noch nicht mausetot ist. Sie kommen doch?“

Schnell besonnen hatte die Gemeindepflegerin ein Blatt

aus ihrem Notizbuche geriffen, und ihre Bitte um eine Suppe an die junge Doktorin darauf geschrieben. Sie händigte das Blatt dem Handlanger zu sofortiger Versorgung aus, während sie zu dem Verunglückten eilte.

II.

Das Haus, in welchem Witwe Werner ihre vielfachen Geschäfte betrieb, war am entgegengesetzten Ende der Fabrikvorstadt gelegen, und ein massives, kasernenartiges Gebäude, in dem sich ungefähr ein Duzend Arbeiterwohnungen befanden. Die betriebfame Frau hatte neben ihren Kostgängern auch noch einen flotten Kaufladen, in welchem die Arbeiter des Stadtviertels eigentlich alle gewöhnlichen Bedürfnisse einkaufen konnten: Kolonialwaren, Arbeitsanzüge und Schreibmaterialien, nebst Oldruckbildern der Kaiserfamilie, die gar nicht übel waren, und mit denen der Arbeiterstamm die Stube schmückte. Im Schaufenster war ein sauber und mühsam geschriebener Zettel ausgehängt, auf welchem zu lesen stand: Meine Kunden erhalten am Sonnabend ein Stück Seife gratis — eine Vergünstigung, von der namentlich die Arbeiter der

Maschinenfabrik manchmal Gebrauch machten.

Von dem weiten und raschen Gehen erhit, öffnete Schwester Klara die Thüre — drinnen das unter diesen Umständen gewöhnliche Bild. Der junge Fabrikarzt und ein älterer als Chirurg bekannter Sanitätsrat, der schleunig herbeigeholt worden, waren zusammen bei der Arbeit. Schwester Klara riß eilig den schwarzen Wollumhang ab und hing ihn an Thürpfosten auf.

„Können Sie die Pflege übernehmen, Schwester?“ frug der junge Fabrikarzt, der mit der Gemeindepflegerin schon oft zusammen „gearbeitet“ hatte. „Giebt's viel zu thun? Die Gesundheitsverhältnisse sind im allgemeinen zufriedenstellend — aber Ihr »Predigen?« Nun, ich meine die sogenannte »Seelsorge?« Wie steht's damit?“

„Ich glaube, die Pflege übernehmen zu können, vorläufig wenigstens,“ beschied Schwester Klara kurz.

„Die Sache wird bald vorübergehen,“ unterrichtete der Sanitätsrat, indem er sein Vestek zusammenwickelte. „Der Bruch des Schlüsselbeins wird bei der kräftigen Konstitution des Kranken bald verheilen. Die Quetschung des dreieckigen Schulterknochens wird allerdings voraussichtlich starke Schmerzen machen, da das Artnervengeflecht mit der Schlüsselbeinarterie bedeutend in Mitleidenschaft gezogen ist. Aber die Anästhesie beginnt zu weichen!“ schloß der Arzt mit einem letzten prüfenden Blick auf den empfindungslosen Patienten, bei dem die Wirkung des Chloroforms nachzulassen begann. „Ich habe Gile, guten Morgen!“

Schwester Klara, die nun in Thätigkeit treten sollte,

blickt dem Verunglückten teilnehmend ins Gesicht. Nötiglich erleicht sie bis zum Tode und sinkt auf einen Stuhl. Sie kennt den Kranken, er ist . . . Was kloppst du so laut, thörichtes Herz? . . . Willst du dein Geheimnis verraten?

„Der Herr Kollege geht, um den Ruhm zu ernten, für seine »Geschicklichkeit«, uns aber verbleibt die Hauptsache,“ bemerkte der Fabrikarzt. „Was ist Ihnen denn, Schwester. Sie sehen aus wie eine Leiche auf Urlaub . . .“

„Es ist nichts, Herr Doktor!“

„Halten Sie die Fenster hübsch offen — es ist für die Kranken und Pflegenden gleich wichtig. Ubrigens ist das Krankenzimmer nicht übel, alles, was man unter diesen Umständen verlangen kann,“ meinte der Doktor, sich in dem ansehnlichen viereckigen Raum umsehend. „So unschön diese Arbeiterkassernen auch sein mögen, sind sie für städtische Verhältnisse doch praktisch, sie haben gewöhnlich ausreichend Luft und Licht, wenigstens in den oberen Etagen. Am Abend komme ich wieder! Guten Morgen!“

Schwester Klara hatte sich gesammelt und ihren Platz am Lager des Kranken eingenommen. Noch einen Augenblick der Besinnung und sie rückt das Kopfkissen, glättet fast gewohnheitsmäßig die Decke, und zieht eine kleine Flasche kölnisch Wasser aus der Tasche, mit welchem sie den Kranken zur Stärkung der Nerven besprengt. Dann nimmt sie dem Boten den Eiskübel ab, der aus der Eisgrube des Fabrikbesitzers herübergeschickt wurde, füllt den beigefügten Gummibeutel und legt ihn auf das gequetschte Schulterblatt. Der Kranke



Schwester Klara hatte sich gesammelt und ihren Platz am Lager des Kranken eingenommen.

sieht noch immer unter der Einwirkung des Chloroforms, er ist nicht mehr empfindungslos, aber apathisch.

So blieb es, ziemlich bis zum Abend. Dann kam Mutter Werner von unten herauf, die ihrem Namen durch eine gewisse Fürsorge für ihre Mieter jederzeit Ehre zu machen suchte. So etwas hilft auch zum Geschäft . . . Sie war sehr erstaunt, den Sauerbraten und den Blinchenkaffee, den ihr Töchterchen für „Tante Schwester“ unten aus der Kostliche heraufgebracht hatte, noch fast unberührt zu finden.

„Herr meines Lebens, Sie essen ja noch nicht einmal wie ein Bögelchen — und noch dazu die Nachtwachen! Wie halten Sie's nur aus? Bei Ihnen ließe sich wirklich noch ein Profitchen machen.“

„Wie lange wohnt der Patient schon bei Ihnen, Frau Werner?“

„s ist der erste Monat, er hat aber gleich für den zweiten vorausbezahlt . . . Wie das Unglück zugegangen, kann sich keiner erklären. Ich habe meine Leute alle ausgefragt, sie meinen, daß ein böser

Streich im Spiele ist! — Wer bleibt hier zur Nachtwache?"

"Ja! Die erste Nachtwache hat jederzeit die Gemeindepflegerin zu leisten, bei Einzelstehenden wenigstens. Dann erst pflegt sie sich ans Mutterhaus zu wenden."

"Nun, dann essen Sie wenigstens eine tüchtige Stulle und trinken mir hübsch ein Glas Bier dazu. Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen. Was giebt's unten schon wieder? Nicht einmal ein ruhiges Schwäuschen lassen sie einen machen . . ."

Als Mutter Werner gegangen war, nahm Schwester Klara von dem Wein, den der Fabrikdirektor mit dem Eis herübergeschickt hatte, und ließ den Kranken trinken. Die Apathie schwand zusehends, und Schwester Klara sah den Augenblick herankommen, wo der Kranke sie erkennen würde, trotz der sieben Jahre, welche als Trennung dazwischen lagen, und ihrer veränderten, ersten Tracht. Der Augenblick kam noch schneller, als sie geglaubt — der Patient, nachdem er getrunken, blickte sich mit großen Augen um, dann ruhte der Blick auf der Gestalt der Pflegerin. Und als sie das Gesicht abwandte, folgte er ihr mit den Augen.

"Was ist das? Wo bin ich? . . . Wer sind Sie denn," frug er vollständig klar.

"Die Gemeindepflegerin dieser Vorstadt."

"Anstun, ich will wissen, wie Sie heißen?" Dann, sie genauer ins Auge fassend, sagte er: "Du bist ja Klara, meine Braut!"

"Sie müssen sich ruhig verhalten — Wundfieber darf nicht eintreten. Auch die Eisumschläge muß ich erneuern, alle dreißig Minuten."

"Nein, ich lasse mich nicht anrühren, bis du mir sagst, daß du Klara, meine Braut, bist. Gespenster und Spuk — damit habe ich nichts zu thun! . . . Ja, du bist meine liebe, alte Klara," setzte er in Rührung hinzu. "Wahrhaftig, du gefällst mir in der schwarzen Tracht," lächelte er vergnügt, als ein Abendsonnentrahl wie ein Heiligenschein verklärend über das unschöne Gesicht glitt. "Weißt du aber auch, daß unsere Verlobung fortbesteht, bis heute? Du gehörst mir!"

"Um Gottes willen, reden Sie nicht so!"

"Warum nicht? Wir waren schon einig, Mann und Frau zu werden, als wir noch bei deinem Vater auf der Schiefertafel schrieben. Du hattest freilich einen klügern Kopf. . . . Das war eine gute Zeit —"

Schwester Klara nickte leise, von der Erinnerung an eine glückliche Kindheit unwillkürlich bewegt. "Du darfst nicht viel sprechen, Franz!" bat sie in Angst und Besorgnis. . . . Vielleicht ließ sich auf diese Weise eher zum Ziele kommen.

Der Kranke mußte einen heimlichen Herzenston aus ihren Worten herausgehört haben, denn seine Augen leuchteten plötzlich in freudigem Glanze. Dann frug er weich, in Erregung und Schwäche: "Bist du noch böse?"

"Nein!" sagte Klara mit voller Wahrheit.

"Bleibst du auch bei mir?"

"Ja, ich bin deine Pflegerin!"

"Anstun, du bist meine alte Braut, nichts anderes. Ich weiß, daß ich ein Windhund war, aber das ist vorbei. Man ist nur einmal jung. Du aber warst immer ein bißchen zimperlich. Nimm mir's nicht übel — ich weiß ja, daß ein ordentliches Mädel zimperlich sein muß, aber manchmal wird's doch zu viel. Weißt du auch, daß sie dich den «kleinen Schulmeister» nannten? . . . Wahrlieh, ich habe immer an dich gedacht, aber ich schämte mich auch, deshalb ließ ich nichts von mir hören, sieben Jahre lang! . . . Es scheint mir selbst unmöglich, und doch ist's so . . ."

"Quäle dich nicht mit Vorwürfen um meinetwillen, Franz," bat Klara.

"Ja, du bist immer gut gewesen, darum konnte ich dich eben nicht vergessen. Es haben mich Puppentöpfe genug angelacht, blonde und schwarze, ebenso wie zu Hause. Ich aber habe sie alle an der Nase herumgeführt — denn keine war wie du!"

"Du schadest dir mit dem Sprechen, o schweige, Franz, ich bitte dich!"

"Gut, ich will still sein, mäuschenstill. Du hast immer mit mir im Grunde machen können, was du wolltest. Allmächtiger Gott, womit habe ich das Glück verdient, dich wiederzufinden, Klara? Jetzt, wo ich schon die Hoffnung ausgegeben hatte, und nahe daran war . . ."

Er stockte plötzlich. "Nicht wahr, du hast ganz gewiß keinen Groll mehr auf mich?"

"Nein, nein, Franz!" versicherte Klara thränenschludend. "Ein Spitzbube wollte mich verderben heute morgen! Aber es ist anders gekommen. Ich bin ein glücklicher Mann geworden, denn meine Schuld ist mir vom Herzen genommen! Ja, Gottes Wege sind wunderbar! Jetzt weiß ich's auch!"

"Ich möchte dir eine Suppe kochen in Frau Berners Küche," versuchte Klara in Seelenangst abzulenken. "Du hast den ganzen Tag noch nichts gegessen. Darf ich?"

"Eine Suppe? O, wie sie mir schmecken wird! Aber komm gleich wieder! Nein, bleib lieber ganz hier. Ich mag keine Suppe haben. Geh nur nicht fort."

Aber Schwester Klara hielt die Thüre schon in der Hand, wie zur Flucht. Notwendigerweise mußte sie das eigene Gefühl verraten. Nur ein Entweichen vermochte sie augenblicklich zu retten. Auch war es notwendig, daß der erschöpfte Patient einen Abendimbiß genöß.

Unten beim Kochen überlegte sie, ob sie nicht schleimig eine andere Pflegerin besorgen solle. Sie brauchte nur dem jungen Doktor zu sagen, daß sie in ihrer Eigenschaft als Gemeindepflegerin unabkömmlich sei. Aber was war damit erreicht? Nun, da Franz Grafhof sie wiedergesehen hatte, konnte er jederzeit ihren Weg kreuzen.

Droben verwarf sie den Gedanken wieder. Der Kranke litt an den vom Sanitätsrat vorausgesehenen Schmerzen und winnerte laut. Nur ihre Gegenwart schien ihn zu beruhigen. Da er den stark in Mitleidenschaft gezogenen rechten Arm nicht bewegen konnte, mußte ihn Schwester Klara wie ein Kind füttern. Doch aß er mit gutem Appetit, und als der junge Fabrikarzt kam, fand er den Patienten in verhältnismäßigem Wohlbefinden.

"Reich mir deine Hand, Klara, damit ich schlafen kann," bat der Kranke. "Willst du nicht?"

Zögernd gab Klara die Hand. Der Verunglückte umklammerte sie mit seinen schwielenvollen Fingern fest wie Eisen. Dann schlummerte er ein.

Die kurze Sommernacht brach an. Die Lichter erloschen, das Hämmern, Klopfen und Pfauchen der Maschinen hatte aufgehört, jetzt erklang auch das Klingeln der Pferdebahn zum letztenmale. Die unruhigen, lauten Geister einer vielgestaltigen Zeit, die sich in der Fabrikvorstadt ein Stelldichein gegeben zu haben schienen, waren wenigstens auf Stunden zur Ruhe gekommen. Schwester Klara öffnete abermals die Fenster, um die reinere, staubfreie Nachtluft als Heilmittel eindringen zu lassen. Dann setzte sie sich zur Nachtwache ans Bett, um die Eisumschläge vorschriftsmäßig regelmäßig zu wechseln.

Der Kranke schlief sanft, wie durch ihre Nähe beruhigt. Die am Abend schmerzvoll verzogenen Züge waren friedlich und schön. Bei ihrem guten Verstande hatte sie sich in ihrer samaritanischen Thätigkeit ziemlich bedeutende Menschenkenntnis erworben, und ein sicheres Gefühl sagte der Gemeindepflegerin, daß der Jugendliebte brav geblieben war. Das war ein großer Trost für ihr Herz. Verachten, wo man geliebt, tief und innig geliebt — Gott sei gnädig und bewahre jedes Menschenherz vor solchem Jammer! Ob er auch Treue halten gelernt hatte, echte, wahre Treue, die an der geliebten Hand nur auf das eine feste Ziel blickt? Chemale hieß es: andre Städtchen, andre Mädchen! Es gab auch keine, die ihm nicht zugelächelt hätte, wenn er sie nur ein klein wenig verliebt anblinzelte. Sie waren Nachbarskinder gewesen und die besten Spielkameraden. Als Klaras Vater, der Lehrer, gestorben war, hatte die Mutter das Schulhaus räumen müssen, und war mit der einzigen Tochter in die Stadt gezogen, wo sie sich mit der Nadel ernährte. Franz Grafhof hatte als zweiter Sohn eines wohlhabenden Hofbesizers, wie gebräuchlich, ein Handwerk lernen müssen, und hatte dort bei einem Zimmermeister in Arbeit gestanden. Fast wortlos war man überein gekommen, sich fürs Leben anzugeben. Allabendlich war er im Hause, plaudernd, vorlesend oder harmonikspielend, während Klara stillschweigend anfang, den Brautkoffer zu rüsten. Einmal war sie auch mit ihm zum Tanz gegangen. Aber die Lehrertochter war in andern Anschauungen erzogen, als die Mädchen, die hier eine Rolle spielten. Auch ihr Verlobter schien hier ein anderer zu sein, nicht der, dessen treue Lebensgefährtin sie werden wollte. Er verstand es ganz vortrefflich, „mitzuthun“, was das schärfer ausgeprägte Wesen Klaras nicht begriff. Als er sie wieder zum Ausgehen aufforderte, schlug sie es ab — sehr kurz. Aus Ärger ging er allein. So folgte Verstimmung auf Verstimmung, Mißverständnis auf Mißverständnis, bis der „schöne Franz“ eines Tages nach einer Großstadt auf Arbeit gegangen war. Er schrieb noch ein paarmal, sie antwortete in alter Herzlichkeit. Dennoch hörten die Briefe bald auf, und man erzählte sich, daß er eine andere Braut habe.

Zu dieser Zeit starb Klaras Mutter, und sie stand allein. Wohin? . . . Die Thätigkeit einer Weisnählerin füllte zwar ihre Zeit, nicht aber ihren Sinn aus. Da erschienen in den Zeitungen Aufforderungen zum Samariterdienst — es war Klara wie ein Wink des Himmels! Wer war wohl mehr geeignet dazu, als sie, die elternlose Waise? Ein gesunder Körper, ernster Sinn, und ein Herz voll Liebe — ohne Gegenliebe! Verstand sie es nicht wie die andern Mädchen zu lieben, so wollte sie ihr Herz Gott weihen und ihren Mitmenschen.

Vinter ihr lag eine schwere, aber friedenvolle Zeit, in welcher sie das Werk liebgewonnen, dem sie sich geweiht. Ihre größere Befähigung und Bildung erkennend, namentlich ein gewisses organisatorisches Talent, hatte man sie zur Gemeindepflegerin gemacht. Denn wie die Krankenpflegerin die Martha des Samariterdienstes ist, so ist die Gemeindepflegerin die Maria. Ein Kind des Volkes, und doch gebildeten und selbständigen Geistes, verstand sich die Lehrertochter bald Ansehen zu verschaffen, selbst in der schwierigen Stellung der Gemeindepflegerin einer mit unsaubern Elementen reichlich durchsetzten Fabrikvorstadt. Sie hatte Anhalt gefunden, auch in der Welt, und genoß das Vertrauen der Frauen und die Liebe aller Kinder. Aber auch manch ruhige Männerhand streckte sich ihr in auf-

richtiger Herzlichkeit entgegen, und selbst der verbissenste Sozialdemokrat grüßte sie achtungsvoll, wenn sie auf ihren Samaritergängen an ihm vorüberbuhste, denn er hatte sie allmählich als guten, hilfreichen Geist kennen gelernt.

Und nun — plötzlich! Sie hatte die Kirchhofstraße ihres Herzens als Wohlthat empfunden, nach den schwersten innerlichen Kämpfen. Aber sie mußte kein gesund und ideal angelegtes Weib gewesen sein, wenn sie jemals ihre Liebe hätte vergessen können. Sie sah viele Nachtseiten des Lebens, aber sie hatte auch oft reines, echt menschliches Glück wahrgenommen, hochbeseeligend, wie es nur die irdische Liebe verleiht. . . . Auch war er nicht untreu, nein, jetzt wußte sie es gewiß. Indem sie den Armzügen des Kranken lauschte, unbewußt mit zärtlichster Sorge, frug sie immer wieder: Allmächtiger Gott, was soll ich thun?

III.

Das Martinsstift, eine Wohlthätigkeitsanstalt zum Zweck der Unterstüzung der Arbeiterfamilien, bestand aus einem Waisenhanse, einer Kleintinderbewahranstalt und dem Otonomiegebäude, nebst dazu gehörigem großen Garten. Die kleine Wohnung der Gemeindepflegerin lag nach der Gartenseite hinaus, ein angelegtes grünumbuhstes Schwabennestchen.

Schwester Klara war gegen Abend nach Hause gekommen, da der Kranke dringend die Ruhe für sie begehrte und sich Mutter Werner teilnehmend zur heutigen Nachtwache erboten hatte. Sie ging in ihrem kleinen schachbrettartig eingetheilten Garten umher, der gewissermaßen ein Anhängel des großen Otonomiegartens bildete. Die kühle Abendluft that ihr gut nach der Nachtwache und den Aufregungen der beiden letztvergangenen Tage. Gewohnheitsmäßig richtete sie hier das Köpfchen einer Blume empor und jätete dort ein Unkraut aus. Jetzt blieb sie vor ein paar hochgewachsenen wurzelreichen Edelrosen stehen, die ihr ein kleiner Handwerker in diesem Frühling selbst eingepflanzt hatte, für die Pflege seines kranken Kindes. Sie standen nahe an ihrem Fenster und trugen ihre ersten Blüten, und ihr Duft zog wie der Weihrauch eines Dankopfers in ihr Zimmer hinein. Erfreut und bewundernd vermodete sie sich nicht zu entschließen, eine derselben zu brechen.

„Tante Schwester, wo bist du?“ Klang es plötzlich von weitem.

Die Fragerin war eine junge Arbeiterin mit großem Korbe, die eilig über ein Beet sprang, weil ihr der Kiesweg zu weit schien zu ihrem Ziele.

„Gustel, bist du's?“

„Freilich bin ich's — ich mußte einmal vorsprechen. Als wir Feierabend machten in der Plättstube, erbot ich mich, die geplätteten Chemisettenhemden selbst dem Herrn Ingenieur nach der Fabrik zu tragen, nur damit ich einen Guck zu dir hinein thun konnte.“

„Du hast's gewiß recht schwer gehabt diese Woche?“ frug die Gemeindepflegerin teilnehmend. „Die Hitze war groß: das ist böse für deine Arbeit!“ setzte sie mit prüfendem Blick hinzu. Allerdings erwichen das junge Mädchen blaß, nur die dunkeln Augen strahlten in Licht und Gesundheit. Dazu eine ammutvolle, nette Gestalt, schönes, glatt geschitteltes Haar, überhaupt alles blausauber, wie frisch abgeleift und „auf neu geglättet“, machten Gustel Friedrich zu einem auffallend hübschen Mädchen. „Bist du gesund geblieben in deiner Plättstube?“

„Gottlob, nur manchmal wurde mir ein bißchen schwach. Was du für herrliche Rosen hast! Darf man sie brechen? . . . Nein, du willst es nicht . . .“

„Kommt, ich gebe dir Kirichen dafür. Das ist gut für dich zur Erfrischung. Sie sind gerade zum Anbeißen, wie die Spazier und Stare auch wissen. Halt die Schürze auf, Gustelchen!“

Diese stand schon unter dem Kirschbaum und ließ die abgeplätteten Kirichen in das blütenweiße Schürzchen kugeln. Dann fing sie an, vergnügt zu schmausen. „Du wirst müde sein vom Stehen den ganzen langen Tag. Wir wollen uns dort in die Laube setzen!“

Sie saßen bald zusammen im Grünen. „Nun kann ich dir auch ordentlich erzählen,“ begann Gustel.

„Erzählen? Aus deiner Plättstube?“

„Behüte — von der Landpartie!“

„Du warst dabei? Wann?“ frug Schwester Klara etwas verwundert.

„Neulich, am Sonntag! Bist du böse?“

„Böse? Nein! Nur erstaunt.“

„Weil ich mir vorgenommen habe, auch Schwester zu werden? Manchmal ist mir's auch, als ob ich nicht dazu passe — eine Schwester Klara werde ich ganz gewiß nicht.“

Aber Plättlerin bleibe ich auch nicht!“

„Ich glaube, es ist am besten für dich, wenn du Kindergärtnerin wirst,“ überlegte Schwester Klara laut. „Die Kinder hängen wie Kletten an dir.“

„Wenn du meinst — mir ist's recht,“ erwiderte Gustel etwas kleinlaut. „Ich will sie auch sehr lieb haben! . . . Aber die Partiel! Ach, es war zu schön, das Wetter, die Fahrt, der Wald, das Kaffeetocher und Erdbeerpfücken und zuletzt gar noch das Tanzen!“

„Wie kamst du eigentlich dazu? Wer war noch dabei?“

„Ein Bekannter hatte mich eingeladen, ein Zimmermann: Gustav Henkel. Ich hatte ihn im vorigen Winter im Konzert kennen gelernt, an Kaisers Geburtstag. Seit dieser Zeit hat er's auf mich abgesehen.“

„Natürlich ist er doch brav, Gustel?“

„Das kann man gerade nicht behaupten,“ sagte Gustel sehr aufrichtig, „wenigstens munkeln die Leute allerlei. Darauf kann man aber doch nicht gehen. . . . Ich wäre aber doch lieber mit einem andern gegangen. Er war aber der einzige, der an mich gedacht hatte. Er schickte mir eine wunderschöne Einladungskarte, auf welche er selbst meinen Namen geschrieben hatte. . . .“

„Ich begreife dich nicht!“

„Ach, meine Lust war gar zu groß! Sei mir nicht böse!“

Wenn man die ganze Woche in der dunstigen Plättstube steckt, kann man Sonntag-Nachmittags unmöglich zu Hause bleiben. Man weiß ja sonst auch gar nicht, wie schön die Welt ist!“

„Wohin ging die Fahrt?“

„Nach dem Kuckud! Du kennst doch das Forsthaus am Walde?“

Schwester Klara schüttelte nur das Haupt. Sie kam eigentlich niemals über die Vorstadt hinaus.

„Nun, es ist ganz reizend dort. Das Forsthaus liegt ganz unter Bäumen versteckt, aber eine grüne Wiese ist auch dabei, auf welcher der Kaffee gekocht wurde. Es wurde ein ordentliches Feuer angemacht, und der Wasserkessel darüber aufgehängt. Die Herren suchten dürres Holz, und wir Mädels bereiteten den Kaffee. . . .“

„Für dich? Mit wem?“

„Eigentlich hätte ich doch nicht mit dem Henkel gehen sollen. Nun mußte ich mit ihm fertig werden. Du weißt ja, ich kann meinen Mund gebrauchen!“

„O ja!“

„Nun, hier war's notwendig genug. Er hat auch für jede Schmeichelei eine tüchtige Grobheit bekommen, und sie alle eingesteckt. Endlich war's ihm aber doch zu bunt, schon der andern wegen. Er that böse, ließ mich laufen und setzte sich zum Trinken mit den andern, die auch üble Laune hatten. Mir war's ganz recht. Mit der neuen Jungfer der Frau Fabrikdirektor ging ich Erdbeeren pflücken! Wir verirren uns auch ein bißchen im Walde, und singen schon an, uns zu graulen. Es hätte auch wirklich schlimm werden können, wenn uns ein Kollege Henkels nicht nachgeschlichen wäre. Er hatte es bemerkt, wie ich ihn abgefertigt hatte, und sich darüber gefreut, und kam mir nach, um mir das zu sagen. O, er war ganz

sein, ein richtiger Graf, und dabei so lustig. Wir schwagten, lachten, sangen. Ich aber merkte bald, daß er es auf mich abgesehen hatte, und ließ mir's gerne gefallen. . . .“

„Gustel, du gefällst mir nicht mehr!“ tadelte Schwester Klara scharf.

„Nimm's diesmal nicht so streng. Lieber Gott, man ist doch nur einmal jung, und er war nun einmal so, wie ich mir die netten Männer immer vorgestellt hatte. Man hat doch auch seine Gedanken, wenn man so Tag für Tag am Plättbrett steht und Halskragen und Manschetten für alle möglichen Herren plätten muß. Er ist übrigens auch vom Bau an der Cementfabrik. . . . Freilich, die Strafe ist nicht ausgeblieben!“

„Wie? — Du hast sie jedenfalls verdient,“ sagte Klara mit der Miene des „kleinen Schulmeisters“.

„Der Henkel hatte getrunken und war gewaltig eifersüchtig. Als mich der andere nun auch zum Tanzen holte, kannte er sich nicht mehr. Glücklicherweise war



„Tante Schwester, wo bist du?“ Klang es pflüchlich von weitem.

der Vorstand auf meiner Seite, und erklärte, daß wir Mädchen auch mit andern tanzen könnten, als mit unserem Einlader. Der Hentel war rasend und ging in Wut.

„Gustel, was richtest du für Unheil an!“ schalt Schwester Klara mit wirklichem Kummer.

Gustel fühlte den Ernst der Worte und erschraf.

„Ach, ich weiß ja, daß ich mich fortreißen ließ,“ sagte sie reuig, „aber wenn man nun mal so dazwischen ist, muß man doch auch mitthun. Es ist besser, ich bleibe künftig immer zu Hause, oder komme zu dir, Schwester Klara!“

Klara schwieg, in ihrem jetzigen Seelenzustand war sie unfähig, mit Ernst den „kleinen Schulmeister“ zu spielen.

„Ich will bald die weiße Haube tragen, wie du: dann ist's vorbei!“ schloß Gustel resigniert.

Jetzt erhob Klara energischen Widerspruch und sagte: „Nein, damit ist's weiter als jemals! Das Kleid der Diakonissinnen ist kein Unterschlupf. Du magst Plätterin bleiben. Wenn ich auch deiner verstorbenen Mutter versprach, dir den Weg zum Samariterdienst zu bahnen, weiß ich doch, daß auch sie jetzt anders denken würde. . . . Hast du deinen Liebhaber wiedergesehen?“

„Nein!“ sagte Gustel aufrichtig. „Er begleitete mich bis an die Waschanstalt, da es unsicher war auf den Straßen vor betrunkenen Arbeitern, und weil ich mich vor dem Hentel fürchtete. Beim Abschied gab er mir die Hand, das ist alles!“

Klara schien beruhigt.

„D, sei mir nicht böse, Tante Schwester,“ bat sie kindlich. „Du weißt nicht, wie einem armen Mädchen zu Mute sein kann, wenn . . . Nein, du verstehst das nicht! . . . Was ist dir? Du wirst blaß —“

„Mir? — Gar nichts!“ wehrte Klara ab. „Ich rate dir, recht ernstlich bei der Arbeit zu sein, und mich recht oft zu besuchen. Wie viel Chemisettenthemden plättest du den Tag?“

„Alle Viertelstunden muß eins fertig sein! Du siehst, ich bin tüchtig in der Übung!“

„Allerdings! — dann mußt du freilich am Sonntag frische Luft haben! Wir wollen manchmal einen Spaziergang ins Feld hinaus machen.“

Gustel nickte mit fauerlicher Miene. Der Sonntags-spaziergang war herzlich gut gemeint, aber es schien ihr ein schlechter Ersatz.

„Und wenn er uns dann begegnet und dich grüßt, oder auch einmal anspricht, so schadet das auch nicht viel!“ setzte Schwester Klara zu großer Überraschung Gustels plötzlich hinzu. „Ich halte es nämlich für notwendig, daß die Sache abgewartet wird.“

„D, was du gut bist!“ sagte Gustel freudig und überrascht.

„Wenn er ein braver Mann ist, kannst du eine glückliche Frau werden! Aber es ist spät geworden. Du mußt nach Hause, Gustel, es wird dunkel sein, ehe du in der Waschanstalt bist.“

IV.

„Ich kann dir gar nicht sagen, wie wohl mir ist, trotz der Schmerzen, fast wie neugeboren! Wahrhaftig, 's ist mir wie ein Traum, daß du neben meinem Bette sitzt, und nicht mehr böse auf mich bist. . . .“

„Nein, Franz, ganz gewiß nicht!“

„Ja, du warst immer mein guter Kamerad, schon in der Schule. Weißt du noch, wie ich uns einst eine Schantel gemacht hatte, nur für uns beide?“

„Ja, es war eine schöne Zeit, so schön kann's niemals wieder werden!“ sagte Klara gedankenvoll.

„Mache dir keine Gedanken, alle Windbeutelei ist verfliegen! Ich bin zu glücklich, daß du wieder gut bist. Nimm einmal dort die Bibel vom Bücherbrett und lies mir vom verlorenen Sohn. Ganz so schlimm habe ich's nicht gemacht, aber es schadet doch nichts.“

Klara las vom verlorenen Sohn, der Kranke hörte andächtig zu. Dann plauderten sie wie alte Bekannte. So verging der Tag in ungetrübtem Beisammensein und seliger Freude für Klara. Für Franz aber waren es Stunden der Einkehr und Heiligung, was sein Herz bewegte, ging ihm über die Zunge.

Während der Nachtwache kam Klara zu festem Entschluß. Mit überwältigender Gewalt fühlte sie sich gezwungen, ihr Amt niederzulegen und dem Geliebten anzugehören. Es war ein wunderbares, schwer zu verstehendes Geschick, aber die Bahn war ihr klar vorgezeichnet durch ihr Herz, und das Werk der christlichen Barmherzigkeit stand ihr zu hoch, um es mit geteiltem Herzen ausüben zu können. Ein Weib, das liebt, und wenn sie sonst auch noch so hoch über ihre Schwestern hinausragt, ist eben wie alle ihresgleichen, für eine Weile wird und muß sie alles vergessen über jenem einen: der Liebe!

Am Nachmittage des folgenden Tages kam Frau Werner herauf und erklärte, nochmals die Nachtwache übernehmen zu wollen.

Während der Kranke leise schlummerte, erzählte sie Schwester Klara, daß ihre Kostleute ihr berichtet hätten, daß dem Unglücksfalle, von welchem ihr Mieter betroffen sei, wahrscheinlich ein Schurkenstreich zu Grunde liege. Die Baukommission habe bereits festgestellt, daß ein Duerballen der aufzurichtenden Siebelwand angefügt gewesen sei, unweit der Verzäpfung. Vermutlich sei die That in erster Morgenfrühe geschehen. Der Thäter werde gewiß ermittelt werden. Man habe bereits Verdacht.

Schwester Klara bat Frau Werner, vorläufig über die Sache zu schweigen, um den Kranken nicht zu beunruhigen. Der Kranke sei sehr reizbar, und jede Erregung augenscheinlich schädlich.

Dann ging sie heim.

Wie immer dankte sie mit Demut und Freundlichkeit, wenn sie angesprochen wurde. Aber, von ihren Gedanken in Anspruch genommen, sah sie nicht mit früherer Teilnahme auf die spielenden Kinder, und als die Frau eines kleinen Handwerkers sie zu sich ins Haus winken wollte, blickte sie nach der andern Seite.

Daheim erschloß sie den halbgefüllten Brautkoffer und ließ die aufgesammelten Schätze durch die Finger gleiten, in rührender Erinnerung an die verstorbene Mutter, welche das Leinen für die Tochter gesponnen und zubereitet hatte. Dann begann sie Pläne für die zukünftige Einrichtung zu machen. Anstatt der Mietwohnung konnten sie auch ein eigenes Häuschen haben, die paar hundert Thaler elterliches Erbeil wären zum Bau oder Ankauf eines solchen gut und sicher angelegt gewesen. Dann schloß sie den Kleiderschrank auf, um eines ihrer früheren Kleider anzuprobieren. Abichtlich wählte sie eins, in welchem sie mit Franz spazieren gegangen war, wie um wieder an die Jugendzeit anzuknüpfen. Aber die Anprobe stellte sie doch nicht zufrieden. Sie kam sich fremd vor in der weltlichen Kleidung und griff bald wieder nach dem dunkeln Gewand, in welchem sie jederzeit so sicher und schlicht über die Straßen ging, selbst in den rohesten Volkshäufen hinein. Aber als Franz' Gattin würde sie sich schnell wieder an die weltliche Kleidung gewöhnen. Dann dachte sie wieder, welches Aufsehen ihre Berhei-

raturung machen würde in den betreffenden Kreisen. Wahrscheinlich würde sie dieselbe laute Mißbilligung erfahren, wie neulich die Verlobung einer Schwester mit einem jungen Arzt des Krankenhauses. Aber auch keine Rücksicht auf das Gerüde der Welt durfte sie zurückhalten. Neben Franz' Bette sitzend, hatte sie Gott mit heißem Flehen ihre Bedrängnis vorgetragen, und ihn gebeten, sie aus der Dual des Zweifels zu erretten. Umsonst blickte sie aus nach irgend einem Zeichen, das ihr den Pfad wies, so konnte sie nur den Weg gehen, zu welchem sie die wiedererwachten heißen Jugendgefühle trieben!

Gegen Abend ging sie nach der Zementfabrik, da ihr die Frau Fabrikdirektor einige Erfrischungen für ihre Kranken in Aussicht gestellt hatte. Zurückkehrend fand sie auf dem Tische einen Zettel von Gustels Hand. Er lautete:

„Liebe Tante Schwester!

Es thut mir ganz furchtbar leid, daß ich Dich nicht zu Hause getroffen habe. Ich muß Dich durchaus bald sprechen über etwas Schreckliches. Ich bin sehr unglücklich! Nimm es auch nicht übel, daß ich mir doch eine Hand voll Rosen aus Deinem Garten abgepflückt habe. Ich komme wieder, sobald ich kann.

Deine Gustel Friedrich.“

Was fiel der Gustel ein? Was hatte sie „Schreckliches“ mitzuteilen? Sie war eigentlich immer noch ein Kindskopf. So ungefähr dachte Schwester Klara, als sie ihr Lager aufsuchte.

Die Sprechstunde am Morgen ward etwas eilig abgethan. Während der Nacht hatte sie wachend und träumend den Plan eines eigenen Häuschens weiter ausgearbeitet. Was würde Franz dazu sagen? . . . Sie freute sich unendlich, mit ihm davon sprechen zu können.

Gewohnheitsmäßig trat sie leise ins Krankenzimmer. Der Kranke bemerkte sie nicht, umso besser konnte sie ihn beobachten. Aber schon der erste prüfende Blick sagte ihr, daß mit dem Kranken eine wesentliche Veränderung vorgegangen sei. Worin diese Veränderung eigentlich bestand, war Schwester Klara nicht klar, noch weniger vermochte sie sich die Ursache zu erklären. Er sah zwar aufgerichtet im Bette, auch lag lebhaftes Rot auf seinem Gesichte, aber der Blick war sonderbar unruhig.

„Wie geht es dir heute, Franz?“

„Ausgezeichnet!“ Er versuchte sogar eine Walzermelodie zu pfeifen. „Sieh' mal her!“ Dabei zog er einen Strauß Rosen hervor — es waren die ängstlich gehüteten, dennoch geplünderten Rosen aus Klaras Garten!

Klara war leichenbläß geworden, der Patient bemerkte es nicht. In ihrem Herzen ward es plötzlich taghell und düstere Nacht zugleich. Wo hatte sie denn ihre Gedanken gehabt? . . . Ja, der Zimmermann, der „Graf“ von Gustels Landpartie war kein anderer als Franz Grafshof. Und der Henkel hatte aus Rache und Eiferucht den Schurkenstreich verübt, dessen tödliches Opfer der Kranke um ein Haar geworden wäre. Das neugeträumte Glück fiel zusammen wie ein Kartenhaus, und ließ nichts zurück als Neid und Beschämung.

„Sieh mal die Rosen, Klara, sind sie nicht schön?“ frug der Kranke, den Strauß zur Nase führend. „Famos!“

„Herrlich! Wer hat sie dir gebracht?“

„Ah, das möchtest du wohl gern wissen?“ lachte der Kranke. „Nun, vor dir darf ich kein Geheimnis mehr haben. Ein hübsches Mädel schickt sie mir, oder hat sie vielmehr unten bei Mutttern abgegeben,“ berichtete der „schöne Franz“, ganz wie früher.

„Woher kennt sie dich denn?“

„Wir waren neulich im Grünen zusammen zu einer Landpartie auf dem Kuckuck. Der Kuckuck ist ein lustiger Vogel, und so habe ich ihr tüchtig die Cour geschmitten. Verlernt hab ich's nämlich immer noch nicht, ich hatte ja auch den »kleinen Schulmeister« noch nicht wieder bei mir. Die Gustel Friedrich ist aber auch ein scharmantendes Kind, famoseres Mädel, im Geschäft Plätterin. Der arme Piepvogel stecht den ganzen Tag in der Stube, darum war sie aber auch richtig aus dem Häuschen. Ich sage dir, Klara, wir haben uns nicht zusammen gelangweilt, und der Gustav Gentel, der sie eingeladen und für sie bezahlt hatte, war wütend eiferfüchtig. Ich fürchtete zuletzt, er würde ihr etwas anthun. Aber, Unsinn, das ist alles vorbei, seit ich dich wiedergefunden habe, Herzchen!“

„Du regst dich auf, Franz. Dein Zustand ist nicht so gut, als die vorübergehenden Tage, die Haut ist heiß und trocken und der Puls geht beschleunigt.“

„Unsinn, es geht mir mancherlei im Kopfe umher, das ist's?“

„Du mußt dich wirklich ruhiger verhalten!“

„Ah, Klara, ich bin so glücklich, daß du nicht mehr böse auf mich bist!“ sagte der Kranke dankbar und erleichtert, ganz wie neulich.

Klara antwortete nicht, absichtlich vermied sie, über etwas zu sprechen, was auf ihr beiderseitiges Verhältnis Bezug haben konnte. Mehr um feinen Gedanken eine bestimmte Richtung zu geben, und um ihre Idee auf ihre praktische Brauchbarkeit prüfen zu lassen, sprach sie aber von ihrem Plane eines Hausbaues, zu welchem sie ihr elterliches Erbeil verwenden wollte. Franz war auch sofort wieder Feuer und Flamme.

„Du bist immer ein gezeichnetes Frauenzimmer gewesen!“ sagte er. „Das Ding kann prächtig gehen. Die Bausteine sind augenblicklich billig, weil die Baumut nachgelassen hat, besonders durch die Streiks. Ich werde die Sache schon einrichten. Donnerwetter, nun soll ich gar noch Hausbesitzer durch meine alte Jugendliebe werden!“

Klara war nur halb zufriedengestellt, und bei zunehmender Verschlimmerung des Zustandes verging der Tag für sie peinvoll und unglücklich. Auch die Wunde zeigte sich plötzlich mißfarbig, und fing an, von neuem heftig zu schmerzen. Der junge Fabrikarzt schüttelte den Kopf, konnte sich die Veranlassung nicht erklären.

„Wenn ich Sie nicht als die gefesteste Person von der Welt kenne, würde ich glauben, mit dem Kranken sei etwas Unverantwortliches geschehen!“ sagte er fast böse. „Morgen werde ich den Sanitätsrat mitbringen!“

Als die Fiebermessung vierzig Grad ergab, erkannte Klara mit Klarheit die Gefahr, und das wiedererstandene Weib in ihr litt unsäglich. Unbewußt hörte sie auf, dem Bruder als Schwester zu dienen, und sah händeringend, ein gebrochenes Weib, am Bette des Geliebten.

Gegen Morgen hörten die Schüttelfröste auf, auch das Bewußtsein ward wieder klar. Aber die Entzündung der Wunde war noch nicht gehoben und drohte mit übelster Rückwirkung auf das Gesamtbefinden. Auch der Sanitätsrat war noch nicht zufrieden.

„Das ist mal wieder so ein Fall, für den es keine Erklärung giebt,“ sagte er nachsinnend. „Bon Haus aus keine gefährliche Sache, dazu die beste Pflege und doch . . . Apropos, Schwester Klara, ich kann Sie nicht einmal hier lassen — wir müssen durchaus noch ein paar richtige Krankenpflegerinnen haben. Der Gesundheitszustand ist plötzlich recht schlecht geworden . . .“ wandte er sich an die Pflegerin.

Klara erleichte. War's möglich, daß man sie von der Seite des Geliebten reißen wollte, jetzt, nachdem sich die Fajern ihres Herzens wider Willen wieder festgewurzelt hatten? Aber es gab keinen Widerspruch.

„Telegraphieren Sie noch heute ans Mutterhaus, damit ein paar erfahrene Pflegerinnen sofort geschickt werden. Ruhr und Typhus giebt's nicht oft mehr vereinzelt, und Sie müssen wieder nachsehen, kontrollieren, damit sich keine Krankheitsherde entwickeln. In einem Fabrikort darf so etwas am wenigsten veräußt werden.... Sehen Sie sofort die Depesche auf. Wann kann die Ablösung hier sein?“

„Vielleicht heute abend, sicherlich aber morgen früh,“ überlegte Klara.

„Da die Schüttelfröste nicht wiedergekehrt sind, halte ich die Gefahr für beseitigt,“ fuhr der Sanitätsrat, nach abermaliger scharfer Beobachtung des Kranken, fort. „Dennoch verzieht sich die äußerste Vorsicht von selbst, und der Patient hier hat obnehin ein doppeltes Anrecht auf die beste Pflege. Wissen Sie schon, Kollege, daß man den vermutlichen Urheber des Unglücksfalles gefänglich eingezogen hat?“ wandte er sich an den Fabrikarzt.

„Ich hörte davon sprechen.“

„Man vermutet Rache und Eifersucht — die Welt wird doch niemals vernünftig. Ich hoffe, daß der Rückfall in zwei bis drei Tagen vollständig überwunden ist, damit die Vernehmung des Patienten erfolgen kann.“

Nachdem die Ärzte gegangen waren, setzte sich Klara nieder, um die Depesche aufzusetzen.

„Was schreibst du denn, Klara?“ frug der Patient leise.

Sie schwante zuerst, ob sie Auskunft geben sollte, hielt es aber doch endlich für besser, den Kranken auf ihr baldiges Weggehen vorzubereiten.

Es machte auch nur geringen Eindruck. Der Patient schien in seinen Gedanken von mancherlei anderem beschäftigt, besonders auch von dem geplanten Hausbau, dessen Einzelheiten er sich in Gedanken zurechtlegte. Endlich sagte er: „Gieb mir doch ihre Rosen einmal her!“

Klara, die die Blumen schon am Morgen ins Wasser gestellt hatte, reichte sie herüber.

„Auch die Visitenkarte!“

Klara nahm das kleine Blättchen, auf dem neben Gustels gedrucktem Namen „Mit allerherzlichster Teilnahme“ von ihrer Hand geschrieben stand, und gab es dem Kranken.

„Visitenkarten sind eine überflüssige Ausgabe für arme Blätterinnen,“ entfuhr es ihr unwillkürlich.

„Du bist immer noch der »kleine Schulmeister.«“ sagte der Kranke verlegt. „Daß sie sich wie ein Fräulein, ein richtiges, trägt und hat, gefällt mir von ihr. Du kennst sie nicht.“

„Doch, Franz, ich kenne sie.“

„Warum nicht gar? Nun, hab' ich unrecht? Ist sie nicht ein scharmantestes Mädel?“

„Freilich ist sie ein braves, liebes Kind. Ihre Mutter habe ich in ihrer letzten Krankheit gepflegt, natürlich nur neben der Tochter. Ich habe auch der Mutter versprochen, der Gustel die Wege zu ebnen, wenn sie vielleicht auch Schwester werden will.“

„Das darf sie nicht, nein, Klara, das ist nichts für sie! Das Mädel kann einen jungen ordentlichen Kerl sehr glücklich machen.... Setz doch einmal deine weiße Mütze ab!“ gebot Franz mit dem Eigensinn des Patienten.

„Warum?“

„Ich will sehen, wie du ohne deine Kappe aussiehst.“

Klara widerrehte anfangs, dann that sie es doch.

„Bleibe so — ich bitte!“ s ist mir dann, als ob wir niemals getrennt gewesen wären, und das wäre das allerbeste.... Bleibe so, wenn du mir auch in deiner Haube besser gefällst!“

Gegen Abend trat wieder leichtes Fieber ein, aber die Wunde erschien weniger misfarbig als gestern. Klara atmete auf, aber sie dachte zugleich mit Schmerz daran, ihren Platz bald räumen zu müssen. Der Patient schien ihr Weggehen vergessen zu haben, lag meist im Halbschlaf und rief ein paar mal Gustels Namen. Dafür war er aber im Wachen vollständig klar und zeigte sich rührend dankbar gegen seine Pflegerin.

V.

„Schwester Klara, kommen Sie doch schnell herunter, die Gustel Friedrich ist wieder da!“ trat Mutter Werner nach Sonnenuntergang in die Stube, während der Kranke bereits in festem Nachtschlaf lag. „Das Mädel ist ganz von Sinnen. Sehen Sie — ich werde hier bleiben.“

Klara ging hinab, sie ahnte, daß Sorge um Franz Gustel hergeführt habe. Es war ein unangenehmer, beängstigender Gedanke, daß sie einer Nebenbuhlerin entgegenzutreten sollte, und daß diese Nebenbuhlerin gar ihre kleine liebe Gustel war. Aber sie fühlte auch ihre Liebe bis zur Leidenschaft herangewachsen und war fest entschlossen, für das früher vielleicht thöricht verschmerzte, unerwartet neu geschenkte Himmelsgut zu kämpfen und zu leiden. Und befaß sie nicht neu die Hingebung des geliebten Mannes? Die Erinnerung an die flüchtige Begegnung mit Gustel würde verfliegen, wie manche andere früher, die sie vielleicht erstner genommen, als sie gefolgt hätte. Wenn sie erst miteinander in ihrem eigenen Häuschen wohnen würden, war alles vergessen. Dafür sollte Gustel dort ihr lieber, geringesehener Gast sein.

„Ach, Schwester Klara, was macht er denn? Es soll wieder schlimm geworden sein, erzählte mir Mutter Werner,“ warf sich Gustel schluchzend und hochbehauffert Klara an die Brust. „Ich hatte keine Ruhe mehr und bin nur so hergerannt — aus der heißen Plättstube hinweg....“

„Nimm gleich mein Tuch um,“ sagte Klara, das Fenster schließend. „Du bist sehr leichtsinnig und wirst dich erkälten.“

„Ist's wahr, daß er sterben wird? Ach, ich möchte mit ihm sterben!“ sagte Gustel schluchzend.

„Der Rückfall ist, Gott sei Dank, ziemlich überwunden, war allerdings nicht ohne Gefahr,“ berichtete Klara.

„Du nimmst mir eine Last vom Herzen! Ich war gestern abend schon im Martinsstift, um mich auszuweinen. Dabei hörte ich, daß du seine Pflegerin bist. O! ich bin so glücklich darüber. Ach, Tante Schwester, du weißt doch, daß ich schuld bin an der ganzen schlimmen Geschichte?“

„Ja, wenigstens die Ursache.“

„Ich bin schuld daran, ich allein....! Gottlob, daß er wenigstens nicht sterben wird. Nun, ich verspreche dir, niemals wieder leichtsinnig zu sein. Ich will zufrieden sein, wenn er gar nicht wieder an mich denkt und bald eine gute Frau heiratet. Wenn er nur wieder gesund wird.“

Die Entsagung der kleinen, lebensvollen Gustel traf Klaras Herz. Die Antwort ward ihr indessen abge-schnitten durch einen Fabrikarbeiter, der sie irgendwo erfragt haben mußte und ihr nachgeeilt kam. Mit der

Kraft seiner männlichen Erscheinung stand ein gedrücktes Wesen in grellem Widerspruch. Auch konnte er unmöglich von der Arbeit kommen, die Bluse war tadellos reinlich, auch Gesicht und Hände zeigten sich ohne jede Spur von Ruß und Schmutz. „Schwester, meine Frau schickt mich,“ sagte er eilig. Sie kennen sie — Frau Körner — —

„Freilich, Sie haben eine brave Frau!“

„Wollt' ich meinen! 's ist was mit ihr durchzusetzen! Jetzt ist sie aber doch ganz kaputt, ganz — —“

„Wieso?“

„Unser Jüngstes ist schwer krank gewesen, und erst kaum wieder besser. Und nun hat unser Frischchen gar die Diphtheritis gekriegt — ach, Schwester, 's ist das reine Glend bei uns! . . . Da wollt' ich denn fragen, ob Sie uns helfen wollen?“

Schwester Klara fand sich sonderbar bewegt; es war etwas an dem Manne, das an ihr Herz griff: Stolz und weiches Gefühl zugleich. Es drängte sie, den Leuten beizustehen, aber neben der Pflicht hielt sie ihr liebendes Herz zurück. Sie mochte Franz' Krankenbett um keinen Preis früher verlassen, bis die Pflicht des Gehorhams sie dazu zwang.

„Ich bin jetzt in Privatpflege, Körner,“ sagte sie bedauernd. „Sie haben doch von dem Unglücksfall auf der Cementfabrik gehört?“

„Freilich, ja, das ist so was, das an die große Glocke geschlagen wird, und in allen Zeitungen steht!“ höhnte er bitter.

„Sie sind ungerecht, Körner!“

„Man weiß ja, bei so etwas ist allezeit Hilfe da, mehr als nötig. Aber wenn infireiner sich ein Herz faßt, wird er abgewiesen. Das ist man schon gewohnt . . .“

„Aber, Körner, es ist ja auch ein Arbeiter, vielleicht ein Kamerad von Ihnen, den ich pflege,“ wandte Klara ein.

„Einerlei, 's ist doch so! Wenn man nur stille ist, kann man sterben und verderben, darnach wird nicht gefragt.“

„Sie sind im Irrtum, wahrhaftig! Glauben Sie mir auf mein Wort, daß ich Ihnen gern hülflebensgern,“ sagte Schwester Klara in Tone der Überzeugung. „Ich weiß, daß Ihre Frau schlumm daran ist — sie war neulich bei mir. Ich weiß auch, wie sie sich wehrt gegen das Glend . . .“

Die letzten Worte erregten die Leidenschaft des Mannes aufs höchste. „Keine Milch im Hause, kaum ein Bissen Brot,“ rief er in Tone der Verzweiflung.

„Nehmen Sie gleich von Mutter Werner ein Brot mit, und was sonst nötig ist,“ fiel Klara schnell ins Wort. „Ich bezahle es aus meiner Unterstützungskasse, die sich immer wieder füllt, durch gute Geber . . . Ach, wenn es doch möglich wäre, daß ich mit Ihnen gehen könnte!“ setzte sie überlegend hinzu. „Aber Mutter Werner hat schon ein paar Nächte bei dem Kranken gewacht, und ist mir auch nicht zuverlässig genug.“ Da — wie vom Schicksal selbst geleitet, fällt ihr Blick auf Gustel Friedrich, die noch unbeachtet in der Ecke sitzt, stumm und vergessen, und nur von ihrem Herzen gehalten . . . Wunderbares Menschenherz — wer vermag dich auszukennen? Bei ihrem unverhofften Anblick kommt Klara plötzlich ein Gedanke, an dessen Möglichkeit sie noch vor fünfzehn Minuten nicht geglaubt hätte. Ihre wiedergewonnene Jugendliebe und der segensreiche Beruf, dem sie sich geweiht hat, scheinen ihr ein paar Sterne, gleich hell die Lebensbahn beleuchtend. Eine erfolgreiche Thätigkeit ist bei dem reifen Menschen wie ein

Stück des Lebens selbst . . . Dazu erscheint ihr der Samariterberuf plötzlich als Brücke, welche die Humanität über den Abgrund geschlagen hat, der die Menschheit scheidet. Es ist nur ein schmaler Steg, aber er ist breit genug, um das einzelne strauchelnde Menschenkind, den Nächsten, den Bruder, zu stützen! . . . Ein neuer Blick auf Gustel und sie ist entschieden. Sich an den Arbeiter wendend, sagt sie: „Gehen Sie zu Ihrer Frau und sagen Sie, daß ich kommen werde. Sie muß schlafen, um jeden Preis. Das Frischchen soll sie nicht vermissen!“

Der getröstete Mann geht, und sie ist mit Gustel allein. Zehn Minuten später kennt Gustel alles.

„O Klara, wie ist's nur möglich!“ sagte diese thranenschluchend. „Aber er gehört dir — unweiderzlich! Dich verdient er, keine andere. Mich wird er schnell vergessen, wenn er überhaupt noch an mich denkt. Mit uns Mädels ist das was anderes. Aber ich werde es auch überwinden!“ setzte sie trogig hinzu.

„Ruhig, Gustel! Wozu die Worte? Die Zukunft wollen wir Gott überlassen! Ich wiederhole nur die Frage: Willst du diese Nacht bei ihm wachen? Morgen mit dem Frühzuge ist die Ablösung sicher hier — ich glaube nicht, daß du an deiner Arbeitszeit versäumen wirst!“

„Ob ich will? O Klara, Klara!“ schluchzte Gustel laut.

„Gut, dann ist die Sache abgemacht. Trockne deine Thränen und sei herzhaft, wie es einer Krankenpflegerin zukommt . . . Du hast weiter nichts zu thun, als am Bette zu sitzen, bis er aufwacht. Dann werden die Kompressen auf der Wunde erneut, vielleicht verlangt er auch zu trinken. Er wird vermutlich gleich weiterschlafen, denn er hat ein leichtes Schlafmittel erhalten. In der Dämmerung des Krankenzimmers wird er dich, schlafbefangen, voraussichtlich gar nicht erkennen. Natürlich darfst du nicht mit ihm sprechen, um ihn nicht zu ermuntern.“

Zehn Minuten später saß Gustel als Krankenpflegerin an Franz' Bette, während Klara zur Ablösung der erschöpften Mutter nach einem der Häuser der Vorstadt eilte.

VI.

Frischens Krankheit hatte bereits einen hohen Grad erreicht, die Nacht an seinem Bette war angstvoll und schrecklich. Dennoch hatte Schwester Klara die Pflege allein übernommen und die erschöpften Eltern zu Bette geschickt. Am frühen Morgen weckte sie den Vater, damit er die Ablösung übernehmen sollte. Denn es drängte sie mächtig, nach Franz zu sehen, bevor sie ihren Posten als Gemeindepflegerin wieder übernahm.

„Das Kind darf durchaus nicht schlafen, unterrichtete sie den Vater, und muß durch alle Mittel munter erhalten bleiben, damit das Häutchen im Halbe nicht zuwächst. Sehen Sie zu, wie Sie mit dem kleinen Kranken fertig werden, Körner, um Mittag spreche ich wieder vor!“

An Franz' Krankenlager fand Schwester Klara alles in Ordnung. Die vom Mutterhause abgesandte Krankenpflegerin war wirklich im ersten Morgengrauen angekommen, und Gustel hatte still und unbemerkt ihren Platz geräumt. Der Kranke saß aufrecht im Bette und schien durch die Nachtruhe erquickt.

„Ich schlief wie ein Bär diese Nacht, Klara,“ sagte er heiter und in jener glücklichen Genesungsstimmung, in der wir wieder Kinder sind, aber bewußte Kinder, welche den neuen, im Morgenrothausstrahl ausgebreiteten Teil des neuen Lebens dankbar empfangen. „Wo warst du diese Nacht, hier oder anderswo?“

„Weshalb, Franz?“
„Ich fühlte deine Hand, leicht und leise wie immer, und doch“ — er stockte plötzlich.

„Nun?“
„Lache mich nicht aus, aber ich träumte, die kleine Gustel mache sich mit meiner Wunde zu schaffen. Sonderbar — nicht wahr?“

Klara überlegte. Aber am Bette des stündlich dem Tode abgerungenen Kindes war ihr der Entschluß gekommen, ihrem Berufe treu zu bleiben. Darum sagte sie, um die Gedanken des Kranken selbst auf das Kommende hinzulenken: „Und wenn es kein Traum gewesen wäre, Franz, wenn Gustel wirklich bei dir war, durch eine Fügung, einen Zufall . . .“

„Rede doch verständlich, Klara, kann es denn — möglich sein?“
„Beglückt es dich sehr, Franz?“

Der Kranke versuchte einzulenken und sagte: „Niemand kann besser für mich sorgen, als du!“

„Gustel wird's auch lernen, versteht es schon, durch ihre Liebe. Die nächste Nacht wacht Schwester Justine aus Bethesda; dann wollen wir weiter sehen!“

„Dann — kommt Gustel wieder?“ forschte der Kranke eifrig.

„Ich hoffe, du brauchst bald keine Pflegerin mehr, nur eine Gesellschafterin. Guten Morgen!“

Sie brach ab und eilte hinaus, um standhaft zu bleiben. Auch traten ihr bald mancherlei Veranlassungen entgegen, die ihre Gedanken glücklich ablenkten. Hier mußte sie Rat erteilen, und dort einen kurzen Besuch machen. Gegen Mittag war sie wieder bei Körners. „Nun, wie geht's?“ frug sie freundlich.

„Ich habe dem Bürschchen allerlei Schmuck vorgemacht, damit er mir nicht einschläft!“ berichtete Körner, indem er sein Kunstprodukt, einen holzgeschnitzten kleinen Wagen, mit Knopfformen als Räder, vorzeigte.

„Wie hübsch!“ bewunderte Schwester Klara. „Nun, da ist die freie Zeit doch zu etwas gut gewesen! . . . Ihre Frau hat sich ausgeschlafen und die Lücken in der Wirtschaft ergänzt.“

„S war auch ein saueres Stück Arbeit, dem kleinen Bürschchen die Augen offen zu halten!“ versicherte Körner, den Angstschweiß von der Stirne wischend.

„Darf ich ein Wort sprechen, Körner?“

„Was denn? Versteht sich!“

„Drei von der Leber weg?“

„Natürlich!“

„Ich sprach am Morgen auch auf der Maschinenfabrik vor um einen Topf mit Fleischbrühe für das Frischchen. Das Kind darf nicht von Kräften kommen.“ Aus Körners Antlitz brach ein Blick des Zornes.

„Wir wollen keine Almosen,“ sagte er bestig.

„Behüte! Das ist nur in der Ordnung,“ bestätigte Schwester Klara. „Wer gesund ist und sein Brot verdienen kann, darf nichts annehmen. Die Brühe aus der Küche hole ich aber für mich, das heißt für meine Kranken; es ist mir ein für allemal gestattet worden. — Allerdings habe ich zufällig diesmal auch den Chef gesprochen.“

„Was sagte er?“ fiel Körner schnell ein.

„Er war voll Teilnahme für Ihr Mißgeschick, und beklagte, Sie entbehren zu müssen!“

„Nun, man hat auch immer seine Schuldigkeit gethan!“ sagte Körner mit Selbstbewußtsein.

„Das ist auch anerkannt — jederzeit — wie mir der Fabrikdirektor sagte. Ich soll Sie erinnern, zu bedenken, daß die Interessen der Fabrik mit denen der Arbeiter Hand in Hand gehen. Der Herr bedauerte Ihre Unthätigkeit auch aus dem Grunde, weil er gehofft habe, daß Sie ihm helfen würden, einen tüchtigen Arbeiterstamm zu erziehen, als erste Stütze eines großen Unternehmens! Soweit mein Auftrag . . .“

„Ist das alles?“ frug Körner etwas enttäuscht.

„Nicht ganz. Aber ich wage nichts mehr zu sagen!“

„Heraus mit der Sprache!“

„Nun, der Chef sagte auch, daß alles vergessen sein soll, wenn Sie bis Sonntag wieder die Arbeit aufnehmen, und sich dadurch dem Einflusse der Nadelstichfabrik entziehen. Dann muß er im Interesse der Fabrik andere Arbeiter kommen lassen, und die Sache ist abgethan . . . Es soll aber keine Beeinflussung sein — Sie sind Mann und handeln, wie Sie wollen . . . Aber das Frischchen muß seine Brühe haben.“

Körner kratzte sich hinter den Ohren und schwieg. Dafür warf Frau Körner Schwester Klara einen Dankesblick zu, als sie mit einer Tasse ins Zimmer trat, aus der Frischchen die Brühe trank.

Gegen Abend verließ Schwester Klara die Arbeiterwohnung mit der Überzeugung, daß der kleine Patient die Gefahr überstanden habe. Körner konnte ihr nicht die Hand drücken, denn er war seit einer halben Stunde



Als sie aufblickte, sah sie eine Arbeiterfamilie vor der Thüre sitzen.

verschwunden, und Klara ahnte auch, wohin er gegangen war. Ruhebedürftig wandte sich die Gemeindepflegerin nach dem Martinstift. Aber noch hatte sie manchen Gruß zu spenden, manche freundliche Auredede zu erwidern. Auch aus dem kleinen Hause einer Seitenstraße klang ihr ein freundliches „Guten Abend, Schwester!“ entgegen. Als sie aufblickte, sah sie eine Arbeiterfamilie vor der Thüre sitzen: Vater, Mutter und drei hübsche Kinder. Der Mann versuchte sich auf der Harmonika und die Frau sah so ordentlich und sauber aus, daß Schwester Klara im ersten Augenblick die arme getröstete Gemüthsdelikte nicht mehr in ihr erkannte. Später trat sie hinzu, um ein paar freundliche Worte zu sprechen.

Dahem saß sie noch eine Weile in ihrer Laube, thätig und heute nur mit ihren Gedanken beschäftigt. Um sie her spielten und lärmten die Nachbarskinder, die von allen Seiten herbeigeströmt waren und sich freuten, „Tante Schwester“ wieder daheim zu haben. Und ihr langentbehrtes Plaudern und Lachen klang Klara hell wie der Verkehrlschlag eines neuen Morgens!

Die heimliche Liebe des genesenden Franz Grafhof und Gustels wuchs unter dem liebevoll hütenden Auge Klaras immer reiner, aber auch mächtiger heran. Bald nach seiner Wiederherstellung kam es zu voller verständlicher Aussprache, und schon im Herbst wurden sie Mann und Frau. Gegewärtig bewohnen sie noch eine Mietwohnung im Arbeiterviertel, im Frühling aber beginnt der glückliche junge Gemann den Bau eines eigenen Häuschens, zu welchem ihnen Schwester Klara das Kapital zinslos vorgestreckt hat. Ihrem Berufe zurückgegeben, bedarf sie, beglückend und selbst beglückt, auf Erden nichts mehr!

In der Fabrikvorstadt aber hämmern, klopfen und pfeifen die Maschinen nach wie vor, und rühren sich tausend fleißige Hände, früh und spät. Es kommen und gehen die Zeiten, und mit ihnen wechseln die Strömungen im Menschengenisse. Oft giebt's Risse und Klüfte, lauert heimlich der Abgrund. Wohl dann dem Strauchhinden, dem die Erkenntnis den Weg weist, und die Menschenliebe rechtzeitig die Hand entgegenstreckt!

Letzter Wunsch.

Von Frida Schanz.

Im Marienhospital war ein bedeutender Umbau vollzogen worden; beinahe wie eine Reihe von Festsälen lag die Flucht der neuen, hohen und luftigen Räume im klaren kalten Licht des eijigen Wintermorgens da. Tische, Geräte, Betten und Bettzeug, — alles neu oder doch wenigstens erneuert und aufgefrißt; das Ganze mußte der freundlichen Landesherrin, die sich in Begleitung einer reizenden jungen Hofdame von der Vorsteherin der Anstalt eben durch die noch nicht lange wieder besetzten Krankensäle führen ließ, einen durchaus wohlthuenden und tröstlichen Eindruck machen. Die Herzogin besaß ein weiches und edles Herz, und die Verbesserungen im Hospital waren, wie so manche wohlthätige Neuerung im Ländchen, auf die Rechnung ihrer thätigen und barmherzigen Nächstenliebe zu setzen; sie unterzog denn auch die verschiedenen Umgestaltungen des Hospitals einer eingehenden und wahrhaft mütterlichen Prüfung.

„Diese neue Art Keilkissen ist prächtig! Meinen Sie nicht auch, liebe Gekädt?“

Die schöne junge Begleiterin fand es auch. „Ganz vorzüglich, Hohent!“ rüthnte sie mit ihrer wohl lautenden Stimme, der man die heimliche Dual und Ungeduld, welche das Weltkind bei diesem ganzen Hospitalbesuch

empfund, durchaus nicht anmerkte. Sie fand alles überraschend schön, praktisch, außerordentlich zweckentsprechend; die hohe Frau konnte sich bei den warmen Lobpreisungen ihres schönen Lieblings eines heimlichen Wohlgefühls nicht erwehren.

Freilich, die Spuren von Schmerz und Qual auf vielen der bleichen Leidensgesichter in den schon wieder von Kranken besetzten Sälen blieben auch in den vergrößerten Räumen samt ihren trefflichen Neuerungen dieselben, die sie immer gewesen waren. Krankheit und Jammer lassen sich eben auch durch Fürstenthum nicht so leicht aus der Welt schaffen.

Dieser Gedanke streifte die Seele der Fürstin nicht umsonst. Nicht ohne Grund blieb sie heute länger, als es sonst ihre Gewohnheit war, tröstend und fragend an diesem und jenem Schmerzenslager stehen.

Das Fräulein mußte lange traurige Geschichten von Anfällen, schweren Operationen und unheilbaren, bald verzweifelt, bald mild und geduldig getragenen Martern mit anhören. Ihr junges lebensdürftiges Herz zitterte dabei vor Ungeduld; die schlanke Schönheit war der verwöhnte Abgott der hohen Kreise, und jedes Hoffest bedeutete für sie einen neuen glänzenden Sieg. Heute wollte sie in einem weißen, perlengeschmückten Atlaskleid auf dem großen Eliteball erscheinen, frische Maiblumen an der Brust und im vollen blonden Haar. Die Robe sollte ein Kunstwerk werden an einfacher Kleidsamkeit; leider wurde sie erst am Nachmittag fertig, das Fräulein hatte lange geschwankt, ob sie den wichtigen Auftrag — des Renommee halber — dem Hofschneider oder, ihrer schmalen Börse und dem Erfolg zuliebe, einer billigen jungen Kleiderkünstlerin, die ihr eine Freundin verraten hatte, übergeben sollte. Die billige Schneiderin hatte endlich gesiegt, — leider fing sie schon an, ein wenig Mode zu werden, sie hatte viel zu thun und konnte das Kunstwerk nicht eher als am Tage des Balles abliefern. Die Sorge um das Kleid und der verwirrende Glanz, den das Fest vorauswarf, machten dem Fräulein die langen Samariterstationen heute zur doppelten Pein.

Am längsten stand die Herzogin vor dem Lager eines jungen Maurers still, der, wie die Oberin ihr durch einen leicht verständlichen Wink bedeutete, heute zum letztenmal das Licht der kalten Winter Sonne erblicken sollte. Der junge Mann war gestern, an allen Gliedern zerschmettert, ins Krankenhaus gebracht worden. Er war von einem hohen Gerüst infolge eines falschen Trittes mitten aus seiner Beschäftigung herabgestürzt; dem Ausspruch des Arztes zufolge waren Gehirn und Rückgrat verletzt; man hatte deshalb auch nur alles aufgebeten, ihn weich zu betten, den erbarmungswürdigen Zustand seiner gebrochenen Glieder durch Stützen und weiche Binden erträglich zu gestalten; bei der Gewißheit seines nahen Todes wäre jeder ernstliche Eingriff, jeder mechanische Heilungsversuch ebenso barbarisch, wie aussichtslos gewesen.

Umso verschwenderischer überschüttete man den Aufgegebenen mit freundlichem Zuspruch, frommer trügerischer Ermunterung und hoffnungsreichem Trost. Niemals vielleicht in seinem kurzen Leben war so viel Milde, so viel stiller freundlicher Sonnenchein um den einfachen Burschen hergewesen. Er lag denn auch, trotz seiner qualvollen Schmerzen, die nur eine beinahe seltsame Schwäche ausstehbar machte, mit freundlichem, dankbaren Gesichtsausdruck in den neuen, rot und weißen Kissen; die schlichten Züge schienen durch die tiefe Blässe verfeinert; in ihrer Jugendlichkeit erschienen sie doppelt rührend und liebenswert.

Die Herzogin gab dem armen Gesellen zu allem übrigen Glanz, den seine scheidende Lebenssonne um ihn verbreitete, nun auch das volle Licht ihrer hohen Gnade und Güte mit auf das letzte Stückchen seines Lebensweges. Er hatte die Landesherrin erkannt und schien nicht wenig geschmeichelt zu sein, sie so freundlich und leutselig um ihn bemüht zu sehn. Mit leiser Stimme gab er höflich und ausführlich auf alle ihre Fragen Bescheid.

„Sie benehmen sich in der That äußerst tapfer und lobenswerth,“ sagte die Herrin in gütigem Ton. „Ich möchte Ihnen eine Freude machen! Haben Sie noch Vater und Mutter, mein Lieber?“

Der Bursche verneinte. Aber ein leises Rot stieg auf einmal verätherisch in seine blassen Wangen.

„Ich hätte Ihnen Ihre Verwandten gern kommen lassen,“ fuhr die Dame fort. „Ich möchte Ihnen wohl einen Wunsch erfüllen, irgend einen. Haben Sie einen Freund, eine Schwester, nach der sie sich sehnen?“

Der Bursche schüttelte, noch tiefer errotend, den Kopf.

„Wenn es nicht unbescheiden wäre,“ flüsterte er, „ich hätte wohl eine Bitte! Ich weiß nicht, ob ich es wagen darf —“

„Wagen Sie es!“ bat die Herzogin in edlem Eifer.

„Ich habe eine Bitte,“ gestand der Maurergesell. „Ich darf schon davon reden; mein Schatz ist ein braves Mädchel, und es war immer ein ehrliches Verhältnis zwischen uns.“

Die Herzogin nickte dem Todkranken leutselig zu; auch Fräulein von Eckstädt lauschte auf. „Liebe, Liebe,“ dachte sie, „dort wie hier!“ Eine seltsame Verzenswallung zauberte ihr, gleich einer Vision, den bildschönen Kammerherrn, der sie vom letzten Hofball an auf Schritt und Tritt mit seinen zwingenden Augen verfolgte und der noch vorhin beim Vorüberreiten so bedeutend in den Wagen gegrüßt, plötzlich so deutlich vor die Seele, daß ein leises Zittern ihren jungen Körper überflog.

„Mein Schatz erwartet mich heut' abend,“ fuhr der Kranke in schwachem Tone fort; „wir wollten einen Ausgang für morgen besprechen. Nun ist sie ein bißchen besonders, sie darf's wohl sein, herzig genug ist sie, — und würde mir's ewig nicht verzeihn, wenn ich sie warten ließe.“

„Soll ich einen Boten zu ihr schicken?“ frug die Fürstin voll zarter, nedischer Güte.

„Ach!“ rief der Bursch beinahe fröhlich auf, und ein Strahl, wie ihn nur junge Liebe lennt, brach leuchtend aus seinen treuherzigen Augen. „Das war es!

Darf ich so etwas denn bitten? Würden Hoheit so etwas für einen armen Burschen thun? Ihr sagen lassen, daß ich hier krank liege, vielleicht lange noch nicht —“ seine leise Stimme brach beinahe vor plötzlichem Weh — „vielleicht als Krüppel wieder hinauskomme? Sie möge mir treu bleiben! Sie sei mein Leben, mein alles auf dieser Welt! Ach, wenn sie käme! Wenn sie gar einmal hierher käme —“

Seine Blicke hingen mit hinreißendem Flehen an dem milden Frauengesicht.

„Regen Sie sich nicht auf, mein Lieber,“ gebot die Fürstin mit freundlicher Ruhe, „Ihr Wunsch soll erfüllt werden! Heute noch! — In wenigen Stunden kann die Erwartete bei Ihnen sein! Liebe Eckstädt — das ist etwas für Sie! Wollen Sie den Gang zu dem Mädchel übernehmen?“

Natürlich wollte das Fräulein! Gern, — von



„Ich habe eine Bitte,“ gestand der Maurergesell.

ganzer Seele gern! Ein solcher Privatauftrag der hohen Frau war ein großer Vorzug! Sie zog ein winziges Schreibtäfelchen aus ihrem kleinen festen Fuchtenportemonnaie, um gleich die Adresse der so heiß Geliebten aufzuschreiben. Der Maurergesell diktirte: „Mariechen Walzer“ — Fräulein von Eckstädt notierte nur den Vaternamen — „mittlerer Schießgraben Nr. 6, vierter Stod —“

Das war ja die kleine Schneiderin, das geschidte Mädchen! Fräulein von Eckstädt hätte das Zusammentreffen beinahe verraten, besann sich aber zur rechten Zeit, daß sie sich vorgenommen habe, die Quelle ihrer künftigen Hofball-Koben als nedisches Geheimnis zu behandeln. Mit einem reizenden Lächeln nickte sie durch den feinen schwarzen Tüllschleier,

der ihr blendendes Antlitz bedeckte, dem Kranken Verheißung zu. Der Auftrag war ihr wirklich eine Freude. Kaum eine Stunde später stand sie, lebhaft atmend von der ungewohnten Anstrengung des Treppensteigens, vor der niedern Thür der bescheidenen Mädchenwohnung.

Die kleine Schneiderin — ein wirklich sehr anmutiges Geschöpf, der man zu den dicken braunen Zöpfen und dem weichen Gesicht nur rosigere Wangen gewünscht hätte — schien ein wenig über den hohen Besuch zu erschrecken. Jetzt dürfe das gnädige Fräulein das Kleid noch nicht sehn, — das verderbe den Eindruck; um vier Uhr werde es in ihrer Wohnung sein! Fräulein von Eckstädt fand diesen Empfang über alle Massen keck. Sie wollte ihr Kleid sehn! Mit gleichmütigem Gesicht schob sie die zierliche Arbeiterin zur Seite und trat in das niedere saubere Gemach.

Auf einer Ecke des Tisches stand auf einer halb-

ausgebreiteten Serviette ein Schüsselchen voll Suppe, deren Dunst, mit starkem Klättergeruch vereint, dem Hofräulein sehr verstimmend in das feine Näschen zog. Das Ballkleid stand, über ein hohes Gestell gestreift, in der Nähe des Fensters, es schien bis auf den Schmuck der weißen Perlenbehänge beinahe fertig zu sein; dem Fräulein dünkte es gut, es erst von weitem mit Hilfe des langen Schulfrotlorgnons in Augenschein zu nehmen.

Das Resultat dieser Prüfung war ein lauter Schreckensruf.

„Fräulein Balzer, was fällt Ihnen denn ein? Ein Empirekleid mit einer solchen Fächergarnierung! Das geht nicht. Das geht keineswegs! Das müssen Sie sofort ändern; ich kann in diesem Arrangement nicht auf den Ball gehen.“

Die Schneiderin versicherte, das Arrangement sei durchaus stilgerecht.

„Es ist abcheulich!“ rief die schöne Hofdame in schlechtesten Laune. „Ganz unmodern! Ganz ungraziös! Wenn Sie diese Falten nicht anders legen, kann ich die ganze Robe nicht brauchen.“

„Das wäre eine Änderung, die vier bis fünf Stunden in Anspruch nehmen würde,“ entgegnete das Mädchen kleinlaut.

Einerlei, die Änderung müsse gemacht werden, ordnete die Hofdame an. Beeilen Sie sich so sehr als möglich, und bringen Sie mir das Kleid spätestens um acht Uhr selbst! Ich habe Ihnen übrigens etwas zu bestellen, — doch nein, bringen Sie mir pünktlich mein Kleid, so richte ich Ihnen die Vorfahrt aus.“

Die zierliche Brünnette knirzte leicht. Eine neue Kundschaft? Das gnädige Fräulein sei außerordentlich gutig, sie weiter zu empfehlen, sie wolle ihr möglichstes thun, um das gnädige Fräulein zufrieden zu stellen —

„Also um acht!“ befahl diese energisch. „Und die Falten gerade herunter gelegt, alles leicht, schlant und lose!“ — Sie verlasse sich darauf.

„Es werde alles genau nach Wunsch besorgt werden,“ versicherte die Schneiderin mit wehmüthig ergebenem Gesicht.

Sobald sich die Thür hinter der hohen, vornehmen Gestalt geschlossen hatte, stellte Fräulein Mariechen ihre Kartoffelsuppe einzuweilen wieder in den Ofen. Es war eine ungeheuer schwierige Arbeit, die vor ihr lag, und sie mußte rasch das spärliche Tageslicht und die helle Kohlenglut im Ofen, die noch zu ein paar Bügelstahlen reichte, benutzen. Bald war sie in voller feberhafter Thätigkeit. Die geschickten Finger regten

sich unglaublich geschwind; Nadel und Faden flogen. Dabei wurden die blassen Wangen nicht nur rosig, sondern glühendrot; der ganze Ernst der Arbeit, der keinen andern Gedanken aufkommen ließ, lag über dem sorgenden Gesicht. Nur einmal, als die braunen Augen ein mit ungeübter Schrift bedecktes Briefcouvert streiften, das neben einem halbverblühten Primelstöckchen auf dem Fensterbrett lag, ging ein kurzer glückseliger Schein, das Aufblitzen einer großen stillen Freude und zärtlichen Erwartung über die dann wirklich lieblichen Züge. Die Blicke flogen von dem Brief nach der alten Uhr.

„Halb neun im Rathausdurchgang. Wenn er auch ein Viertelstündchen warten muß, er nimmt mir's nicht übel —“

Endlich, nach äußerster Anstrengung, die nur der rasche Genuß der halberfalteten Suppe und das Anzünden der Lampe einmal flüchtig unterbrochen hatte, war die Arbeit gethan. Das Kleid wurde sauber in ein Tuch geschlagen; dabei wurde es acht Uhr. — Um nicht zu spät zu kommen, setzte sich die Näherin in die erste beste Droschke und fuhr an ihr Ziel; das gnädige Fräulein bezahlte ihr die Auslage gern, meinte sie im stillen.

Das Fräulein schalt trotzdem in recht unfreundlichen Ausdrücken, daß das Mädchen sie so lange habe warten lassen. Sie wollte schon stundenlang gepäht haben, und war so aufgeregt, als habe sie durch die Schuld der Schneiderin nicht nur den Ball, als habe sie Glück und Leben verkannt.

„Nun bleiben Sie nur gleich und probieren Sie mir die Robe an!“ befahl sie. Trotz ihres vorherigen Eifers begann sie nun erst langsam vor einem großendreitelligen, von einer Gasflamme überglänzten Toilettenspiegel die wahrschein-

lich eben beendete Frisur zu prüfen, hier ein Diamanttröpfchen anders zu stecken, dort ein wehendes Pöckchen aus den goldigen Strähnen zu lösen und wie ein dustiges Wölkchen über die schneeweiße Stirn zu breiten.

„Die ganze Frisur ist heute lahm,“ rief sie endlich ihrer hin- und hertrippelnden Bofe zu, „wir haben noch Zeit, stecken Sie die Flechten einmal ein wenig tiefer, Paula, Sie haben es schon viel besser zustande gebracht!“

Die kleine Schneiderin stand jetzt eben so feiernd vor Ungeduld neben dem ausgebreiteten mattschimmernden Atlaskleid, wie das Edelräulein heute früh neben dem rotgewürfelten Krankenbette.

Endlich wiegte jene befriedigt das reizende Haupt. Fräulein Mariechen durfte ihr nun den Ballstaat überstreifen. „Vorsichtig! Hören Sie, Sie zerdrücken mir ja das Haar wieder.“

Noch einmal stand sie mit zürnend verzogenem Mund vor dem beleuchteten Spiegel und zupfte die



„Ich kann in diesem Arrangement nicht auf den Ball gehen.“

Lächeln zurecht. Dann wurde das Kleid von Mariechens schlanken Händen rasch heruntergestreift, zugehakt und mit ein paar Griffen in den richtigen Schick gebracht. Es sah wundervoll, und die Hofdame lächelte heimlich entzückt ihrem Spiegelbild zu. So hatte sie sich die Wirkung von Atlas und Perlen zu ihrem blaffen, schimmernden Teint gedacht, — alles an ihrer Erscheinung weiß, zart und traumhaft, bis auf die dunklen bethörenden Augen und das goldene Haar! Eine förmlich übermüthige Laune kam über sie, und sie lächelte beinahe gnädig zu der noch vor ihr knienden Schöpferin des Meisterwerkes hernieder.

„Sie haben Ihre Sache schließlich noch ganz gut gemacht, Fräulein Balzer! Nun der Lohn, — hören Sie, — aber die Mullrösche müssen Sie mir noch etwas weiter hinauf in die Schleppe heften, so viel darf man davon nicht sehen! Paula, Nadel und Faden! Rasch! Fräulein Balzer, ich habe einen Auftrag für Sie, raten Sie, von wem?“

Fräulein Balzer sah beinahe weineyd zu dem schönen Traumbild auf. Es hatte längst neun geschlagen, und die Nüsse sah ja so gut. Aber ihr Einwand war umsonst; sie mußte sich an die Arbeit machen. Der Auftrag war ihr jetzt ganz gleichgültig.

„Nun also, von wem?“ rief die Hofdame. „Sie raten es doch nicht! Also — gerade heraus,“ sie nickte der Kleinen über die Schulter hoheitsvoll zu, — „von Ihrem Schatz!“

Die Kleine hielt das für einen gnädigen Scherz und nähte, leise das Köpfchen schüttelnd, rasch weiter.

„Der Ungetreue kann heut nicht zum Stelldichein kommen,“ fuhr die Dame fort. „Ja, starren Sie mich nur an! Sehen Sie, daß ich Bescheid weiß! Es ist ihm ein kleines Unglück geschehen, ein kleines, ein ganz kleines nur, Sie sollen ihn doch einmal im Hospital besuchen, — aber was fällt Ihnen ein? Bleiben Sie! Die Nüsse werden Sie mir doch noch fertig nähen, — ich sage Ihnen ja, es ist nicht schlimm —“

Das Mädchen war mit einem Ruf des Entsetzens emporgesprungen. „Um Gottes willen, um Gottes willen, — er ist gestürzt!“

„Machen Sie doch hier keinen Lärm,“ sagte das Fräulein, von dem lauten Jammer des armen Kindes aufs unangenehmste berührt; daß die Botschaft eine so traurige war, hatte sie eigentlich ganz vergessen. „Gehen Sie meinetswegen; Paula, nähen Sie die paar Stiche noch! Halt, Sie wissen ja noch gar nicht, wo: Marienhospital, vierter Saal, fragen Sie nach der Oberin; Ihre Hoheit, die Herzogin, sende Sie zu dem Kranken, hören Sie! Die Herzogin selbst!“

Die arme Dirne jagte wie ein gehetztes Reh durch die Gassen, dem scharfen Wintersturm und dem wirbelnden Schnee achtlos entgegen.

„Nicht schlimm, nicht schlimm!“ rief es wie spottend in ihr. „Dann läg' er nicht draußen im Hospital!“ Nein, es ist schlimm mit ihm, sie fühlt es, sie weiß es genau. Mit Todesangst hat sie ihn immer hantieren gesehen auf dem hohen Gerüst. — Und ein Sturz vom Gerüst, sie weiß, was das bedeutet. Wenn er die Dual sähe, die sie um ihn ansteht! Sie hat immer ein bißchen apart gegen ihn gethan; es sei am besten so, hat sie gemeint, ob er's nur herausgeföhlt hat, wie gut sie ihm ist? Wie unaussprechlich gut? Solch einen herzigen Menschen, wie er, giebt es nicht mehr in der Welt. Wenn er nur leben bleibt! Sie will für ihn arbeiten, wenn er seine Glieder zerbrochen hat und nichts mehr verdienen kann. Wenn er sein Leben lang lahmt, sie nimmt ihn doch. —

Im Schloß begann um zehn Uhr die erste Quadrille, die das schöne Hoffräulein mit dem brillantesten Kavaliere des Ländchens, dem jungen Kammerherrn von Sacken, tanzte. Der tolle Baron hatte in einer lustigen Weinstube mit einem Kameraden um eine Viertelmillion gewettet, er werde als Junggeselle sterben. Aber der unfähliche Zauber dieser schneerigen Schönheit riß ihn hin. Während eines langen pas de deux trug er dem armen Gelfräulein seine Hand an.

Zu derselben Zeit erfuhr Fräulein Mariechen draußen im Hospital, daß der franke Maurergesell vor einer Viertelstunde gestorben sei. Er hätte voll ungeduldiger Sehnsucht bis zum letzten Atemzug auf sie gewartet. Warum sie nicht gekommen sei? Noch dazu, da Ihre Hoheit ihr doch die Botschaft geschickt?!

Die Erbschaft von Diedehofe.

Die Gschicht wollen er wisse, wie ich sellemol erwe gange bin? Na ja, meintwege, will ich se euch verzeihen. Do war e Better vun mir in der Näh vun Diedehofe, e reicher alter Kerl, e Schwächterkind mit mir un ledig, do have mer oft gedent, ich und mei Fraa, 's köunt emol e Bredel zu erwe gewe. Die Kiinner hawen em jeds Johr gratuliere misse uf Neujohr, 's war allemol e Wertschaft un e Gethu, bis mer se derzu gebrocht hot, mei Fraa hot's awer dorchgsetzt, „dann,“ hot se gsagt, „mer derfen en nit weder de Kopp schtoße, reiche Lent wollen geehrt sei.“

Na, do sitze mer emol obends beinanner un schpiele 66, ich un mei Fraa, die Mädle schicken Decke un die Großmutter schrickt Schrimp und schloft als zwischenei, do kloppt's uf emol an de Lade un kloppt noch emol, wie mer nit glei ufmake, un kloppt als fort.

„Jesses,“ kreischt die Großmutter un fahrt uf aus em beschte Schloß, „'s werd doch nit brenne!“ Un mei Fraa ruft: „Sie weren doch de Phily mit bringe — unjern Sohn, wu im Storche glesse isch mit me Freind — 's werd em doch nix sei!“

Ich laaf dapper aus Fenichter un frog: „Wer isch draus?“

„Mach uf, Unkel,“ ruft's, „ich bin's, der Battischt, ich bin grad mittem Zug kumme.“

Ich hab se archi Fräd ghatt, wie ich des hör. 's giebt in jeder Familie een, manchmol aach e paar, wu die Been nausschtrecken, daß die annere driner schtolpern. Bei uns hot des Gschäft der Battischt bsorgt, me Neweh, un er hot lange Been ghatt un hot se aach lang nausschtreckt. Des isch nor bildlich geredt, um zu sage, daß er e Thunittgut war, wu die Verwandtschaft iwel dran gemacht hot; am iweldranschte awer hot er mich gemacht, ich war meiner Lebtag e guter Deiwel, un wann er Geld gebraucht hot, isch er meeschtens an mich gange. Er hott sellemol en Vedderverlaaf ghatt in Frankthal, ich hab mer bald die Been abgelosse, bis er des Krämech kriegt hot.

„Was kummschte dann so schpät,“ sag ich verdrießlich.

„Unkel,“ ruft er ganz ufgeragt, „ich hab e Telegramm kriegt, der Better vun Diedehofe isch gstorbe.“

's isch mer in die Glieder gschlage, wie wann mer nie Wein getrunke hot, ich lang em schnell den Schlüssel naus, er kummt rei un isch aach noch ganz verichtawert. „Ja na,“ sagt mei Fraa, wu zuerscht die Geisichtesgegenwart widder gfunne hot, „do werd's am beschte sei, ihr fahrn glei morgen frih hin; wann geht dann der erscht Zug?“

Ich geh un hol de Fahrplan, 's hot mich geärgert, daß se an den Schlappe telegraphiert hawen un nit

an mich. „Bun wenn war dann des Telegramm?“ frog ich.

„Ich hab de Name nit recht lese kenne,“ sagt der Battischt, „s war vume Franzos, glaab ich.“ „Do war's vum Herr Didier, em Vetter selig sein beichte Freund,“ sag ich, „den kenn' ich aach, 's isch ke Franzos, er isch aus'm Elsaß.“

„Ja, ich meen, Didier hot's gbeesse,“ sagt der Battischt. „Nicht mer nor mei schwarze Kleider noch heut obend,“ sag ich zu meiner Fraa, „un em Philp seine aach, mer missen schun am viere fort. Wann werd er dann begrawe?“ frog ich de Battischt.

„Do dervun isch nitz im Telegramm gschtanne,“ sagt er, „ich hab aach gar nit an die Leich gedenkt.“ — nor ans erwe, denk ich bei mer selber — „sunst wär ich nit in dem gringehle Rod kumme.“

Ich guck en an, s'cheht der gewinnstichtig Kerl do wie e Grinschpecht, un soll uf die Leich.

„Vielleicht kann er die alte schwarze Hoffe vum dir anziehe,“ sagt nochdenklich mei Fraa, „un em Philp sein Konfirmationsrod.“

Ich nehm en nit in mei Schtab un schtassier en raus. Die Hoffe waren e bissel weit, er hot ausgese, wie wann er die nei Schwentingerfur gebraucht het un het sich die Hoffe noch nit einnähe losse, un der Rod war e bissel eng, do hot mer otontähr meene kenne, er wär mittem Einnähe zu voreilig gewest, un die Kur het nit ganz de Erwartunge entschproche. Awer 's isch gange. So isch er halt widder in die gringehle Muntur gschluppt un mer sin nix gange zu de amere un have drüver geredt, wie schnell der Mensch oft fort isch, un have e Budell Wein derzu getrunke.

„Ob er nit zulest noch die Wasserfucht kriegt hot?“ sagt die Großmutter. Vor dere Krankheit hot se selber arch Manschette.

Zwerdem kummt der Philp heem. Der hot gescholte, daß der Battischt des Telegramm nit mitgebracht hot, un bal druf sin mer all ins Bett gange un have vum Vetter seine Geldsäck getraant. 's war nit der Mü wert, daß mer uns gelegt have. Wann ich e Antepathie hab, isch's die, gege des Eisebahnfahre mittem erschte Zug. Der Mensch kummt nit zu seiner Nachtreuh derbei.

Anfangs war's nit ivel in der Bahn, leer un lustig. Bal awer hot sich's gschtoppt in dere dritte Klaff, zwitter hab ich nit fahre wolle, weil ich de Battischt hab frei halte müsse. Un doderfor hoct sich der Kerl ans Fenschter un lost sein' alte Unkel un Wohlthäter zwische zwee dicke Madamme eingeprecht, vum dene mer e jedi hot

uf zwee Zentner tagiere kenne. E unkultivierter Mensch, der Battischt.

Na, endlich hot des Glend aach e End gemumme, mer sin in Diedehofe ankumme, so noch zwelfe, have in der Reichstarazion zu Mittag gesse un uns nochher en Lade zeige losse, wu mer Trauerflehr kriegt. Die Mamselle im Lade waren recht scharmant, haben uns die Flehr an die Arm genäht un uf die Sit gschickt. Ich un der Philp have unser' feine neie Cylinderrbit ufahatt un der Battischt mein' alte, abgelegte. Er isch em bis iver die Dyre galle, wie er 'n derheem ufprobiert hot, awer mei Fraa hot em die Zeitunge vum der letzte Woch ins Fuder gschickt, do hot er ghalte. Nor isch er ringsum uf e unerklärliche Art vum Kopp abgichtanne, als wann er frei iver dem Kopp schwebet thät, schtatt druf zu sisse. Dernocho have mer uns ufgemacht un sin zu Diedehofe nans im Schweiß unferes Angesichtes uf der Landschtroß noch em Vetter sein Dorf gewannert. Die Summ hot gebrennt uf die hohe Sit, daß uns die Kopp geraacht haben, war ich so froh, wie mer in dem Reich waren.



„Un lost sein' alte Unkel un Wohlthäter zwische zwee dicke Madamme eingeprecht.“

„Zuerst gehe mer zum Herr Didier,“ hab' ich gsagt, „un erkundige uns noch de nähere Umständ.“ Sei Hans war glei am Anfang vum Ort, un der Herr Didier war aach derheem. Er hot in seiner Schtaatschtab schtrimpig uf'm Kanapee gelege, for e Mittagschlafche zu mache. Do dran isch er dorch uns verlerzt wore, awer er war

recht bestich, un hot mich aach noch gekennt vum friser. „Wären Se doch e paar Tag eher kumme,“ hot er gsagt, „was het sich der Vetter Borger gfrät.“

„Ja na,“ sag ich, „mer have ke Ahnung ghatt, daß er krank war. Was hot em dann gschelt?“

„'s war halt 's Pödegra,“ sagt der Herr Didier ganz ruhig, wahrscheinlich hot er's noch nit ghatt. Mir aber isch's angstich wore und bang, ich hab's schun ghatt, schun e paarmol, awer daß mer dranichterbe kann, hab ich nit gewißt. 's war mer e Schrecke. „Des wären arche Schmerzen gewest sein?“ frog ich e bissel klemlaut.

„Schun,“ sagt der Herr Didier, so recht geschlos. „Na, und zulest, wie isch's do gange?“ frog ich weiter, „hot er doch en leichte Tod ghatt?“

„Ne,“ sagt er un reißt die Lage ganz vergelstert uf, „den hot er nit ghatt.“

„D je, o je,“ sag ich bedauerlich, „warum dann nit?“ „Ja, weil er noch lebt,“ sagt er un guckt mich ganz verzwerbelt an.

Ich meen, 's schlagt mer eener mittem Dreschlegel uf de Kopp. „Er lebt noch?“ sag ich mit eener ganz zitterrige Schtimme.



„Ei jo,“ sagt er, „er isch heut morgne ins Wildbad gereest.“

„Dummerwetter noch enmol,“ kreisch ich, „for was telegraphieren Sie hernach in der Welt runn un schprengen en alte Mann for nix un wider nix am Narrenlähl nach Diebeshofe?“

„Des isch mer jo nit eingsfalle,“ sagt der Herr Didier, „ich het an Sie telegraphiert?“

„Do, an de Battischt, mein Neweh.“

„Den kenn ich gar nit un weess aach nit sei Adress.“

„Du hochst doch ggaat, 's wär Didier unner dem Telegramm gschtanne,“ fahr ich jetzt uf de Battischt los.

„Ich hab's gemeent,“ sagt der un schlecht do wie der Butter in der Sunn, „awer gewiß kann ich's nit sage, 's war unbedentlich gschriwe.“

„Om,“ sagt der Herr Didier, „sollt sich do amend eener en Schpaß gemacht hawe mit dem Telegramm?“

Uf emol kriegt sich der Battischt am Kopp un freischt: „Des war der Hoppelfranz un ke annerer, wann ich heemkumm, ichlag ich en tot!“

„Was?“ fang ich jetzt an zu dowe, „do soll dich miserable Kerl doch 's Dummerwetter in de Grunds-erdsbodde neinschlage, hochste mich derbeent noch nit genug ums Geld gebrocht, muß ich mei sauer verdiente Bate aach noch nach Diebeshofe trage? Guck wie de heemkummscht zu dem Werts-hausbruder, ich zahl der dei Plästereese nit. Ich kenn dich verkrümme, dich elendigt Kreatur!“

„Herr Bohlader, rege Sie sich nit uf,“ sagt der Didier, „'s isch nit gfund bei dere Hüt, un 's helst aach nit.“

„Sie sin jetzt emol do, un thät ich Ihne deswege rote, daß Sie grad, wie wann nix wär, ins Haus vum Better Borger gehen un thun, als wann Sie 'n betten hüche wolle.“

Er hot e alti Was bei sich, wu em die Haus-haltung führt, die weess alles, was im Dorf vorgeht un bet's glei haus, daß Se do waren. Mar hot Se zu mir reingehle sehe — er gukt zum Fenschter naus —

„richtig, do draus stehen noch die Kinner un e paar alte Weiber un passen, bis Sie widder rauskummen. Zuericht wolle mer awer die schwarze Flehr abmache, Sie sehen noch rusig genug aus.“

„Scheer,“ ruft er zu der Thür naus, „Kleent, bring emol e Scheer.“

Die Kleen war em Herr Didier sei großt Tochter, wu sich jetzt eifrig drüwer gemacht hot, dene Lademans-felle ihr Werk zu zerichtöre. Mer hawe die Flehr in die Säc gschtedt, der Herr Didier hot uns noch de Weg expliziert, er war nit schwer zu sinne, dann 's sin nor

zwee Schtroße im Dorf, vum dene mer die een minnamer unner getrost sin.

„Was der Herr Didier e schenes Dechterle hot,“ sagt der Philp unterwegs.

„So,“ sag ich forz un denk bei mir: Jugend, du hochst ke Tugend, gukt der Kerl in so me Aageblit noch de Mädle.

„Se heest Marieche,“ sagt er ganz plästerlich.

„Ich hab em ke Antwort mehr gewe; wann gar ke Eunscht in en Mensch neinzubringe isch, schpart mer am gschreichte de Odem.“

Die alt Was isch uf de Tod verschrocke, wie uf emol drei schwarze Gschtalte mit boche Hüt feierlich in die Schtub neimarschirt sin. Ich weess nit, hot se uns for Leicheträger ghalte oder for e Gerichtskummission oder for was sunscht for düschtere Persönlicheite — ich hab se awer beruhigt mit me scharmante Dickling un hab nit genug drüwer lamentiere kenne, daß mer de Better Borger jo verfehlt hawe. Der Philp hot mer bei-

gastanne, der Battischt awer hot ke Wort gredt un sich uf sein Schtuhl gekrimmt wie e Worm, so daß die Was gefrogt hot, ob em was fehlt. Er het Magedrite, hot er glagt, un uf des hin gebt se 'm Schnaps zu trinte, e guts Dröppel, ich hab's geroche, so hawen die Lumpe immer Glic. Mir awer gebt se 3 große Eppel mit, sie wären aus ihrem Garte. Mer sin nit lang gebliewe, se hot uns aach bereitwillig gehe losse, mich hot

der Bodde unner de Füß gebrennt. Beim Herr Didier hawe mer e Glas Wein trinte misse, er hot's nit annerischt gethun, dernocho aber sag ich: „Fort, uf Diebeshofe los, uf die Eisebahn.“

Wie mer zum Haus draus sin, fehlt der Philp. „Wu bischte dann?“ ruf ich, „wu hot dich dann der Dewel?“

Zwerdem kummt er hinneraus, er het doch Adie sage misse, sagt er, un grinst wie e Maikässer. Soviel Gfähl hawen heutigtags die Kinner for en alte Vatter.

Der Battischt hot unnerwegs mir wie Hänscht gemacht un mit de Arm gefecht, er hot's wahrscheinlich mittem Hoppelfranz ghatt.

„Hör uf,“ hab ich grad sage wolle, „wann eener Hänscht zu mache hot, bin ich's,“ do tracht's aach schun, un er hot uffem Buckel 's größt Yoch. Des Enge un die Gemitsbeweunge waren zuviel for den alte Rod.

„Was fang ich an,“ hot er gejammert, „ich kann jo nit unner die Mensche.“



„Ich hab se awer beruhigt mit me scharmante Dickling.“

gastanne, der Battischt awer hot ke Wort gredt un sich uf sein Schtuhl gekrimmt wie e Worm, so daß die Was gefrogt hot, ob em was fehlt. Er het Magedrite, hot er glagt, un uf des hin gebt se 'm Schnaps zu trinte, e guts Dröppel, ich hab's geroche, so hawen die Lumpe immer Glic. Mir awer gebt se 3 große Eppel mit, sie wären aus ihrem Garte. Mer sin nit lang gebliewe, se hot uns aach bereitwillig gehe losse, mich hot

„Ja na,“ sag ich, „du derffcht halt de Leut nit de Rade drehe, sei e hefflicher junger Mann un prodezier dich nor vun vorne.“ Des war fors Fensterfize.

Wie's awer in Diederhose ans Einschteige gange isch, hab ich mer de Battischt uf die Seit genomme, un: „Battischt,“ hab ich majestätisch zu em gsagt, „ich bin se Unmensch, wann ich's aach verschwore hab, do hoschte dei Billet. Sey dich, wubin de willicht, nor nit zu mir. Kerl,“ hab ich gekrische, dann der Born hot mich iwermannt, „ich kann dich nimmi angucke, geh mer aus de Lage!“ Dodruf bin ich eingeschteige, 's war mer e bissel leichter.

So sin mer dann die ganz Nacht fortgelottelt in der Eisenbahn, ich war des Jahre lädig. 's isch Morge gewest, wie mer derheem unsern Einzug ghalte haben, ich un der Philp. De Battischt mittem Loch uf em Buckel hab ich innerwegs, der Tag hot grad gegraut, unschteige sehe for nach Frankenthal.

Mei Fraa, die Mädle un die Großmutter sin beim Kaffee gese, wie mer heemkumme sin. Mei Fraa hot, solang mer fort waren, nor immer die een Angicht ghatt, der Battischt war amend Universalerwe, weil er 's Telegramm kriegt hot. Die Großmutter hot se awer getrücht, 's war er emol vun eener Karteschlägern prophezeit worre, eens vun ihre Kinner thät e großt Erbschaft mache, un des war sie, mei Fraa. Mei Dichter waren nit so einträchtig minnanner, die haben sich schun beinab an de Kepp ghatt, weil die Rätche mit dem viele Geld nach Mannem het ziehe möge un die Bavett hot nit fortgewollt wege 's Wolfe Jakob, wu se bal druf aach geheirat hot.

Die vier Frauenzimmer waren in eener Spannung, wie se uns zu der Thür reinkumme sehen, daß mer sich wunnere mußt, daß es se Explosion geve hot un die een oder annere in die Luft gfabre isch. Der Philp hot kaum 's Lache verbeisse könne, des haben se for e guts Zeiche genomme. Ich awer hab in de Sad gelangt, hab die drei Eppel raus gholt, hab een vor mei Fraa gelegt, een vor die Rätche un een vor die Bavett. „Großmutter,“ hab ich gsagt, „Ihr sin in die Bricht gfall.“ Un wie se große Lage machen, alle vier, sag ich: „Des isch die ganz Erbschaft.“

„Der Battischt!“ kreischt mei Fraa.

„Er lebt noch,“ sag ich, „er lebt, der Vetter Vorger,“ un der Philp fangt an zu lache, daß 's Haus wackelt. Zuerst haben se bes sein wolle do drüwer, sie haben awer nit gekennt; mer fange alle an zu lache un lache fort un kenne gar nimmi ushöre. So have mer doch wenigstens gelacht for unser Geld, wu die Kees nach Diederhose gekocht hot.

Die Gschicht hot awer noch e Nochschiel, wie mer sagt, un des Nochschiel heest Marieche. Mer ware noch nit lang derheem, do hot der Philp angfange, alle Sonntag nach Berghause zu laase, er het en Freund dort, hot er gsagt. Mir isch nix drüwer eingfalle, awer mei Fraa hot glet am erschte Sonntag gsagt: „Do

scheckt was behinner. For zu me Freund zu gehe, lofst mer sich se Lode brenne.“ Un richtig kummt's raus, daß 's Marieche behinner scheckt, em Herr Didier sei Kleeni, wu in Berghause bei eener Tischstütsfreundin uf Besuch war. Daß se dort hingehet, hot der Philp an er rausgebrocht, wie er so arch lang zum Adesage gebraucht hot. Eh se widder heem isch, waren die zwoe Junge minnanner eenig, uns Alte war's aach recht, un jett isch die Marieche dem Philp sei Fräache, un der Philp sagt, er gab die Kees nach Diederhose nit for e Million. Na, er isch erscht e Berteljahr verheirat.

Wie's em Vetter Vorger geht, fragen er mich? Gut geht's em, prächtig, un des frät mich. Mer isch doch se Kannebal, daß mer de Tod vun seim Nebenmensche will, un wann's zehnmol der Erbvetter war.

Onkel Schröder.

Erzählung von Edmund Bärenfeld.



Seine Augen suchen in den Fenstern der Wagen.

Einen fröhlichern Menschen hat die Sonne nie beschienen, als den alten Kolporteur Schröder, Onkel Schröder, so nannten und nennen ihn noch heut seine zahlreichen Kunden; denn der gute Alte lebt, Gott sei Dank, noch und tragt mit seiner Zeitungs- und Büchermappe nebst Prämienschildern durch alle Straßen unserer Residenzstadt.

Heut ist für Onkel Schröder kein Geschäftstag, und doch rumort er schon seit sechs Uhr morgens in seinem Stübchen herum, hat geschneuert, gefegt, gekocht, zwei Betten gemacht, seine Stiefel gepust, Chemisette und Halskragen geglättet, sich festlich gekleidet, sieht nun noch einmal nach dem großen eisernen Topf auf dem Kochofen, nach der Bratpfanne, aus der ein höchst einladender Geruch aufsteigt, nickt noch freundlich nach dem Blumenbrett hin, schnalzt noch einmal dem Kanarienvogel zu und eilt die vier Stockwerke in einem Atem hinunter, im Sturmschritt nach dem Bahnhofe.

Mancher Vorübergehende sieht dem Onkel Schröder verwundert nach. Von Minute zu Minute sieht er auf seine alte gute Spindeluh. „Schon elf, schon elf! Um halb zwölf kommt er an! In fünfundzwanzig Minuten ist er da! Siehst du, Junge, Junge, Junge! Mein Vengelen! Mein Robertchen! Hababaha! Siehst du, siehst du!“ So lachelt und murmelt er unaufhörlich vor sich hin. Seit fünf Minuten bereits rennt er auf dem Perron hin und her und wischt sich mit dem blaubunten Taschentuche die blanke Stirn. Da pfeift es! Das kurze Keuchen und Schnauben kann man schon deutlich hören. Jett steigt das schwarze, dampfende Ungetüm vor den harrenden Blicken auf, noch eine halbe Minute, da hält der Train. Onkel Schröders Herz schlägt hörbar. Seine Augen suchen in den Fenstern der Wagen. Die Thüren werden geöffnet, die Passagiere steigen aus, — gleichgültig und abgesehen sehen sie in Schröders erhistes Gesicht. Ein Wagen ist noch nicht entleert. Eine außerordentlich dicke Dame verstopft die Thüre und hindert die hinter

ihr Stehenden, auszustiegen. Da muß er sein! Mit zwei Sägen ist Onkel Schröder dort, schwenkt die dicke Dame mit einer äußerst geschickten Drehung durch die Öffnung, — die letzten Injassen sind frei. „Nun — Robert!“ — Der Wagen ist leer! Der alte Mann fliegt durch die Reihen der Passagiere den Perron mit Blitzschnelle nochmals auf und nieder. Mit dem geschärften Blicke eines Polizeispions kontrolliert er jede Physiognomie, jede Umarmung, jeden Kuß. — Endlich werden die Reihen lichter, das Gewirr löst sich, das Geräusch verliert sich, es wird ganz still. Hier und da eilt noch ein Bahnhofsbefindsteter vorüber und verschwindet schnell, wie er gekommen. Onkel Schröder steht noch immer auf dem Perron, er starrt auf die Schienen, sein Gesicht ist schlaff und bleich geworden, sein Blick leer. — Was ist denn geschehen? — Sein Robert ist nicht mit dem Zuge angekommen, wie er's in seinem letzten Briefe versprochen. Was weiter! Er wird den Zug veräumt haben. Jrgend eine unvorhergesehene Abhaltung, vielleicht noch ein lustiger Kommerz. Wer wird das dem lieben Jungen nicht gönnen!

Solche Gedanken mochten ihm kommen. Sein Gesicht färbte sich wieder, die Augengewannen wieder Leben. Mit raschem Entschlusse schreitet er auf das Telegraphenamte zu. Ganz wohl ist ihm freilich nicht. Er hatte sich auf den Augenblick des Wiedersehens so sehr gefreut. So schön, wie es jetzt gewesen wäre, kann's kaum noch werden. Ein Schatten blieb zurück auf dem guten Gesichte, den sollte es nie mehr verlieren.

Jetzt sitzt er seit einer halben Stunde im Bureau des Telegraphenamtes. Die Depesche nach Jena ist abgegangen, die Rückantwort ist bezahlt, aber noch läßt sie auf sich warten. — Da arbeitet der Telegraph! Beim ersten Tiden springt Schröder auf, sein Auge hängt sich fest an den Mund des Beamten, der gelassen den Streifen abrollt. — Adressat ist bereits gestern mittag abgereist, lautet die Antwort. „So, so! Schon gestern! Schön, schön! Danke sehr! Also gestern!“ Mit solchen Worten verläßt Onkel Schröder das Bureau und das Bahnhofsgebäude.

Er schlägt den Weg nach Hause ein, er geht langsam, ganz gegen seine Art, er sieht fremd nach den Straßenreden auf, — er ist falsch gegangen, — das erste Mal,

seit er denken kann. „Hm, hm, wird wohl noch erst einen Abstecher gemacht haben,“ so murmelt er vor sich hin, „wird ja schon kommen, — aber schade ist es doch, — ich hatte mich so sehr darauf gefreut!“

Er hat lange Zeit gebraucht, um nach Hause zu kommen. Da steht er vor der Hausthüre. Der Schneiderjunge aus dem dritten Stockwerke tritt ihm entgegen. „Na, da ist er ja,“ ruft er und läuft zurück, die Treppen hinauf. Onkel Schröder sieht den Jungen verwundert nach, mühsam steigt er die Stufen hinan. Die vier Treppen wollen diesmal kein Ende nehmen. Endlich ist er vor seiner Zimmerthüre angelangt, er steckt den Schlüssel ein, — aber es schließt nicht, — sonderbar, — er faßt an die Thürklinke, — die Thür ist ja gar nicht verschlossen! Er öffnet — „Robert, Robert!“

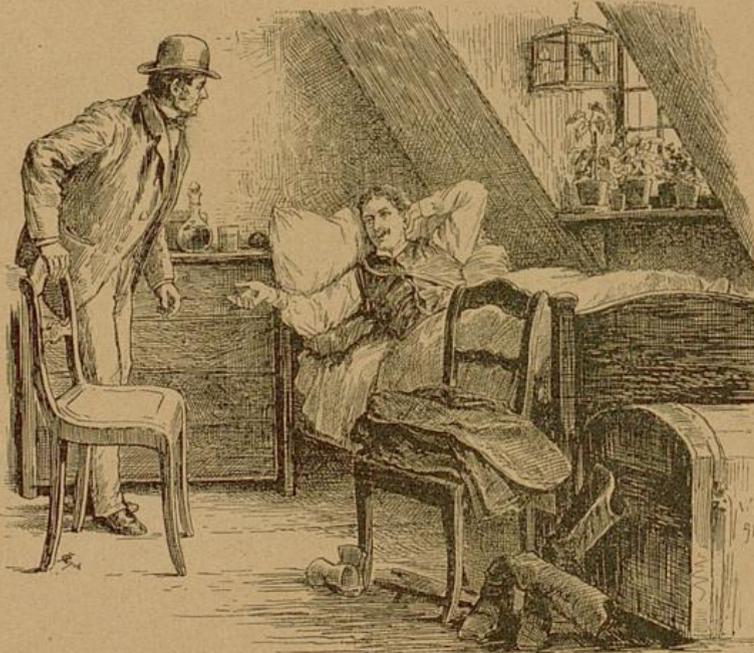
Onkel Schröder zittert am ganzen Leibe. Freude, Schreck, Erwartung, Schmerz und Bangen wechseln in

seinen Zügen, — er will auf Robert zusehen, aber die Beine sind ihm plötzlich so schwach geworden, er muß sich auf den nächsten Stuhl niederlassen, ihm ist zum Umstinken.

„Wo kommst du denn her? Wie bist du hier herein gekommen?“ Diese Fragen bringet er mühsam hervor.

Robert, ein junger Mann von prächtig schöner Gestalt und ungemein einnehmenden Gesichtszügen, deren harmonische Wirkung nur durch

eine gewisse Kälte der großen blaßblauen Augen gestört wird, richtet sich lächelnd halb auf von dem Bette, auf das er sich halb entkleidet geworfen, und hält dem alten Schröder die Hand entgegen. „Guten Tag, Papa! Du warst wohl nach der Bahn? Nimm's nicht übel, daß ich liegen bleibe. Ich bin schrecklich müde. Wir sind die Nacht ein bißchen durchgegangen, Strengenberg, Kronwald und ich. Wir sind schon gestern gerettet, weil Kronwald von seinem Papa achthundert Thaler geschickt bekam, um seine Schulden in Jena zu bezahlen. Er hat alles glatt gemacht und noch zweihundert Thaler übrig behalten. Da hat er denn Strengenberg und mich gebeten, gleich mit ihm zu reisen und ihm die zweihundert Thaler klein machen zu helfen. Das haben wir besorgt, ich bin aber entsetzlich müde davon. Von gestern abend um 8 Uhr, als wir ankamen, bis heute morgen in einer Tour gebummelt, das ist mehr, als der Mensch verlangen



„Guten Tag, Papa! Du warst wohl nach der Bahn?“

kann. Ich habe, ehe ich herkam, ein Dampfbad genommen. Man kommt sich nach solcher Nachtschwärmerci so ein wenig wie unfauber vor. Ich hatte beinahe Angst um dich, Papa. Als ich kam, sagten die Leute im Hause, du wärest heut noch nicht ausgegangen, sonst hätten sie dich regelmäßig morgens um sieben Uhr fortgehen sehen, am Ende sei dir etwas passiert. Man hört jetzt soviel von Unglücksfällen, Selbstmorden und derlei. Ich habe gleich den Schloffer holen und aufmachen lassen. Als ich deine dampfenden Kochtöpfe auf dem Ofen sah, war ich ganz beruhigt. Konnt's mir schon denken, daß du nach der Bahn warst. Nun, das schadet nichts, aber jetzt lasse mich ein bißchen schlafen, ja? Ich komme bald um vor Müdigkeit. Morgen wollen wir plaudern. Ich werde ungewiegt schlafen. Wenn du zu Hause bleibst, ziehe die Stiefel aus, ja, Papa? Also einstweilen bis morgen."

Damit drehte sich Robert mit dem Gesichte zur Wand. Bald gab das vernehmbar, regelmäßige Atemholen Zeugnis von dem gesunden Schlafe des sorglosen jungen Mannes.

Onkel Schröder saß noch geraume Zeit bewegungslos auf dem Stuhle, die Hände im Schoß gefaltet, den Kopf niedergesunken, — man könnte glauben, auch er sei eingenickt. Er schlief keineswegs. Es fröstelte ihn, — er hatte sich wohl im Zuge auf dem Bahnhofsperron eine kleine Erkältung geholt, oder war sein von Natur etwas weichliches Gemüt dem kräftig frischen Hauche der Jugend nicht gewachsen, der ihn aus Roberts hübschem Munde angeweht?

Es fing bereits an zu dunkeln, als er leise auf den Fußspitzen, die Stiefel in der Hand, das Zimmer verließ, — erst unten im Hausflur zog er sie an. Fort schlich er sich, seltsam schwanfend, aus dem Gedränge der Menschen hinaus nach oben, einsamen Plätzen, hinaus auf die menschenleere Landstraße, bis dunkle Nacht ihn einhüllte, — bis er, mit der Welt, besonders aber mit sich und seiner Dummheit, wie er sich vorwarf, unzufrieden, doch wieder den Heimweg antrat. Ebenso leise, wie er gegangen, betrat er wieder sein Zimmer, deckte Robert sorgsam zu und begab sich selbst endlich zu Bette.

Seitdem sind Wochen vergangen. Onkel Schröders Zimmer sieht fast aus wie früher, nur nicht mehr ganz so gemüthlich, nicht mehr ganz so geordnet sieht es aus. Staub liegt auf den Möbeln, im Kochofen prasselt mittags kein Feuer mehr.

Onkel Schröder speißt seit einigen Tagen in der Kellerrestauration nebenan. Und wo ist der schmucke Robert, der junge Doctor medicinae?

Der konnte selbstverständlich nicht mit seinem Vater in einem Zimmer, vier Stock hoch, wohnen bleiben, und noch dazu in einem so entlegenen Stadtviertel. Das hat Onkel Schröder selbst eingesehen, als Robert es ihm klar machte.

Es ist so natürlich, und doch hat der närrische Alte seitdem die rechte Freude an seiner Häuslichkeit verloren. Das zeigt sich auch recht in seinem Aupern. Die Stiefel sind nicht mehr spiegelblank, die Wäsche ist mit dem Halsstuch verdeckt, und manche Kleinigkeiten geben seinem Anzuge das Gepräge der Nachlässigkeit.

Eben verläßt Onkel Schröder das Sparkassengebäude und tritt auf die Straße, ein kleines, schweres Keinenbentelchen tragend. Er hat sich das letzte Geld auf sein Sparkassenbuch auszahlen lassen. Sehen wir, wohin er das Geld trägt. Sein Gesicht, das seit vielen Tagen umflort schien, trägt eine freudige Hingebung zur Schau. Bald sehen wir ihn in einer Straße, die

vornehmlich von der Aristokratie frequentiert wird. Er verschwindet in einem Brachtgebäude, steigt zur Bel-Etage hinauf und klopft schüchtern an eine Thüre. Auf ein helltönendes „Herein!“ tritt er ein und steht, nachdem er das kleine Entree passiert, in einem reizend ausgestatteten Salon, seinem Robert gegenüber.

„Du bist lange geblieben, Papa. Hast du das Geld?“

„Hier ist es. Es war so voll, ich mußte warten.“

„Sei so gut, zähle dir achtzig Thaler ab und schicke sie noch heut an meine Wirtskleute nach Jena. Laß dir den Ehrenschuldschein dagegen schicken, den ich ihnen ausstellen mußte, ehe ich abreiste. Ich muß sehen, wie ich mich mit den zweihundert Thalern, die ungefähr noch bleiben, einrichte. Brauchst du etwas davon?“ „O nein, durchaus nicht.“ „Das ist mir ganz angenehm. Ich habe zwar durch Kronwalds Konnexion die Assistentenarztstelle beim Sanitätsrat Scharbeck erhalten, aber mein Einkommen wird vorläufig nicht sehr groß sein. Auch muß ich mich, wie du weißt, aufs Staatsexamen vorbereiten, das kostet auch Geld. Habe ich erst das Examen hinter mir, dann soll es mir bald an nichts mehr fehlen, dann sollst du es auch gut haben, dann giebt du dein häßliches Kolporteurgeschäft auf und lebst als Privatier. Den Gefallen mußt du mir thun. Es geht wirklich nicht, daß der Sohn Arzt und der Vater Kolporteur ist, das siehst du gewiß selbst ein. Nun, bist du mit dem Zählen fertig? Ich möchte gern etwas ausgehen.“

„Ja — gleich — so, ich bin fertig. Adieu, lieber Robert.“

„Adieu, Papa, laß dich bald einmal wieder sehen.“ Robert giebt dem Papa im Übermaße froher Laune einen Kuß und schiebt ihn freundlich zur Thüre hinaus.

Woher das Ervöten auf Onkel Schröders Wangen? Etwa, weil er zur Thüre hinausgeschoben wurde? O nein, er hatte sich nach und nach an die frische, fröhliche Art und Weise seines Robert gewöhnt. Nein, es war die reine Wonne einer ewig kindlich bleibenden, naiven Natur, die jedes Lieblosen eines geliebten Wesens mit Entzücken erfüllt.

Er hatte Robert, dem, als er kaum drei Monate alt war, die Mutter starb, gepäppelt, gewiegt, gewaschen, angezogen, zur Schule gebracht. Er hatte ihn studieren lassen und sich Roberts wegen unzählige Entbehrungen auferlegt. Dabei unermüdetlich vom frühen Morgen bis in die späte Nacht auf den Bahnhöfen, auf den Straßen, in den Häusern sein flottes Kolporteurgeschäft getrieben, mit solch glänzendem Erfolge, daß er neben den namhaften Kosten, die Roberts Studium veranlaßte, doch noch eine hübsche Summe zur Sparskaffe tragen konnte. Er hatte davon geträumt, für sein Alter ein Kapital zu sparen, um die letzten Tage in Ruhe zu genießen. Diese Hoffnung gab er um einen Kuß von seinem Robert hin. Warum auch nicht. Robert war ein wunderhübscher, heiterer, liebenswürdiger Knabe, mit außergewöhnlichen geistigen Anlagen, staunenswerter Fassungskraft und eminentem Gedächtnis. Die Gymnasialklassen, die andern viel zu schaffen machen, hatte er spielend überwunden. Mit seinem achtzehnten Jahre trat er, reis zur Universität, die Reise nach Jena an. Onkel Schröder brachte ihn damals zur Bahn. Beide weinten beim Abschiede bittere Thränen. Vier Jahre waren sie voneinander fern. Die Ferien verlebte Robert bei Universitätsfreunden, da und dort. So sehr sich auch Onkel Schröder nach ihm sehnte, er hatte doch nie den Mut, dem lieben Jungen ein Vergnügen zu stören. Endlich kam der Tag, der ihm seinen Robert wiedergab, der Tag, den

er so heiß ersehnt, der Tag, dem er mit so viel kindischer, heimlicher Freude entgegen sah, der Tag, von dem er nicht für alle Schätze der Welt eine Minute verkauft hätte!

Nun, wir haben am Beginn dieser Erzählung dem Wiedersehen beigewohnt.

Wahre Liebe ist ewig. Nichts kann sie vernichten, nichts kann sie erkälten, sie flammt und flammt, bis der Herd, in dem sie lodert, zusammenbricht. — Darum zaubert Roberts Ruf rosiges Licht auf Onkel Schröders Wangen, darum fühlt der Alte sich aufs neue gehoben und gekräftigt auf seinem mühevollen, entsetzungsreichen Lebenswege.

Ein Jahr ist nichts! Wie — viel — ist ein Jahr! Wie flüchtig für Genuß und Glück! Wie unabsehbar für Sorge und Leid! Ein Jahr! — Ein Millionenstückchen eines Pulschlagens der Ewigkeit! Wiege und Grab für Milliarden wunderbar organisierter Wesen! Das Seufzen, Stöhnen, Weinen, Kreischen, Jauchzen, Schreien, Lachen eines Jahres auf einen Augenblick zusammengeballt, würde die Erde aus der Bahn schieben und den Sonnenball stutzen machen. Für Robert reichte ein Jahr gerade aus, um mit Glanz sein Staatsexamen zu machen. Ja, er genießt schon den Ruf eines ganz ungewöhnlich befähigten Arztes.

Sein Einkommen ist bereits ganz respektabel. Einem ansehnlichen Kreise vornehmer Patientinnen aller Altersklassen ist sein täglicher Besuch unentbehrlich.

Onkel Schröder hat seinen Robert im ganzen Jahre nur zweimal zu Hause getroffen. Beide Male war Robert recht mißgestimmt darüber, daß sein Papa noch immer das häßliche Kolporteurgeschäft nicht aufgegeben. Auch Onkel Schröders verlegend ordinäre Erscheinung, seine vulgäre Ausdrucksweise, sein Mangel an akademischer Bildung und sein mitunter recht aufdringlich, kindisch zärtliches Benehmen machen auf den armen Robert einen immer peinlicheren Eindruck.

Onkel Schröder ist im ganzen recht zufrieden. Er geht mit Eifer seinen Geschäften nach. Sogar ein neues Sparkassenbuch ist angelegt, sechzig Thaler hat er wieder zusammengebracht. Sein Robert könnte vielleicht einmal unverzehens Geld brauchen. Wie beschämend wäre es für den alten Schröder, wenn er dann nicht sofort helfen könnte. Nur seine Häuslichkeit ist nach und nach ganz verändert. Wo früher Ordnung und Sauberkeit herrschte, da sieht es jetzt seltsam wüth und wild aus. Das Bett ist wohl seit Monaten nicht gemacht. Ausgefegt wird, wie es scheint, gar nicht mehr. Der Staub liegt überall fingerdick. Der zwitschernde gelbe Freund ist verschwunden, ebenso das Blumenbrett am Fenster. Nun, das hat nicht viel zu sagen. Onkel Schröder ist eben nicht mehr viel zu Hause. Ist er mit seinen Geschäften fertig, dann faßt er Posto unter dem Thorwege, vis-à-vis von Roberts Wohnung, sieht nach dem Fenster hinauf, oder geht auch, wie zufällig, raschen Schrittes vorüber, wenn sein Robert aus der Equipage steigt, und ist für eine ganze Woche glücklich, wenn Robert ihm zugerufen hat: „Ah, guten Abend, Papa! Na, munter?“ „Danke, danke,“ sagt dann Onkel Schröder und trabt geschäftig weiter.

Er möchte wohl manchmal gern stehen bleiben, er möchte ihn mitunter gern umarmen und sagen: „Mein lieber, mein herzenslieber Junge!“ Aber von derlei ist Robert kein Freund. Warum soll er den armen Jungen ärgern! —

Nach solch glücklichem Abend kam Onkel Schröder einmal nach Hause und fand einen Bestellzettel in die Thür geschoben, darauf stand: Bitte um die drei letzten

Nummern des „Musikfreund“. Unterzeichnet: Konjul Schönwald, Britisch Hotel.

Es war nichts ungewöhnliches, daß Onkel Schröder derlei Bestellungen zu Hause vorfand. Jede solcher Bestellungen war ihm angenehm, denn sie brachte viel oder wenig, aber sichern Gewinn.

Warum machte er heut kein freundliches Gesicht dazu und sah so lange auf den Bestellzettel, als sei derselbe in einer fremden Sprache geschrieben und er könne den Inhalt unmöglich entziffern?!

Es giebt Wendepunkte in unserem Leben, die wir instinktiv wahrnehmen, wenn wir sie auch nicht begreifen. So wie das Wild das Annähern von Gefahr wittert, so wittert unsre Seele mitunter das Wirken und Weben des Weltgeistes, noch ehe der Faden sichtbar wird, der uns umzieht. Oder war es das nicht? War es der einfache Gedankenschluß, der den Namen Schönwald mit dem Namen Schönau in Verbindung brachte, daß diesmal die angenehme Stimmung den alten Kolporteur nicht überkam, die ihm sonst bei jeder Bestellung ein behagliches Schmunzeln ablockte?

Schönwald — Schönau! — Was war's damit?

Der Name Schönau war in der That einst verhängnisvoll für ihn gewesen; — aber das war schon lange her.

Wer jetzt Onkel Schröder so sinnend, so tieferst an Fenster stehen sieht, der möchte kaum glauben, welch ein närrisch eitles Kerlchen der gute Alte vor etwa fünf- undzwanzig Jahren war. Ja, das war eine schöne Zeit! Wie allerliebste stand ihm der blaue Frack mit den blanken Knöpfen! So etwas Reizendes giebt es heutzutage kaum mehr. — Damals war die Schönau'sche Musikalienhandlung wohl renommirt, nun ist sie längst verschwunden. Wer damals dort den jungen Kommiss Schröder sah in seiner ganzen Glorie, wie er so folett, gewandt mit den Damen verkehrte, wie er so recht gewissenlos verführerisch seine kunstvoll geknüpften Halschleife mit den blendend weißen Vatermördern zur Schau trug, daß es so manchem jungen Mädchen bei seinem Anblicke einen Stich ins Herz gab, der konnte ihm fast gram werden um solch graujamen Spieles, umso mehr, als Schröders Herz nicht mehr zu vergeben war.

Ein sehr reizendes, aber blutarmes Mädchen hatte sein Herz erobert, die Nichte der Konditoreibesitzerin, bei der Schröder und der Sohn seines Prinzipals, der flotte Ernst Schönau, Sonntag-Nachmittags ihre Tasse Koffa tranken. Welch verheerende Pfeile schossen Schröders Augen von der Kaffeetasse hinüber nach dem Buffet, hinter dem die liebliche Karoline saß. Ob sie Schröders Blick verstand? Ist begegnete sie seinen Blicken mit freundlicher Verwunderung, oft senkte sie, innig lächelnd, den Blick zu Boden. Das letzte besonders wirkte so begeisternd auf den jungen Schröder, daß er sich sogar zu einer zweiten Tasse Kaffee entschloß, ein nicht unbedeutendes Wagnis für die knappe Börse eines Kommiss damaliger Zeit.

Gesprochen hatte Schröder der himmlischen Karoline noch nichts von seiner Liebe; denn wie die Sache lag, war an eine Heirat nicht zu denken. Wovon sollte er eine Familie, wenn auch noch so bescheiden, erhalten, und bloß ein Liebesverhältnis mit ihr zu erstreben, dazu war sie ihm zu heilig. Er wartete mit komischer Zuversicht auf irgend ein glückliches Ereignis, das vom Himmel oder sonst woher kommen müsse, und das ihn in den Stand setzen werde, eines Tages vor die Angebetete hinzutreten und zu sagen: „Teure Karoline, einziges Weisen! Ich liebe Sie über alle Beschreibung!

Wollen Sie meine liebe Frau werden? Ich habe vier- bis fünfhundert Thaler Einkommen, damit können wir ganz gut bestehen, wenn Sie glauben, sich an meiner Seite nicht unglücklich zu fühlen."

Nun, das wäre wohl nicht möglich gewesen. Einachen wäre ihm mit niedergeschlagenen Augen und sanftem Erröten, wie er das so himmlisch fand, an die Brust gesunken, und dann so rasch als möglich die Hochzeit.

So weit war nun alles fertig vorbereitet in Schröders Kopf, nur zu dem glücklichen Ereignis war noch verzweifelt wenig Aussicht vorhanden. Zwar spielte er ein Vierundsechzigstel in der Lotterie, aber bis jetzt hatte er es damit nie weiter als zu einem Freilos gebracht. Sein einziger Verwandter, sein Onkel, der alte Kolporteur Weiß, war, wie es schien, nicht vermögend, hätte ihm wohl auch nichts gegeben, er mochte Schröder nicht recht leiden wegen seines geschneigelten Wesens. „Ach, du Zeraffe! Das legt sich alles," hatte er einmal zu Schröder gesagt. Seitdem hatten sich Onkel und Nefse vermieden.

So standen die Sachen.

Es war wieder einmal Sonntag-Nachmittag. Schröder trat wieder musterhaftniedlich aufgeputzt in die Konditorei. Schon durch die Glasthüre hatte er gesehen, daß sein Prinzipalssohn, der junge Schönau, noch nicht da war. Das war ihm jedesmal angenehm. Er fühlte sich zwar sehr geehrt im Verkehr mit dem wohlhabenden jungen Herrn; aber es war ihm etwas Zuwideres, wenn Schönau bereits vor ihm in der Konditorei war. Er traf ihn dann jedesmal am Büffet stehend, zu Karoline hinübergebeugt, das mußte dem jungen Mädchen gewiß sehr lästig sein. Heut war er, Gott sei Dank, noch nicht da.

Schröder setzte sich an seinen gewöhnlichen Platz; aber das: „Bitte um eine Tasse Mokka" blieb ihm halb im Halse stecken, denn als das Mädchen, das hinter dem Büffet in einem Buche las, den Kopf in die Höhe richtete, sah Schröder in ein ihm ganz fremdes Gesicht. „Wo ist denn Fräulein Karoline?" stammelte Schröder. Das junge Mädchen zuckte halb beleidigt mit den Achseln, die Frage hatte sie wohl schon bis zur Lästigkeit oft hören müssen. Sie ließ sich aber doch herab zu der Antwort: „Fräulein Karoline ist schon seit Montag nicht mehr hier, die verheiratet sich, ich bin jetzt hier." „Verheiratet sich?" „Nun ja, denken Sie, eine Konditormamsell kann sich nicht verheiraten? Sie macht sogar eine feine Partie. Sie heiratet den jungen, reichen Musikalienhändler Schönau,

der ist ja ganz vernarrt in sie. Vor einer Stunde sind sie miteinander ausgefahren."

Wenn der Himmel mit allen Sternen heruntergefallen wäre und die Erde in Millionen Stücke zer schlagen hätte, Schröder hätte es nicht beachtet. Wie versteinert saß er einen Augenblick da, dann stürzte er fort, wie ein Toller! —

Wo er gewesen, wie viele Menschen er umgerannt hatte, wußte er selbst nicht, als er ganz spät nach Hause kam und einen Brief an seinen Prinzipal schrieb, in dem er um seine sofortige Entlassung bat. Es sei ihm Umstände halber ganz unmöglich, ferner in seiner bisherigen Stellung zu verbleiben. — Am frühen Morgen schickte er den Brief fort, und noch an demselben Tage erhielt er die Antwort seines Prinzipals, der ihm in wohlwollender Weise sein Gesuch gewährte und ein ehrendes Zeugnis beigelegt hatte.

Nun saß er einsam in seinem Zimmerchen und stierte auf die Dielen. Der Kopf war ihm zum Berspringen — und doch so gedankenleer.

Aber des Lebens Notdurft drängt mit unausweichlicher Mächtigkeit vorwärts.

Schröders ganzer Reichtum bestand in acht Thalern. Er mußte sich eine neue Stellung suchen.

Er rasierte sich auf und kleidete sich sorgsam, um eine Wanderung durch die Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen der Residenz zu unternehmen. Vielleicht war irgendwo eine Stelle offen.

Noch einen Blick warf er in den Spiegel. Ja, das war derselbe blaue Frack mit blanken Knöpfen, das waren dieselben zarten silbergrauen Bein kleider, dieselben blütenweißen Vatermörder; doch an der Halschleife

fehlte der unnachahmlich geniale Schwung, und Schröders sonst so selbstgefälliges, strahlendes Gesicht, wo war es hingekommen? Weinerlich, beschämt, gedemütigt, saß es zwischen den Vatermördern, wehmütig eingeklemmt. Vergebens suchte er durch hartgeschlossene Lippen und starren Blick seinen Mienen eine vornehme Kälte zu geben.

Ach, wer diese plötzliche, traurige Wandlung Schröders gesehen, und wäre er ihm noch so gram gewesen, es hätte ihn nicht ungerührt gelassen. Der arme Teufel war in einem Tage zehn Jahre älter geworden. —

Er ist bereits auf der Treppe, da kommt der Briefträger herauf. „Herr Schröder, ein Brief ist zu unterschreiben. Vom Stadtgerichte!" Verwundert kehrt Schröder um und giebt dem Postboten den unterschriebenen Schein zurück. — Er öffnet den Brief. — Trauer und Bestürzung malen sich auf seinem Antlitze.



Welch verheerende Pfeile schossen Schröders Augen hinüber nach dem Büffet, hinter dem die liebe Karoline saß.

Ja, ja, ein Unglück kommt selten allein!

Sein einziger Verwandter, sein Onkel, der alte Kolporteur Weiß, war bereits vor vier Wochen gestorben, ohne daß er, der Nefse, Kenntnis davon hatte.

Aufrichtige, herzliche Trauer ergriff Schröder bei der Nachricht.

Der alte Weiß war wohl ein etwas derber, aber doch gut meinender Mann gewesen. Er hatte ihn sogar zu seinem letzten Geburtstage zwei Thaler geschenkt, freilich mit der Weisung, sich keinen Staat dafür zu kaufen, lieber ordentlich dafür zu essen, damit er etwas Fleisch auf den Leib bekäme. Nun war der Alte, ohne einen Verwandten um sich zu haben, gestorben und zur Erde bestattet.

Der alte Weiß hinterließ seinem Nefsen Gottlieb Schröder zwölfhundert Thaler, mit dem Wunsche, er möge das bisher von ihm, dem Weiß, betriebene Kolporteurgeschäft weiter betreiben. — „Ja, das thue ich! So soll's sein! Fort mit der Vergangenheit! Mit der

Liebe ist's vorbei! Nach wem hätte ich noch zu fragen?“ rief Schröder, warf zum Zeichen, daß er die Zeit eitle Wünsche hinter sich habe, seinen sorgfältig gepflegten Cylinder auf die Erde, setzte ihn, mit einem tiefen Knick versehen, wieder auf den Kopf und wanderte, der Meinung, der Welt trotz die Stirn zu bieten, nach dem Kirchhofe hinaus, wo der einzige Mensch begraben lag, der bis zum Tode seiner in Liebe gedacht hatte.

Seit anderthalb Jahren war Schröder Kolporteur und trug eine fast diabolische Lustigkeit zur Schau. Er war bei seinen Kunden fabelhaft beliebt, und die Verlagsbuchhändler trugen ihn auf den Händen. Er verdiente unglaublich viel Geld.

An manchem Tage betrug sein Reingewinn vier bis fünf Thaler, er war die Krone aller Kolporteurs. Er hatte sich eine außerordentliche Routine zu eigen gemacht. Im Fluge durchstöberte er des Morgens sämtliche Journale, um im Stadtklatsch stets geläufig zu sein. Dabei fiel ihm eines Morgens folgender Artikel in die Augen: Der Musikalienhändler Ernst Schönau ist mit Hinterlassung von circa zwanzigtausend Thaler Schulden, man spricht sogar von falschen Wechseln, nach Amerika durchgegangen. Seine junge Gattin mit ihrem Söhnchen befindet sich in der hilflosesten Lage. Spiel und Verschwendung haben den jungen Mann ins Verderben getrieben, der erst vor einigen Jahren, bei dem Tode seines Vaters, dessen blühendes Geschäft schuldenfrei übernahm.

Zur Ehre Schröders sei es gesagt, beim Lesen dieses Artikels kam auch nicht etwa der Schatten eines Gefühls von Gemüthung über ihn. Dieser Ernst lagerte sich auf seiner Stirn, er steckte mehrere hundert Thaler Geld, die er im Hause hatte, zu sich und begab sich

festen Schrittes nach Schönau's Geschäftslokal. Es war geschlossen. Er ging hinauf in die Wohnung, ein Dienstmädchen öffnete ihm. Auf seinen Wunsch, Frau Schönau zu sprechen, ward ihm zur Antwort: Frau Schönau sei krank, sei auch nicht allein, doch wolle man ihr seinen Besuch melden. — Noch keine Minute war nach dem Verschwinden des Mädchens vergangen, als dasselbe schon zurückkam mit den Worten: „Sie möchten doch gleich hereinkommen.“

Schröder trat ein. Da lag, bleicher fast als das Bettzeug, das sie umhüllte, Karoline. Ein Knäblein, etwa drei Monate alt, schmiegte sich an ihre Schulter. Neben dem Bette saß der Polizei-Kommissar des Reviers, der eine vorläufige Vernehmung der Frau des flüchtigen Bankerottiers vorgenommen. — Karoline hielt Schröder die schmale Hand entgegen und sprach kaum vernehmbar, mit schwachem Lächeln: „Ich danke Ihnen. Ich wußte, Sie würden kommen, wenn ich mir auch keinen Grund dafür angeben konnte. Wollen Sie

sich nicht setzen? O, bitte, Herr Kommissar, bleiben Sie noch einen Augenblick. Ich wünsche, daß Herr Schröder einen Zeugen hat wegen der Bitte, die ich an ihn zu richten gedente. Nicht wahr, Herr Schröder, Sie kommen, mir in meiner bedauernswerthen Lage Ihre Dienste anzubieten? Ich habe es gewünscht, obgleich ich kein Recht habe, Ihre Güte zu beanspruchen. Ich selbst werde wohl auch keinen Gebrauch mehr von Ihrer Hilfe machen können; aber hier mein liebes Söhnchen hat hoffentlich noch eine lange Zeit vor sich. Wird sich wohl jemand seiner annehmen, wenn es Gottes Wille wäre, daß auch ich es verlassen müßte?“

„Er soll mein Sohn sein, wenn es Ihnen so recht ist,“ stotterte Schröder. „Ich nehme es an,“ flüsternte mühsam Karoline, und ehe Schröder es verhindern konnte, hatte sie seine Hand an ihre blassen Lippen geführt.

Als Schröder mit dem Kommissar das Zimmer verließ, zitterten bereits die letzten Strahlen der Abendsonne um die Schläfe der bleichen Frau und in den Locken ihres munteren Kleinen. Nach vierzehn Tagen war Schröder Papa des kleinen Robert.

Wie er in seinen Vaterpflichten und in seiner Liebe zu dem Knaben ganz und gar aufgegangen, ist uns bekannt.

Onkel Schröder steht noch immer am Fenster und sieht, vertraulich nickend, dem bleichen Mond in das windische Gesicht. Er war Zeuge von Schröders Jugendgeschichte.

Am folgenden Vormittage wird Onkel Schröder beim Konsul Schönwald vorgelassen. Der Konsul, ein äußerst stattlicher, jovialer Herr, nimmt die bestellten Journale entgegen, zahlt den Betrag. Erst als Onkel Schröder schon die Thüre in der Hand hält, um sich zu entfernen,



„Donnerwetter, Schröder, sind Sie alt geworden!“

rufte ihm der Konsul in scherzendem Tone nach: „Donnerwetter, Schröder, sind Sie alt geworden!“

Ganz entsetzt dreht sich Schröder um. Es war ihm zwar wie eine Ähnlichkeit gewesen; aber das war ja kaum möglich. Dieser fast noch junge, imponierende Mann, konnte er es denn sein? — „Ja, ja, ich bin es selbst, lieber Schröder! Kommen Sie, setzen Sie sich. Kommen Sie doch! So, trinken wir ein Gläschen Madeira zusammen. Ja, ja, es ist eine hübsche Reihe von Jahren her, daß wir uns nicht gesehen haben. Seit einem Vierteljahre bin ich wieder hier. Bleibe aber nicht lange. Wohne jetzt in London. Habe in den letzten Jahren kolossales Glück gehabt, bin so zwei Millionen schwer. Es ging mir höllisch schlecht, als ich damals fortreiste. Meine arme Karoline hat daran glauben müssen, — mein kleiner Bengel wahrscheinlich auch. Darüber habe ich zwar nichts Gewisses herausbringen können. Die Erkundigungen, die ich darüber eingezogen, haben zu nichts Bestimmtem geführt. Da sagt mir vorgestern ein alter Polizeirat, der früher Kommissar in dem Revier war, wo ich mein Geschäft hatte, soviel er wisse, hätten Sie versprochen, sich meines Sohnes anzunehmen. Ist etwas an der Geschichte?“

„Ja wohl, es ist etwas an der Geschichte,“ sprach Schröder langsam.

„Lebt er? Was ist aus ihm geworden? Was haben Sie mit ihm gemacht? Neben Sie doch!“

Onkel Schröder hämmerte verlegen mit der Hand auf die Tischkante, ehe er hervorbrachte: „Ich hatte ihn eigentlich als meinen Sohn betrachtet. Ich habe ihm nichts zuleide gethan. Jetzt wohnt er nicht mehr bei mir. Er ist jetzt Doktor der Medizin. Es geht ihm gut, — ganz gut. Er macht mir viel Freude! Ich habe ihn immer lieb gehabt, soviel ich nur konnte.“

„Schröder, Sie sind ein Hauptkerl! Es soll Ihr Schade nicht sein. Kommen Sie, wir wollen gleich zusammen hinfahren zu ihm. Wahrhaftig, das will ich Ihnen vergelten. Davor muß man wirklich den Hut abnehmen. Kommen Sie, kommen Sie! Es rührt sich was in mir. Ist wohl ein hübscher Mensch geworden! Natürlich! Und Doktor! Kommen Sie, lieber Schröder!“

Onkel Schröder, dessen Verlegenheit sich zur Angst steigert, hält den Konsul an der Hand zurück. „Warten Sie doch einen Augenblick. Es ist da ein Umstand. Robert weiß nämlich nicht, daß er außer mir einen Vater hat. Er weiß nichts, als daß seine Mutter starb, da er noch sehr klein war. Er ist der Meinung, ich sei sein Vater.“ „Ah, das ist stark! Darum also konnte ich keinerlei Aufschluß über das Verbleiben meines Sohnes erhalten, so oft ich auch, schon von England aus, nachforschen ließ! Was konnte Sie veranlassen, mich und die Welt und vor allem meinen Sohn so strafbar zu täuschen?“ — So inquirierte Schönau, jetzt Schönwald genannt, den alten Schröder, der da stand, als sei er sich in der That eines Verbrechens bewußt. Endlich entgegnete er schüchtern: „Ich wußte nie, wie ich es anstellen sollte, Robert zu sagen, daß sein Vater ihn und die Mutter im Stich gelassen. Ich fürchtete immer, es könnte ihn sehr betrüben, und das wollte ich doch nicht, dazu habe ich ihn zu lieb. Was aus Ihnen geworden, konnte ich ihm auch nicht sagen, denn niemand wußte es.“ „Um, hm, Sie haben nicht unrecht, — es ist eine verdrießliche Geschichte. — Sagen Sie, Schröder, haben Sie meinen Sohn wirklich lieb?“ — „Daran zweifeln Sie doch nicht?“ „Nein, nein, das thue ich nicht; aber sagen Sie selbst, ich kann doch meine An-

sprüche an ihn nicht aufgeben? Ich bin gewaltig reich, mein Sohn soll es auch sein. Ich will alles an ihm gut machen, was ich bisher versäumt; aber ich will auch, daß er mich als seinen Vater liebt und verehrt. Erführe er die ganze Wahrheit, so würde er mir vielleicht nicht sein ganzes Vertrauen, nicht seine ganze Liebe zuwenden. Das würde mein und ebenio sein Glück trüben. Schröder, Sie sind ein guter Mensch! Sie müssen mir, namentlich aber meinem Sohne, dem Sie ja zugethan sind, woran ich nicht zweifle, einen großen Dienst leisten. Sie müssen ihm Aufklärung geben in einer Art, die mich ihm gegenüber nicht kompromittiert, so daß kein Zweifel in seinem Herzen gegen mich aufkommt. Können Sie das? Wollen Sie das? Bedenken Sie, wie reich, wie glücklich Sie ihn dadurch machen. Ihr eigener Sohn ist er ja nicht. Der Verlust kann für Sie doch nicht so sehr groß sein. Machen Sie die Sache schnell und zu meiner Zufriedenheit. Sie sollen reich belohnt werden. Ich bin nicht geizig. Sie sollen nicht mehr arbeiten und sorgen dürfen. Nicht wahr, Sie werden es möglich machen? Sie werden dem Sohne nicht die Liebe des leiblichen Vaters entziehen?“ — Der Konsul stürzte auf den alten Schröder ein, bis dieser mit stockendem Atem sprach: „Gut, gut, dem Glücke meines Robert will ich nicht im Wege sein, gewiß nicht. Ich will thun, was ich thun kann. Aber lassen Sie mir Zeit. Ich schreibe Ihnen morgen, was ich möglich machen kann. Jetzt lassen Sie mich fort, — um Gottes willen — morgen — morgen.“ — Damit riß sich Schröder vom Konsul los. Es dauerte geraume Zeit, ehe er, an den Häusern tastend, auf der Straße sichtbar ward.

Es ist Sonntag-Vormittag. Das Glockenläuten ertönt. Neben Hauswirthin, Pfandleihern, Taschendieben, Kupplerinnen und Bettelweibern sitzen auch einige wirklich fromme oder wenigstens harmlose Geschöpfe in den Kirchenstühlen. In der letzten Reihe befindet sich Onkel Schröder. Seit seiner Einsegnung war er in seiner Kirche. Nicht, daß es ihm an Frömmigkeit gefehlt hätte. O nein. Gar oft hat er kindlich betend oder dankend zu Gott gesprochen, manchmal Seufzer, manchen sehnsüchtigen Blick zum Himmel geschickt. Heut genügt ihm das nicht. In der Dual seines Herzens sucht er nach Mut, Hilfe und Trost in einer nur Gott geweihten Stätte. Hier kniet er, nichts um sich achtend, und weint inbrünstige Thränen und entladet die bis zum Bersprengen schmerzgefüllte Brust. — Und siehe, wunderbar wirkt Gottes Nähe in dem engen Hause auf den, der ihn in Wahrheit sucht! Ja, hier weilt trotz allen Mißbrauchs das Göttliche in seiner reinsten Keuschheit, in seiner allmächtigen Kraft! — Ein mildes Lächeln verschönte Onkel Schröders Züge, da er die Kirche verließ. Ein freundlicher, beseligender Entschluß lag in seiner Miene.

Am Montag-Morgen saß Konsul Schönwald beim Kaffee, die kostbare Havanna mit behaglichen Zügen atmend, einen Brief in der Hand, und las mit sichtlichem Befriedigung: „Euer Hochwohlgeboren! Geben habe ich brieflich Ihrem Sohne das Geheimniß seiner Abkunft mitgeteilt, habe ihm gestanden, daß, während einer Geschäftsreise Sie fern hielt, indes unerwartet der Tod Ihre Gattin hinwegnahm, ich mich seiner ohne Berechtigung, in der eigennütigen Absicht bemächtigt hatte, mir in ihm eine Stütze für meine alten Tage groß zu ziehen. Späte Reue hat mir dieses Geständniß abgezwungen. Ich habe um seine Verzeihung gebeten, so wie ich die Ihrige nachsuche, und bitte, meinem

Alter die Beschämung einer Strafe zu ersparen. Gottlieb Schröder.“ —

Des Konsuls Augen strahlten vor Freude.

An demselben Tage lagen sich Vater und Sohn in den Armen. Während Robert in seinem Groll über diese grenzenlos zähe, schändliche Heuchelei und Verschlagenheit Schröders kaum genug Worte des Abscheues finden konnte, wandte der Konsul alle Beredtheit auf, seinen Sohn zu beruhigen und ihn zu bestimmen, die Sache nicht an die Öffentlichkeit zu bringen und den durchtriebenen Menschen einfach mit Verachtung zu strafen. — Noch in derselben Woche reiste der Konsul mit seinem Sohne nach Hamburg. Beide bestiegen dort den Dampfer Pluto, der sie der Themsestadt entgegenbrug.

Das Fahrzeug war längst am Horizont verschwunden, da stand ein alter Mann einsam noch am Strande und sandte Blicke voll Liebe und noch viele, viele Segenswünsche dem fernen Schiffe nach.

Onkel Schröder war eben von einer Reise nach Hamburg zurückgekehrt, da brachte ihm der Postbote einen eingeschriebenen Brief, Wertangabe: zweitausend Pfund Sterling, Absender: Konsul Schönwald, London.

Schröder schrieb mit sicherer Hand auf die Rückseite des Briefes: Adressat verweigert die Annahme.

Der erstaunte Postbote nahm kopfschüttelnd den Brief wieder mit.

In Schröders Stübchen sieht es seit Jahren wieder aus, wie ehemals. Ordnung und Sauberkeit herrschen dort. Ein kleiner gelber Sänger zwitschert wieder, Blumen schmücken wieder das Fenster. Er selbst, äußerst sorgfältig, fast zierlich gekleidet, wie ein alter Bräutigam, flattert mit seiner Wapppe unter dem Arm friedlich lächelnd durch die Straßen und Häuser, so Gott will, noch recht sanft.



Wilder
Tag und
still
Abend.

Der Füsilier Tobias Sütterle war im ganzen Feldzuge nie flinker und vergnügter bei der

Reveille auf die Beine gesprungen, als am Morgen des 30. Oktober des denkwürdigen Jahres 1870. Und seinen Kameraden von der 12. Kompagnie des Leibregiments, dem ganzen Regiment, der ganzen badischen Division und dem ganzen 14. Armee-corps ging es ebenso. Auf allen jugendlichen, verwetterten Männergesichtern lag außer dem just aus den grauen, trübseligen Wolken brechenden goldenen Sonnenschein eine helle Freude. Nach Dijon! so hieß die Parole, nach Dijon! das Lösungswort.

Und welch frohe Verheißung jubelte darin empor!

Drei Monate lang waren die armen Burschen nicht aus den Kleidern gekommen, drei Monate lang kaum

einer in ein Bett; froh mußten sie sein, wenn sie Nachtquartier in einer trockenen Scheuer fanden und nicht wie den ganzen Oktober hindurch, fast jede Nacht Bewacht halten mußten, Bewacht auf dem nassen Erdboden, mit einer dünnen Lage Stroh unter dem müden, abgerackerten Leibe.

Ja, wenn nicht der gute, deutsche Soldatenhumor wachgeblieben wäre, dann gute Nacht du glorreiches Jubeljahr!

Der Hintende, der auch ein Hohlicht von der Weltgeschichte hat, sagt immer: zum Kriegsführen gehört außer dem nötigen Kleingeld noch dreierlei, nämlich Verstand, Glück und — Humor.

Die Menschen von heutzutage, gewiß aber wir Deutsche, sind im allgemeinen viel zu weichherzig, um mondelang blutdürstig sein zu können. Die rechte Kampfwut kommt auch immer erst mit dem Kanonendonner, dem Gewehrgeknatter, mit der schmetternden Musik und dem Trom! trom! des Sturmmarchs, kurz, sie kommt und schwillt nur mit dem ganzen, aufregenden Schlachtenkonzert und verbraucht wieder mit den letzten verhallenden Tönen desselben. Der Soldat wird wieder Mensch.

Und was hält diesen Menschen aufrecht und mutig in dem ganzen Glend, das ein Krieg mit sich bringt, und von dem wir andern Menschen, die wir am warmen Ofen sitzen und lustige Geschichten lesen, keine Vorstellung haben? Das ist der Humor, und nur der Humor! Der ist die Tapferkeit zwischen den Schlachten, der Heldenmut mit knurrendem Magen und lechzender Zunge, die Mannestreu im Glend; er hält das Herz trocken im Landregen und warm im Winterfrost, er ist der eiserne Reif, der die lockern Dauben Wollen und Können zusammenhält, der Allerweltsdoktor, der alle Schäden kuriert, er ist auch vor allem der beste Koch und der beste Quartiermacher.

Dies kostbare Kräutlein hat gottlob das ganze deutsche Heer im allgemeinen, unser Häuflein Badener im besondern und unser Tobias im ganz besondern immer mit sich geführt, und nie ist es verdorrt oder vielmehr im ewigen Regen erloschen. Nein, dem Humor des Tobias haben weder die morastigen Gräben vor Straßburg, noch die heimtückischen Wege durch den Wasgenwald südwärts ins Welschland hinein, nicht Garibaldi und nicht die Francitireurs, ja nicht einmal das schreckliche „Corps der Rächer“ und Bombomel der Löwenjäger etwas anhaben können.

Und jetzt sollte ja auch die lustig getragene Mühlsal und Not ein Ende nehmen. Es geht ja nach Dijon, aus der nassen, kalten Wüste ins warme, trockene, gelobte Land.

Drum pfeift und singt und lacht und schwirrt das Bivak des Leibregiments vor dem Dorfe Mirebeau durcheinander, ernstig wie ein Ameisenwolf und laut wie eine Judenschule. Das Wasser machen sich die armen Tröpfe im Mund zusammenlaufen, wie sie sich gegenseitig von Nudelsuppe, Kalbsbraten mit Kartoffelsalat, dazu ein Schöppllein Burgunder und hinterher ein Cigärkli, vorschwämmen.

„s ist fein, wenn man Französisch kann und 's Ditschkurieren versteht,“ sagt der kleine Füsilier Eben zu seinen Kameraden, „auf den Klüchtisch hau' ich, wenn der Quartiergeber ein Mann ist — im andern Fall sag' ich höflich »Madam« und spar' die Grobheit — zeig' auf den Herd und kommandier': Suppe dö Wermisöl, Brotis dö Wo awed Salat dö Pommertär — dukwitt — oder ein Bislipuglibombegranatedunderwetter soll — und hau' dazu noch einmal auf den Tisch, daß die Ka.heln von den Nägeln fallen!“

Bewundernd jauchzen ihm die Kameraden zu, wischen sich den Mund und tummeln sich umso schneller bei der Rüstung zum Marsch.

Mitten im Trubel sieht nun der geneigte Leser unsern Tobias Sütterle sein Schuhwerk in Stand und Staat setzen. Nicht wickeln, das wäre schon wegen des tiefen Kotes für die Katz gewesen, sondern höchst sinnreich legt er ein paar Schnürlein auf den Boden und eine Stiefelsohle drüber, dann wickelt er einen roten Lappen, welchen er neulich zu Cussy am Dignon einem toten Franzosen aus der Hose geschnitten, um den Fuß: „Mir für ungut, armer Troll!“ hatte er zu ihm gesagt, „aber ich brauch' Fußlappen!“ Hierauf schlüpft er in das andere Stück, das zu einem ganzen Stiefel gehört, paßt dann den Fuß auf die Sohle und bindet diese sorgsam darunter fest. Den andern Stiefel hat er schon an, denn da ist die Sohle noch daran; dafür sperrt er aber an den Zehen das Maul soweit auf, wie nur ein hungriger Stiefel es aufsperrn kann.

Jetzt richtet er sich auf und betrachtet wehmütig und stolz zugleich sein Schuhwerk.

„Wart nur, in Di- schon wird's ander Wetter!“ denkt er.

Hierauf nimmt er die Bettdecke von heut nacht, nämlich den Mantel — mit dem Bett war das Feuer für die Morgensuppe angemacht worden —, breitet ihn aus, beschaut mit zärtlichem Mitleid seine vielen Risse und Löcher, bestastet vorsichtig die mürben Stellen und beginnt ihn zu rollen, indem er mit einer Stimme, die an Halsweh erinnert, zu singen anhebt:

Schier dreißig Jahre bist du alt, Hast manchen Sturm erlebt.

Ein gutes Lied reizt die Kehlen mit, wie Tanzmusik die Beine, und so fällt auch die Kompagnie und zuletzt das ganze Bivak ein.

Luftig und ernst klingt es die Bergänge hinauf und rauscht durch den herbftlich bunten Wald, denn was ein rechtes deutsches Volkslied ist, das lacht unter Thränen und weint mit lachenden Augen.

Ja, lustig und ernst ist auch das Mantellied, es rötet die braunen Wangen und läßt die Augen blitzen; aber es kann auch ein Mannesherz erzittern machen und ein Auge mit Wasser füllen —

Jede Kugel macht ein Loch.

Leiser und langsam klingt es dann weiter:

Und wenn die letzte Kugel kommt

Ins deutsche Herz hinein — —

Der Hauptmann der 12. Kompagnie kam zu ihr geritten.

„Lassen Sie die Leute nur auszingen, dann aber angetreten!“ sagte er zum Feldwebel, der sie zum Schweigen bringen wollte.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

Simend ließ er sein Auge auf seinen „Kindern“

ruhen, die ihn aber auch wie einen Vater lieb hatten und auch nur „Vater Heinrich“ nannten.

Wer weiß, sagte er nachdenklich zu sich, für wie viele unter euch schon eine Kugel in der Patronentasche sitzt, die ihren Weg schon finden wird! Vielleicht auch zu meinem Herzen! — Ja, wer weißes? — „Guten Morgen, Kinder!“

„Guten Morgen, Herr Hauptmann,“ dröhnte es in der Runde.

„So ist's recht! — Ein froher Sang macht die Beine lang!“

„Ich weiß auch einen Vers, Herr Hauptmann!“ rief der Einjährige Zimmermann: „Winkt am Abend ein sein Quartier, wachen am Morgen Flügel wir!“

„Abwarten!“ sagte der Hauptmann und lachte, „sonst heißt's — ich weiß auch noch einen Vers: Morgens ri — ra — rutsch, abends fi — fa — futsch! — Na, heute wird's wohl nichts geben — Dijon ist von den Rothosen geräumt.“

„Hurra!“

„Hurra, mein Kalbsbraten!“ schrie Elpen.

„Hurra, ein Sauereffele mit Knöpfle,“ rief Tobias.

„Abwarten!“ sagte noch einmal der Hauptmann lächelnd und winkte dem Trompeter.



Hierauf schlüpft er in das andere Stück, das zu einem ganzen Stiefel gehört.

2.
Drei Stunden war man schon in den feuchtkühlen Morgen hineinmarschiert. Die magere Suppe war längst verdaut und sehnsüchtig fingen die Blicke an, den Windungen der burgundischen Heerstraße entlang zu fliegen, ob noch nicht bald da vorne die Stadt auftauchen will, mit den blauen Wölkchen über den Schornsteinen. Aber je mehr Berge sich vorschieben und je mehr Dörfer sich dazwischen legen, desto lauter wird der Gesang in den wacker vorwärts schreitenden Reihen.

Soeben zieht die Vorhut — das Füsilierbataillon des Leibregiments — mit Trommeln und Pfeifen durch Magny sur St. Medard, da horch —

Zieht ein Wetter auf, oder sind das Kanonen?

Es sind!

Tobias sieht verwundert seinen Nebenmann Wimpfheimer an.

„Ah bah!“ sagt der, „sie probieren nur die Böller, bis wir kommen!“

Aber da kommt von vorne ein Trupp Dragoner, von hinten Stabsoffiziere und Adjutanten heransprengt; es heißt „Ganzes Bataillon halt!“ und die Offiziere drüber stecken die Köpfe zusammen und wirtschasten mit ihren Landkarten.

Nach einer Weile galoppiert „Vater Heinrich“ daher.

„Kinder,“ sagt er, „mit dem Sonntagsbraten ist es heute wieder nichts. Dafür giebt's blaue Bohnen und schwarzes Kraut, und mancher wird vielleicht auch ins Gras beißen müssen, ohne daß es mit Essig und Öl angemacht ist. — Haltet euch brav!“

Der Soldat läßt sich nichts anmerken. Ein kräftig Hurra ist der schönste Seufzer!
„Aber dafür machen wir, so Gott will, morgen — blauen Montag!“

Ein neues Hurra, dann klar zum Gefecht! Die Fahnen werden enthüllt — lustig flattern die teuern Fezen im Winde — die Bajonette aufgepflanzt und die Gewehre geladen.

Schon rasselt rechts eine Batterie die Höhen von Arc sur Tille hinauf, prözt ab und sendet ihre ersten Grüße zu den Rothosen.

„Vorwärts marsch!“

Tobias sieht auf die Dorfkuhr drüben.

„s ist jetzt zehn!“ sagt er, „bis wann werden wir drin sein, Herr Sergeant?“

„Das ist je nachdem,“ erwidert er gnädig, „und der Herr Hauptmann pflegt zu sagen: abwarten!“

„Ich bin nur froh,“ nimmt dann Tobias noch einmal

das Wort, zu Wimpfheimer gewandt, „daß ich gestern noch heimgeschrieben hab'. Denn wenn mir heut etwas passiert, und ich hab' so eine Ahnung — entweder geht es lez oder ich hol' mir endlich einmal das eiserne Kreuz —, so hab' ich doch noch einmal meinem Mütterle und meinem Piefese guten Tag und Lebewohl gesagt, wenn's auch nur mit einem Blindhölzle gewesen ist; die zwei können es schon lesen. Aber los, Jakob, ich hab' geschrieben, sie sollten mir ein oder zwei Hemder schicken. Jetzt, wenn sie für mich zu spät kommen, sollen sie dein sein.“

„Da, schwäz doch nicht so dümm!“ sagt Wimpfheimer grob aber gerührt, „warum sollten sie für dich zu spät kommen?“

„Na, ich mein' halt!“

Weshalb hat aber Tobias das Wort „Hemder“ so düffelrig vorgebracht?

Ei, in dem Punkte hat er kein koscheres Gewissen. Sauber ist das Hemd freilich, worunter eben sein Herz pöpperlet, merkwürdig sauber für einen Soldaten, aber es ist doch nicht ganz sauber mit ihm. Denn erstens ist es ein Mädchenhemd und zweitens auch noch gestohlen, und zwar erst vorgestern der Müllerstochter von Efferenne. Warum läßt sie aber auch die Wäsche am Seil hängen, im Grasgarten hinten zwischen den Zwetschenbäumen, und kauft davon, wenn abgerissene, geflickte und geplähte Soldaten zur Einquartierung kommen?

Nun, sei ruhig, Tobiasle, das unrechte Gut kanst du noch mit einer sonst gesunden Seele verdauen. Und jetzt aufgeschaut, die Zeit zum Schwätzen ist vorbei.

Das Gefecht rollt sich auf. Die Kanonen donnern, die Gewehre knattern, die Signale schmettern und bald schlägt da und dort das Trom! trom!, das ein waderes

Bataillon zum Sturm auf einen Nebberg ruft, der heute ein anderes Feuer speit, als im letzten Herbst.

„March, march! Hurra!“

Mit eisernem Besen fegt der Badener die Rothosen aus allen ihren Stellungen über Berg und Thal zurück, daß die Spreu nur so fläut. St. Apollinaire, das letzte Dorf vor Dijon, wird genommen, und nun umfassen die badischen Bataillone von drei Seiten die große Stadt. In der Mitte stürmen die Grenadiere des Leibregiments die Höfe La Maladrie und La Boudrence und den großen Parc Montmusard, links die Jüsiliere die Höhen von Mirande, und werfen den Feind in die Stadt hinein. Mit funkelnden Augen in den pulbergeschwärzten Gesichtern, schweißstriefend und hungrig stehen die Badener vor dem prächtigen Dijon mit seinem Wald von Türmen und Zinnen und Schornsteinen. Aber kein friedlicher Herdrauch träufelt sich darüber, sondern der Pulverdampf schwält über sie her, und nichts prokelt lieblich in den Pfannen, aber desto ungemüthlicher draußen das Gefecht und drinnen die Verzweiflung.

Mit wütenden und angstvollen Gesichtern wälzen sich Scharen bewaffneter Mäner, Soldaten und Bürger, tapfere Leute und Gesindel, Linie, Mobiltgarde, Nationalgarde, Garibaldianer und Brancitieurs durch die Vorstädte herein und wieder hinaus. Sie bauen Barrikaden und verammeln die Häuser, um sie zu Festungen zu machen. So wenigstens die, welche heute Meister in der unglücklichen Stadt sind. Und wer ist Meister darin? Wo ist der Präfekt, wo der Militärkommandant? Nun, der tapfere Präfekt, der sich heroisch unter den Trümmern seiner Stadt

begraben wollte, zieht sich eben nach Beaune zurück und schaut sich gerade im Kaleschlein um, ob die Dragoner ihn nicht auf den Fersen sind; dann nimmt er beruhigt eine Brise und freut sich, wie die Käpplein traben. Und während dessen verhaucht der wackere Kommandant auf seinem Kasten vor St. Apollinaire seinen Atem, und kann dem badischen Grenadier, der ihm den letzten Trunk bietet, nicht einmal mehr die Hand bieten. Meister aber ist nun der famose Dr. Lavalle, und es ist zweifelhaft, ob er jemals an einem Tage so viele schlechte, tödliche Rezepte geschrieben hat, wie heute.

3.

Unermüdtlich und unerfroden hat Tobias Sütterle den Siegeslauf des im ersten Treffen auf dem linken Flügel kämpfenden Jüsilierbataillons mitgemacht, der vordersten und tapfersten einer. Mit dem eisernen Kreuz hat er's heute morgen ernst gemeint.

Eben bringt er aus der Plänklerkette, welche die letzten Haufen Franzosen in die Vorstadt St. Peter



„Da hab' ich wieder einen, 's ist der achte.“

scheuchen, einen Gefangenen vor seinen Hauptmann, ein junges Bürschchen mit frechem, bleichen Gesicht.

„Da hab' ich wieder einen,“ sagt er, „s' ist der achte.“
 „Du bist ein braver Bürsch!“ belobt ihn der Hauptmann und sieht ihn freundlich und wohlgefällig an. — Was doch die Geschmäcker verschieden sind!

Wenn Tobias in dem Augenblick seinem Schatz daheim begegnet wäre, sein Piesele wäre davongelaufen vor Schreck, wenn es nämlich noch gefommt hätte und nicht umgefallen wäre.

Im Vergleich zu jetzt hätte Tobias heute morgen noch auf der Kaiserstraße zu Karlsruhe den geputzten Gassen spielen können, so zerfest, schwarz und schmutzig sieht er eben aus.

Seinen künstlichen Stiefel hatte er schon frühzeitig in einem aufgeweichten Rebberg vor Bretigny verloren und, da es sich mit einem nicht gut marschiert, den andern freiwillig weggeschmissen. Und so stapft er nun mit bis ans Knie aufgekrempelten Hosen und bis unter die Schultern geradezu mit einer Erdkruste bedeckt, barfuß zum Sturm auf Dijon. Gottlob, daß er als frischer Bauernbub daran gewöhnt ist, ans Barfußlaufen nämlich.

Der Herr Hauptmann aber, der ihn so freundlich und wohlgefällig ansieht, brummt lachend in den Bart: „Donner und Doria! Was werden die Dijoner und Dijonerinnen von ihren Siegern denken? — Abwarten!“

Auf der Kathedrale St. Benigne schlägt es drei Uhr. Es klingt wie ein Signal zum allgemeinen Sturm, denn auf der ganzen Linie jauchzen die deutschen Hörner auf.

Die Offiziere ordnen die Sturmkolonnen und stellen sich vor die Fronten, mit geschwungenem Säbel.

„Zur Attaqe, Gewehr rechts!“ — „Tambour schlag!“ — „Vorwärts marsch!“

Der Tambour schlägt den Sturm marsch und die dunkeln Haufen werfen sich im Sturmschritt dem Bleihagel entgegen auf die Vorstädte St. Peter und St. Niklaus, und das brausende Hurra vollt vor ihnen her. Heiß entbrennt der Kampf. Wild wehren sich die Franzosen auf den Barrikaden, hinter den Gartenmauern, in den Häusern: jeder Schritt muß mit Blut erkauft, jede Mauer, jede Barrikade, jedes Haus muß erbrochen und erstürmt werden.

Schwer geht es vorwärts, aber es geht. Die beiden Vorstädte werden erobert, und während noch Einzelkampf auf Messer, Bajonett und Kolben in den Häusern derselben tobt, dringen schon andere Trupps im heftigsten Straßengefecht in die innere Stadt vor, trotz der alten Wälle und Gräben.

Die Trommeln wirbeln, die Glocken stürmen, das Gewehrfeuer knarrt und prasselt in das Hurra der Deutschen und das heisere Geschrei der Welchen, und in den untersten Kellern hocken die Weiber, die Kinder, die Alten, die Heigen, und zittern an Leib und Seele vor den entfesselten Schreden des Krieges.

4.
 „Kinder, dort die Barrikade! Den Kolben drauf, die nehmen wir! Marsch, marsch! Hurra!“

Drauf, hinauf, hinüber! Was von den Rothosen keine flinkern Beine hat als unsere Füsiliere, wird nieder gemacht oder gefangen.

Aber aus den Fenstern links und rechts regnet es Bohnen aus hundert Blasröhren.

Die Häuser gepugt! Heraus mit den Halunken!

Mit einem Dutzend Kameraden wirft sich Tobias in ein Haus rechter Hand, nachdem sie die Thüre eingearannt haben.

Im dunkeln Flur blüht es auf, zweimal, dreimal, und zwei der Angreifer brechen mit einem Aufschrei zusammen.

Wütend stürzt ein Teil der Leute in die Zimmer des Erdgeschosses, indes die andern die Treppe stürmen. Schüsse und Schreie, dröhnende Schläge und dumpfes Gepolter erfüllen das Haus.

Droben ringt Tobias mit einem katzengeheuligen Chasseur vom 6. Bataillon auf Leben und Tod.

Seine Kameraden überwältigen gerade ein Häuflein Rothosen im Gangwinkel und führen sie schon gefangen hinab. Da gelingt es endlich Tobias, die Wildkate abzuschütteln und sie mit einem gewaltigen Ruck die Stiege hinunterzuschleudern.

„Nehmt den auch mit!“ ruft er hinterdrein, nach Atem schnappend, wie ein Fisch auf dem Sand; dann eilt er dem Neste seiner Genossen nach, welche die Gemächer durchsuchen.

Es scheint kein Feind mehr im Hause zu sein, also zurück! Es giebt ja noch anderswo Arbeit genug.

Tobias schaut noch einmal gewissenhaft ins letzte Zimmer. Es ist niemand darin. Aber auf dem Tische steht eine Flasche Wein mit Gläsern, in denen noch Bodenrestchen zu sehen waren. Heiß und durstig, wie er ist, geht er drauf los — trinkt nicht, Tobias! — ergreift sie — trinkt nicht, Tobias! — und — trinkt nicht, Tobias! — und leert sie mit einem Zuge.

Ein Soldatenschluck ist wie ein Soldatenschlaf, und umgekehrt — nämlich kurz aber tief.

Das Feuer strömt belebend durch seine Glieder, zwar nicht lange, denn Weinfeuer ist Scheinfeuer, und Scheinfeuer ist kein Feuer, und dies „kein Feuer“ kommt von den teuersten Kohlen.

Befriedigt will Tobias das Zimmer verlassen, da entdeckt er unter dem Bette etwas, was einem Absatze gleich sieht.

Drei Sprünge, und zugriffen! Richtig, an dem Absatze hängt ein Schuh, im Schuh steckt ein Fuß und an dem Fuße hängt ein winselndes Französklein, das sogar vergißt, sein Gewehr mitzunehmen, als ihn Tobias unter dem Bette hervorangelt und auf die Beine stellt.

„O Pardon! Nir' thu, nir' mar' tot!“ wimmert er.
 „Kommt nur mit, Muthö, nir' Max, nir' Wilhelm!“ sagt Tobias, der in seinem Leben noch wenig Witze gemacht hat, packt ihn hinten am Rockhüftel und lenkt ihn sanft vor sich her, die Treppe hinab.

Wie er im Hausgang unten ankommt, hört er schon die wütende Stimme seines Hauptmanns.

„Hierher die Gefangenen aus diesem Hause!“

Tobias beschleunigt die vier Beine, die er eben unter seinem Befehl hat und tritt auf die Haustreppe.

Da, mit blauem Gesicht und wild fuchtelnd, wie er seinen Hauptmann noch nie gesehen hat, steht er in einem Rudel Soldaten, die alle in großer Bewegung sind, wie ein erboster Zimmenschwärm, und schreit eben noch einmal: „Hierher damit! In diesem Hause sind Leute mit Wein vergiftet worden!“

5.

Tobias erstarrt.

Ein heiserer Schreck fährt durch seinen Körper und bleibt, wie eine verschluckte glühende Kohle, just in seinem Magen sitzen.

Deutlich, ganz deutlich fühlt er sie. Er fühlt auch, wie sie schon größer und größer und heißer und heißer wird und wie sie sich langsam durch die Magenwand nach allen Seiten in den Leib frisst und bohrt.

Vergiftet! Von diesen Hundern vergiftet!

Einen Augenblick lösen sich Schmerz, Schreck und

Angst in eine jähe Wut, und schwer fällt seine Faust auf den nichtsahnenden, unglückseligen Franzmann vor ihm, der, wie vom Blitze getroffen, zu Boden stürzt. Dann erlischt die Wut wieder und der brennende, todbringende Schmerz versetzt ihm wieder den Odem. Eine tiefe Mattigkeit schlägt sich schon in alle seine Glieder, es wird ihm schwarz vor den Augen, und die herbeieilenden Kameraden müssen ihn halten.

„Elpen und Huber, führt ihn zur Ambulanz! — Leb wohl, Kamerad, armer Kerl!“ sagt der Hauptmann und reicht ihm die Linke; die verwundete Rechte trägt er in einer Binde.

Dem armen Tobias wird es womöglich noch mehr wind und weh um Magen und Herz.

„Ade, Herr Hauptmann,“ stammelt er, „ade, Kameraden.“

Sie drängen sich um den todgeweihten Genossen, drücken ihm mit nassen Augen die Hand, und mit ellenlangen Flüchen schwören sie, ihn furchtbar an dem Kasengefindel zu rächen. Dann erschallt für sie wieder das „Vorwärts!“

„Geht nur mit,“ seufzt Tobias, „laßt mich, ich sterbe ja schon — legt mich hin — o mein liebes Mütterle — o mein Liesele — ich kann nicht mehr.“

„Noch ist Baden nicht verloren,“ meint Elpen tröstend.

„Doch — ich spür's — ich bin hin — o wie das brennt — im ganzen Leib — geht, laßt mich sterben.“

Schlaff hängt er in ihren Armen; sie legen sich ratlos an. „Wenn er uns nur nicht in den Händen stirbt,“ sagt ihr stummer Blick.

„Jetzt, wo ist gleich eine Ambulanz?“ sagt dann Elpen, „weist du was, Bruder, lauf, was du kannst, und schau, derweil will ich ein Mittel aus der Hausapotheke probieren.“

Huber rennt fort, um nicht wiederzukommen. An der nächsten Ecke trifft ihn menschlins eine Kugel ins Gehirn, und ein Blusenmann schwingt sich über eine Mauer. Hohnlachend dreht er sich oben nach seinem Opfer um, da bläst ihn eine Kugel herunter, sie kommt von drüben und schmeißt nach einem Blindnadelgewehr.

Unterdessen setzt Elpen seinen Pflegling auf eine Treppe und steckt ihm einen Finger in den Hals; Tobias wankt ein bißchen, aber es geht nicht. Nun greift der Helfer nach einem Grassalm, der aus dem Pflaster spricht, sperrt seinem Patienten den Mund auf und kitzelt ihn damit hinter dem Gaumen, und nun geht es auch.

„Gelt, das hat geholfen?“ fragt er dann, „ist's nun besser?“

„Nein, zum Sterben elend,“ stöhnt Tobias.

„Soll ich noch einmal?“ fragt der bekümmerte Gelegenheitsdoktor und klopft ihm stark den Rücken.

Tobias ächzt und krümmt sich. „Nein — laß nur — ich sterb' auch so — ich spür's — jetzt kommt's —“

Veichenblaß, mit geschlossenen Augen, lehnt er zurück. Der treue Elpen rauft sich in heller Angst die Haare und versucht, ihn fortzutragen; aber entweder ist ihm Tobias zu schwer, oder es ist ihm selbst in die Beine gefahren.

„Wo bleibt nur der Huber?“ fragte er sich verzweifelt, „ist ihm am Ende etwas passiert? — Das beste ist wohl, wenn ich geschwind Hilfe hol'. Mut und Courage, Kamerad, ich bin im Handumdrehen wieder da!“

Aber wie er nach einer kleinen Weile mit einem handfesten Grenadier vom 2. Regiment zurückkommt, ist Tobias nicht mehr da. Wer hat ihn fortgeschleppt?

6.

Tobias schlägt die Augen wieder auf. Er ist allein. Wo sind die andern? Wo ist Elpen? — Ach, der holt den Doktor, aber er kommt zu spät, denn jetzt ist's zu Ende. Jetzt hilft nur noch der himmlische Schöpfer dort oben.

Ja, du lieber Herrgott im Himmel oben, sei mir gnädig, wenn ich also sterben muß, und vergieh uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern, wie ich sogar dem vermaledeiten Franzosen vergebe, der mich hinterücks vergiftet hat.

Ich will ja gerne sterben, auch mit Schmerzen sterben, wie so viele brave Soldaten mit zerschmetterten Gliedern sterben müssen auf dem Felde der Ehren und der Zahren, und wie ja auch unser Herr und Heiland blutend am Kreuze für uns gestorben ist. Nur, o mein Gott, mach es nit zu arg!

Und du, heilige Maria, Mutter Gottes, hilf meinem armen, alten Mütterle und meinem lieben Liesele, und steh ihnen bei, wenn der Bericht vom Amte kommt, und tröste sie, damit sie nicht verzweifeln. Sie heulen sich ja die Augen aus auf der Bank unter dem Nussbaum.

Und eine Wehmut kommt über ihn bei diesen Worten, eine tiefe Sehnsucht, die seine Schmerzen mit einem sanften Klingen übertönt.

Das Heimweh ist's, das Heimweh, wie nur ein Schwarzwälder es bekommen kann, wenn im fremden Lande in seiner Todesstunde die traute Heimat vor seine wunde, schmelzende Seele tritt, die Heimat mit ihren dunkeln Bergen und hellen Matten, mit den duftenden Tannenforsten, den rauschenden Bächen, den klappernden Mühlen und dem melodischen Weidgeläute.

Ja, das Heimweh kommt übermächtig und senkt sich tief in sein sterbendes Herz und macht es lechzen nach einem Tod im Grünen.

Sein Auge irrt am Himmel dahin, als ob es dort das heimische Grün suchen müßte, und traurig senkt es sich wieder auf die mit Steinen verbaute Erde. Da — er hätte schier aufgejauchzt — da, gegenüber durch das zertrümmerte Thor des stattlichen Hauses und durch das Oberfenster der Hinterthüre hindurch, sieht er einen grünen Fleck —

O wie er dies Grün kennt; es ist ein Stück von einer Tanne, einer Tanne!

Dahin! Im Grünen zu sterben, unter einer Tanne! Der Gedanke verleiht ihm soviel Kraft, daß er sich aufrafft. Auf allen Bierern krabbelt er über die Straße, und heiße, erquickende Thränen tropfen ihm auf die Hände. An der Hofthüre richtet er sich auf die Knie, klinkt dieselbe mühsam auf und, o Glück, schaut in einen hübsch gehaltenen Garten, mit Rasen, Blumenbeeten, saubern Kieswegen, und in der Mitte eine stattliche Ziertanne.

Schluchzend krabbelt er auf sie zu, umarmt ihren weißschimmernden, rauhen Stamm und küßt ihn voll Inbrunst. Dann streift er den Mantel über den Kopf — den Tornister hatte man vor St. Apollinaire abgelegt — vollt ihn mit bebenden Händen auf, legt sich auf den Rücken und deckt sich mit dem lieben Mantel zu.

Lieber Mantel, laß mich mit dir begraben,

Sonst will ich von dir nichts haben,

In dich hüllen sie mich ein.

Leise zittert ihm die Melodie durch die Sinne; er schließt die Augen und erwartet den bitteren Tod, als guter Christ, braver Mensch und tapferer Soldat.

Als Christ erweckt er Neue und Peid über seine

Sünden und die Thränen laufen ihm rührend die Waden hinab, wie sie ihm so einfallen.

So hat er einmal im tollen Eifer auf der Jagd nach einem Eichhörnchen das arme Ding todtgeschmissen, was er nicht mehr vergessen kann. Dann hat er einmal seinen lieben Vater einen alten Esel gescholten, natürlich nicht laut, als er ihm die erste Meßpfeife aus dem Munde geschlagen und das Päckle „Kronprinz“ ins Feuer geworfen hatte.

Jetzt fällt ihm am Ende des Sündenregisters auch das gestohlene Hemd ein; es bizelt ihn am ganzen Leibe, als ob es aus ungehebelten Brennmesseln gewoben wäre. In Gottes Namen! senkst er.

Aber neben seinen Sünden tauchen auch alle die fröhlichen Bilder aus der Jugendzeit vor seinem innern Auge auf; das weitverstreute Dorf zwischen den hohen Bergen, auf deren Halben er so manches Jahr das Vieh gehütet hat, die Nasenbütte, mit dem Feuerchen darin, wölbt sich mit einmal wieder über ihm, er fühlt ein warmes Händchen in seiner, ganz deutlich fühlt er es, und wie die Wärme durch den Arm und den ganzen Körper rieselt; und spürt er nicht auch ein Kitzeln über sein Antlitz, wie von Spinnweben? Ja, sie sind's, die blonden Haare seines Piesels, die ihm übers Gesicht wehen, wenn der Bergwind durch die Jagen der Hütte bläst und das Feuerchen zu Füßen und die Haare auf dem Scheitel lustig zerwühlt und zerzaust.

Ade, mein liebs, mein herztänzig liebs Piesele! Treu bin ich dir allzeit geblieben, und der uns scheidet, das ist nur der Tod. Der Tod, der sich jetzt so bleiern auf die müden Lider senkt, die Schmerzen löscht und die Gedanken löst, daß sie frei und fröhlich sich über Berg und Thal schwingen, um daheim, daheim zu sterben, selig, ja selig zu sterben.

Und so stirbt Tobias, und sein letzter Gedanke ist noch: Wie häßt' ich je geglaubt, daß der Tod so süß, so süß wäre. — Wie wird es erst drüben sein?



Er schließt die Augen und erwartet den bitteren Tod.

gehört. Wie er die Augen aufschlägt, ist es finstere Nacht um ihn, nur vor ihm steht blendend ein naher heller Schein.

„Er hat die Augen auf- und zugemacht,“ sagt nun die eine der beiden Stimmen, eine sanfte, süße Mädchenstimme, wieder französisch.

Tobias reißt sie nun weit auf und starrt verwundert mit seinen großen blauen Augen eine himmlische Erscheinung an; in der Hand hat sie eine Laterne und neben ihr steht ein Mann mit weißem Bart, der ebenso finster und griesgrämig auf unsern Tobias herabschaut, wie der Engel freundlich.

„D, was er für blaue Augen hat,“ sagt der eben, und Tobias reißt sie noch weiter auf, obwohl er's nicht verstanden hat.

Aha, denkt er, das ist mein Schutzengel und das da der heilige Petrus, der mich nicht hereinlassen will. Aber sonderbar ist doch, daß ich einen französischen Schutzengel hab', und der schwarz angezogen ist. Flügel hat er auch keine.

Erstrocken und bittend schaut er von einem zum andern.

„Was fangen wir mit dir an, verdammter Prussien!“ murmelt der heilige Petrus, mehr zu sich als zu Tobias.

Der aber spigt die Ohren; das Wort „Prussien“ versteht er nämlich. Schlichtern wagt er zu entgegnen: „Mit Verlaub, Herr Petrus, ein Preuß' bin ich gerade keiner, sondern ein Badischer, von Bartelskirchen im Breisgau, und heiß Tobias Sütterle.“

Der Alte runzelt die Stirne und sagt finster: „Qu'est ce que c'est que ce vent que ce — ce — ce bougre?“ Aus dem langen, dummen Französisch ins kurze, gute Deutsch übersezt, heißt das: „Was

will dieser dieser — dieser Kexer?“

Der heilige Petrus hatte lange nach einem besonders kräftigen Schimpfwort gesucht, bis er das rechte getroffen hatte, das ihm paßte, dem lieben Herrgott aber auch, der es ihm auf die Lippen legte. Es war, wie schon oft, daß der Teufel ein Unkraut säen wollte, aber, von der Hand des Herrn geleitet, ins letzte Säcklein griff, und siehe da, es sproß Weizen, oder wenigstens statt eines häßlichen, giftigen Krautes die freundliche blaue Kornblume, an der man auch seine Freude haben kann. Denn das häßliche Wort „bougre“ ist eines der 17 welschen Worte, welche Tobias versteht.

Hat er nicht seinen Johann Peter Hebel daheim im Schränklein stehn, und hat er nicht, seit er lesen kann, daheim den Vorleser spielen müssen, den Großeltern und den Eltern, ihnen zur Freude und sich zur Übung. Das Wochenblättle, der Hinkende, sein Lesebuch und der liebe alte Hebel sind so über seine Lippen geflossen, und viel ist in seinem Kopf hängen geblieben. Und so hat er auch aus der drolligen Geschichte, wo dem alten Schutz von Wassenheim sein Französisch nichts als Prügel einbrachte, das Wort „bougre“ in gutem Gedächtnis behalten. Darum nahm er so eifrig, als die

- 7.
- „Marguerite, hier leuchte her!“
- „O mon Dieu, ist er tot?“
- „Ich weiß nicht — näher mit dem Licht!“
- „Verwundet?“
- „Ich sehe noch nichts!“
- „O mon Dieu, wie ist er schmutzig! — und barfuß!“
- „Ein ganz junger Bursche!“
- „D und sein Gesicht! schwarz und blutig!“
- „Das Schwarze ist Pulver und das Blut nicht von ihm!“

Giebt's denn im Himmel auch Franzosen? Oder bin ich in der Hölle? — Ha, in der Hölle kam ich doch nicht gut sein, denn mich friert's ja an die Zehen. Und im Himmel? Unser Herrgott wird doch keinen ungeheizen haben. — Dann wird's wohl das Fegfeuer sein, wo vielleicht gerade der Ofen ausgegangen sein wird. Tobias hatte dem französisch geführten Gespräch zu-

Angst ihm erlaubte, noch einmal das Wort: „Nein, Herr Petrus, ich bin auch kein Keger — kein »Bouger«, ganz für gewiß mit — ich bin gut katholisch.“

„Ah papa, il est catholique!“ rief jetzt der Schutzengel, und Tobias schlug fromm ein Kreuz.

Das Gesicht des heiligen Petrus wurde nicht viel heiterer, aber die bittenden Augen des Engels schienen ihn zu bewegen, das Himmelsthürlein aufzumachen.

„Eh bien, levez-vous!“ brummte er.

Da Tobias nicht weiß, daß „levez-vous“ in Bartelskirchen „steh auf“ heißt, so sieht sich der heilige Petrus genötigt, es ins Polapük, die Allerweltsprache, zu überetzen, das heißt, er sagt es noch schmauziger und giebt ihm einen gelinden Tritt.

Das ist fast so gut wie deutsch, wenn auch Tobias sich über die Grobheit des himmlischen Pfortners wundert.

Ob er sich nun hineinläßt? fragt er sich bang, richtet sich gehorsamt auf und — fährt mit dem Kopf in etwas Städtliches und Ritzliches, das eine merkwürdige Ähnlichkeit, besonders dem Geruche nach, mit — Tannenzweigen hat.

Eine Tanne! War er nicht unter einer Tanne gestorben? Giebt es denn drüben auch Tannen? Oder — oder — oder?

Er magt den Gedanken kaum zu denken, der in seinem verwirrten Gehirn wie ein Blitz aufflackert, so toll, so verblüffend toll kommt er ihm vor. Und doch muß er sich fragen: oder bin ich am Ende gar nicht gestorben? — lebe ich noch? — siehe ich noch auf der alten Erde? — sind das da Franzosen und bin ich noch in Fleisch und Blut der Tobias Sütterle?

Er betastete sich, kniff sich, und richtig, er fühlte sich. Dann spürte er mit geschärften Sinnen dem Gifte in seinem Magen nach und fand endlich ein leichtes Sodbrennen und ein Kratzen im Halse.

Er wurde rot bis unter die Haare.

Tobias, Tobias! Tobias Sütterle im badischen Leibregiment, der du das eiserne Kreuz dir holen wolltest! Tobias! hast du dich aber ins Bodshorn jagen lassen! Wenn es möglich gewesen wäre, er wäre noch röter geworden. Seine kindlichen Augen stoben lichte Funken. Himmelumtra! Verschlafen hast du die Erstürmung von Dijon, verschlafen! Wegen einer Einbildung, wegen einer bloßen Einbildung!

Und nun wurde er doch noch röter. Siedendheiß und messerscharf durchfuhr ihn die Scham und Reue wegen des armen Französkleins, dem er den ungerechten Faustschlag versetzt hatte. Die Hand fing ihm an zu brennen — abhadern hätte er sie mögen.

Das alles aber dauerte nur wenige Augenblicke, dann trat er aus den Ästen hervor und wußte nicht, was er sagen sollte. War er Gefangener oder Herr? Waren seine Kameraden ohne ihn mit Dijon fertig geworden?

Er schaute den Ästen an, und der ihn; dann schaute er den Engel an, der auch als Mensch fast gleich holdselig blieb, und der Engel schaute ihn an. Und sie wußten nichts zu sagen.

Dann schauten sich Vater und Tochter an. „Ja, was machen wir mit dem Burschen?“ fragte jener. Diese aber sagte bittend: „Thu ihm Gutes, der Tag war böse genug — um unseres François willen, den sie bei Sedan gefangen haben und dem sie nichts Schlimmes thaten, wollen wir auch diesem Gutes thun. Denk an meinen Bruder!“

„Mein Kind, mein einziges, bis dein Bruder wieder heimkommt, mein Herzblatt, in deine Hände gebe ich ihn!“ sagte bewegt der alte Mann.

Das Mädchen, nun wirklich der Schutzengel des Tobias, der ohne sie vielleicht in die Kasematten von Pau hätte wandern müssen, umarmte zärtlich ihren Vater. Dann betrachtete sie freundlich ihren Schützling, von den schmutzigen Füßen bis in die sauberen Augen, und überlegte, wie sie sich ihm verständlich machen wollte.

In dem Augenblick aber, im besten Polapük der Welt, rumpelte dem Tobias so laut der leere Magen, daß sie fröhlich auflachen mußte. Das verstand aber wiederum Tobias so wunderhübsch, daß sein schwarzes Gesicht erglänzte. Und als der Engel gar kniete und „venez done, monsieur“ sagte, da verstand er sie so gut, als ob daheim das Piefele mit dem Finger gewunken und „komm, Tobias“ gerufen hätte; vergnügt trottelte er hinter seinem Schutzengel ohne Flügel her und folgte ihm, ach, in einen Himmel, in einen Himmel aus dem Fegfeuer des Krieges.

Am andern Mittag erst zogen seine Kameraden mit klingendem Spiel in Dijon ein. Die Nacht war gestern über dem Kampf hereingebrochen und hatte ihren schwarzen Vorhang zwischen die streitenden Parteien fallen lassen.

„Königliche Hoheit,“ sagte General von Beyer zum Prinzen Wilhelm, „wie wär's, wenn wir heute Feierabend machten?“

„Ganz Ihre Meinung, Excellenz,“ erwiderte der Prinz, „morgen ist ja auch noch ein Tag.“

Die Dijoner aber hatten an dem einen genug und schickten schon in der Nacht Boten, um sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Sie fanden die Gnade.

Tobias wurde natürlich wie ein Geist angestarrt, als er frisch und munter, gewaschen und geflickt, mit etwas verschämtem Blick sich bei seiner Kompagnie wieder anmeldete. Als er aber sein Abenteuer erzählte, da erhob sich ein unendliches Gelächter, daß die umliegenden Häuser wackelten, wie die Leute selber. Und während seine Kameraden also lachten, Tobias aber unter ihnen stand und nicht wußte, ob er nicht auch mitlachen sollte, da kam gerade ein Zug Gefangener durch die Straße. Da zuckt auf einmal Tobias zusammen, faßt star ein windiges Büschlein darunter ins Auge und stürzt auf ihn zu; der fällt vor Angst auf die Knie und deckt die Arme über den Kopf. Tobias aber reißt ihn auf, umarmt ihn und schreit ein ums andere Mal: „Er lebt noch, er lebt ja noch, Gott sei Dank, er lebt ja noch!“

Verdutzt schaut ihn der Franzose an und versteht nicht, was ihm geschieht. Tobias aber langt in die Tasche, zieht ein Päcklein Tabak und eine Pfeife heraus und drückt sie ihm zum Abschied in die Hand.

„Gott sei Dank,“ sagt er dabei zu ihm, „daß du noch lebst. Mein Tag hätt' ich keine ruhige Stunde mehr gehabt.“

Hierauf schreitet er froh, aber bewegt, wieder seinem Quartier zu und denkt auf dem Heimwege tiefsinmig darüber nach, was die Einbildung nicht alles machen kann.

Wie lang erscheint dir oft nicht die Minute,
Wie unerträglich schleppend oft die Stunde,
Wie manchen langen Tag hast du gerollt,
Und ist das Jahr nun endlich abgerollt,
Erscheint es dir so kurz wie die Sekunde.

Weltbegebenheiten.

Vom Juni 1890 bis zum Juni 1891.



Das letzte Jahrzehnt des glorreichen, geisteshellen neunzehnten Jahrhunderts ist angebrochen. Dem Hinkenden ist's nicht wohl, da er dies schreibt. Denn er ist nicht mehr jung und hat schon vieles erlebt; er hat auch einmal geschwärmt

in seinen Jahren und hat sich damals das Ende dieses Jahrhunderts ganz anders gedacht, als er es jetzt vor Augen sieht. Ist das ein glorreicher Abschluß, wenn auf einer Seite die Geistesfinsternis, d. h. die Jesuiten, auf der anderen die Geistesroheit, d. h. die Sozialdemokraten, der Bildung den Krieg erklären? Und an anderes mag der Hinkende einzuweisen noch gar nicht denken. Deshalb ist's ihm nicht wohl ums Herz, da er die Feder spitzt, um die Weltbegebenheiten zu schreiben.

Indessen, der Hinkende weiß, wo er sich Hoffnung holen kann. Einmal bei dem Gott, welcher immer noch die Geschichte der Menschen regiert, und der wahrhaftig nie dulden wird, daß seine schöne Welt in Barbarei versinkt, und daß das gute treue deutsche Volk wieder zerfallen soll, nachdem er es erst geeinigt hat.

Sodann setzt der Hinkende seine Hoffnung auf unsern jungen Kaiser; und mit einem Male ist's ihm wieder hoffnungsfreudiger ums Herz. Darum will er sofort erzählen, was er weiß von Kaiser Wilhelm.

Wieder, wie im vorigen Jahre, hat der hohe Herr den Berliner Staub abgeschüttelt und ist nach Norden gefahren; anfangs Juli segelte das Kaisererschiff von Kiel nach Kopenhagen, dann nach Norwegen, dann an der wunderschönen, kühlen und wilden Küste entlang bis

nach Bergen; dort wurde umgewendet und heimwärts gefahren. Daß der Kaiser in Kopenhagen und Christiania wieder mit den Königen von Dänemark und Schweden zusammentraf, ist selbstverständlich. Kaum war er indessen nach Wilhelmshaven heimgekehrt, so machte er sich schon wieder auf den Weg. Der Monarch ging zunächst wieder zu Schiff nach Ostende in Belgien, wo er begeistert empfangen wurde; dort suchte ihn eine Abordnung der belgischen Arbeiter auf und begrüßte ihn als den „Kaiser der Arbeiter“. Auch war es für die katholischen Belgier ein ergreifender Anblick, als am Sonntag-Morgen der deutsche evangelische Herrscher auf seinem Schiff im Hafen seine Bemannung zusammenrief zum Gottesdienst. Da stand er dann, demütig, wie ein Christ sein soll, mitten unter seinen Soldaten und Offizieren, las den Sonntagstext, wie es daheim in der Kirche geschieht, betete wie daheim, und las eine Predigt wie daheim, wie ein Hausvater unter seiner Familie thun soll. Ueberhaupt dienen diese Reizen unserm Kaiser nicht nur zu körperlicher, sondern auch zu geistiger Sammlung, hat er es doch selbst erzählt: wenn er so des Nachts allein auf das Verdeck des Schiffes stieg, und man hörte keinen Laut, als das Rauschen des Meeres, und sah nichts als den klaren, wundervollen Sternenhimmel des Nordens, dann trat die Schildwache wohl leise auf, denn sie wußte, daß jetzt der Kaiser nicht gestört sein wollte. Denn da stand der Mächtigste in der Welt als ein demütiger Mensch vor seinem Gott und prüfte sein Herz und seine Absichten, ob sie auch rein seien, und seinen Willen, ob er auch stark sei, und that manches Gelübde und sandte manches Gebet nach oben um Kraft und Gelingen. Hätte der Hinkende die Macht, so würde er den Wellen gebieten, daß sie schweigen, und dem Winde, daß er verstumme; denn das sind heilige Augenblicke für die Fürsten und wichtige für die Völker.

Auch unserer kaiserlichen Großmama in England wurde diesen Sommer von Ostende aus ein Besuch gemacht. Von England fuhr der Kaiser am 8. August wieder ab nach Helgoland, um dort in feierlicher Weise Besitz von dieser Insel zu ergreifen. Es war am 10. August, als



Kaiser Wilhelm auf Helgoland.

der Kaiser nach beendigtem Feldgottesdienste, und nachdem Minister von Bötticher die Proklamation verlesen, die Worte sprach: „Ich grüße dich, Helgoland, und ergreife hiermit Besitz von dir, ich, Wilhelm II., Kaiser und König von Preußen.“ Darauf

wurde das Reichsbanner und die Kaiserstandarte aufgezogen und Helgoland war deutsch.

Ende August unternahm der Kaiser noch einen Besuch in Rußland. Beide Herrscher wohnten zusammen und besichtigten miteinander die großen Truppenübungen bei Warva. Dabei geschah es einmal, daß die Pferde scheit wurden, als gerade Kaiser Alexander in den Wagen gestiegen war. Kaiser Wilhelm, kurz entschlossen, packt die Kasse an den Zügeln, bändigt sie und springt dann selbst in den Wagen nach. Ein rechter Ritter, der auch Kraft im Arm hat und persönlichen Mut, ein wildes Ross zu bändigen! Die Russen haben sich natürlich aufgeführt, wie sie es immer gegen den deutschen Kaiser thun. Vor der Front großer Empfang, Umarmungen u. s. w., hinter der Front, in den Zeitungen, rohes Schimpfen. Auch der Kaiser Alexander selbst war nicht mehr wie gestern und ebegestern. Zwar mußte er notwendigerweise, wie üblich, den Kaiser Wilhelm zu den Truppenübungen einladen, aber was es da zu sehen gab, war nichts als eine Art von Parade. Da-

gegen wurden nicht weit davon großartige, sehr ernste Übungen gehalten, und zu denen lud man den Gast nicht. Kurz und gut: der Hinkende wäre vielleicht überhaupt nicht nach Rußland gegangen. Ganz anders als mit dem Russen steht der Kaiser mit seinem Freund, dem Kaiser Franz Joseph von Oesterreich. Am 17. September traf dieser treue Bundesgenosse zu den Manövern in Schlesien ein, wozu auch der König von Sachsen erschien; und nun wohnten die Herren beisammen in dem schönen Schloß Rohnstock, und es wird wohl da manches herzliche Freundeswort geredet worden sein. Am 1. Oktober erwiderte Kaiser Wilhelm den österreichischen Besuch in Wien. Kein kalter, offizieller Empfang am Babnhof, keine Ehrenkompagnien u. dergl. — das ist unter guten Freunden nicht nötig —, aber alle Fenster voll Blumen und Fahnen, alle Herzen voll unbeschreiblichen Jubels. Ganz Wien war ein Herz und eine Seele in den lebhaftesten Huldigungen für unsern Kaiser, d. h. ausgenommen die ultramontanen Blätter, diese giftigen Stedmiicken, die uns jedoch gleichgültig sind. Sie werden jedenfalls nicht verhindern, daß die Deutschen und die Oesterreicher im Kriege Waffenbrüder sind, wie sie es anno 1864 waren gegen die Dänen. Bei der Gelegenheit will der Hinkende auch gleich einfügen, daß Kaiser Wilhelm in Begleitung der Kaiserin und des Grafen Moltke im September noch größere Manöver in Schleswig-Holstein abhielt, an den Orten, wo 1864 die schwersten Kämpfe stattfanden, in der Gegend von Düppel. Die Windmühle, welche der geneigte Leser auf dem nebenstehenden Bilde sieht, ist in der Schlacht bei Düppel von den Preußen halb zusammengeschoffen, dann aber nach dem Kriege



Kaiser-Manöver bei der Düppeler Windmühle.

wieder hergestellt worden. Bei dieser Übung haben Heer und Flotte zusammengewirkt, wie es ja auch im Kriege sein würde. — Unter den Kaiserreisen des Jahres 1891 ist die Rheinreise besonders bemerkenswert, die den Monarchen über Düsseldorf, Köln, Bonn nach Karlsruhe führte. Die in Düsseldorf gesprochenen Worte, daß das Heil nur im Zusammenwirken aller Teile liege, fanden einen starken Wiederhall.

Nun aber muß der Hinkende noch von einem herzfreuetenden Feste berichten: Am 26. Oktober wurde in ganz Deutschland, besonders aber in Berlin, der 90. Geburtstag Moltkes gefeiert. Zwar Mühe hat's den Kaiser gekostet, bis der große Schweiger zu bewegen war, wegen seines Geburtstages von seinem Gute Kreisau nach Berlin zu kommen, sich feiern zu lassen, oder gar eine Rede zu halten. Am Abend vor dem großen Ereignis kam der alte Herr in Zivilkleidung in Berlin an und fuhr, sparsam wie er ist, in einer geringen Droschke nach Hause. Aber am andern Morgen war ganz Berlin in festlicher Stimmung. Als die

ersten durften ihn begrüßen ein Chor armer Knaben und der Lehrergesangsverein; denn der große Soldat war stets nicht nur ein Freund der Lehrer, sondern auch der Kinder. Aber auch hohe Herrschaften brachten persönlich oder telegraphisch ihren Glückwunsch dar; die kaiserlichen Prinzen, der König von Sachsen und andere Fürstlichkeiten waren erschienen; der Kaiser brachte nach einer ergreifenden Rede das Hoch aus; die Fahnen des Gardecorps wurden an jenem Tage nicht

im kaiserlichen Palaste, sondern in Moltkes Wohnung aufbewahrt — eine fürstliche Ehrung. Aber über alles ist gewiß dem alten Helden der Dank des Volkes gegangen. Kein Miston mischte sich in den begeistertsten Jubel, der die ganze deutsche Welt durchbraute, und in den auch der Hinkende mit allen seinen Feiern von Herzen eingestimmt hat. Ach! und ein halbes Jahr später, am 24. April 1891, mußte uns der teure Held ganz unerwartet durch einen raschen Tod entrisen werden. Noch an seinem letzten Lebenstage hatte er an den Sitzungen des Reichstages und des Herrenhauses teilgenommen und nach dem Abendessen im Kreise der Seinen sich auf dem Klavier vorspielen lassen. Dann wurde eine Whistpartie gemacht. Möglicly fühlte er sich unwohl und verließ das Zimmer. Seine Verwandten gingen ihm nach und führten ihn in sein Schlafzimmer, wo er bald darauf, glücklich im Tode wie im Leben, sanft verschied. Seine Werke überleben ihn, und sein Name wird nicht verhallen, so lange man deutsch, ja so lange man von Deutschland spricht. — Von dem großen Toten wendet sich der Hinkende gleich zu dem großen Lebenden, zu dem Manne, dessen Verdienst um das Vaterland nicht geringer ist als das Moltkes, er

meint den Einstecker von Friedrichruh, den Fürsten Bismarck. Solange der eiserne Kanzler lebt, will der Sinkende dessen Geburtstag nicht vergessen, ob auch die Langohren den jetzt wehlosen Löwen verspotten und treten, und ob auch die Wadenstrümpfer ängstlich nach allen Ecken lugen, wenn sie einmal ein lobendes Wortlein über Bismarck sagen, ob es ihnen nicht bei Hofe schaden könnte! Pfui der Schande! Das deutsche Volk verdiente unterzugehen, wenn es gegen solch einen Mann nicht dankbar wäre. Was die Herren da oben miteinander gehabt haben, und warum es Bismarck mit dem Hofe verschüttet hat, ist dem Hintenden ganz egal; er kennt seinen Bismarck und bleibt ihm dankbar bis ans Ende und ruft, gerade den Hörglern und den Feiglingen zum Trost: „Er soll leben, der eiserne Kanzler, noch recht lange, und soll sich mir nicht scheuen, den Mund aufzuthun, wenn er etwas zu sagen hat. Andre machen's auch so, warum gerade er nicht, der am meisten versteht? Pfui über jede Zunge, die ihn lästert.“

Am 30. April wurde Fürst Bismarck vom Wahlkreis Geestemünde in Stichwahl mit einem Sozialisten zum Reichstagsabgeordneten gewählt. Ganz Deutschland, ja die ganze Welt wird lauschen, wenn er in dem Hause an der Friedrichstraße seine mächtige Stimme erheben wird. Jetzt müssen wir an Dinge, die etwas langweiliger sind.

Da ist zunächst der Deutsche Reichstag. Natürlich war es nicht möglich, daß die Schwarzen und die Roten, die bei den Wahlen so einmütig die National-liberalen gefressen haben, auch fernerhin einig blieben. Es ging vielmehr jeder wieder seine eigenen Wege, aber Windthorst mit seiner starken schwarzen Schar gab überall den Ausschlag. Man kann das letzte Jahr seiner Thätigkeit den Höhepunkt seines Lebens nennen. Seine Macht war riesengroß geworden und lag drückend auf den Regierungen und auf dem Volke. Dennoch muß man ihm nachrühmen, daß er die neue Militärvorlage annahm, welche im Juli 1890 eingebracht wurde und eine Vermehrung der Artillerie bezweckte. Indessen ist das kein besonderes Verdienst, denn sogar die Polen stimmten dafür und Windthorst that es auch nicht umsonst. Natürlich die Freisinnigen und Sozialisten waren dagegen, übrigens die süddeutschen Ultramontanen auch, darunter zwei Badische. Das sind Patrioten! Schämen sich nicht einmal vor den Polen!

Um dieselbe Zeit fast trat der preussische Finanz-

minister von Scholz zurück und seine Stelle erhielt der berühmte Frankfurter Bürgermeister und liberale Abgeordnete Dr. Miquel. Der Sinkende ist zwar in hohen Finanzsachen nicht sehr bewandert, sinntemalen er es wegen seines Geldes nicht nötig hat, aber er glaubt schon andern Finanzgrößen, daß von dem neuen Minister, der in der allerhöchsten Gunst des Kaisers steht, noch sehr Bedeutendes zu erwarten sei. Manche, deren politische Nase besonders fein ist, glauben sogar, Herr Miquel werde dereinst noch Reichskanzler werden. Jedenfalls ist er eine sehr wertvolle Kraft.

Von sonstigen Verhandlungen des Reichstages sind noch zu nennen: die über die Unteroffiziersprämien, wonach jeder Unteroffizier, welcher eine bestimmte Reihe von Jahren dient, eine Geldprämie, je nach der Dienstzeit bis zu 1000 Mark, bekommt; nachdem die Kommission den Antrag der Regierung abgelehnt hatte, wurde er durch den Reichstag selbst angenommen, offenbar in Folge der ersten Worte des Reichskanzlers, welcher in längerer Rede

ein tüchtiges Unteroffizierscorps verlangte, als einen Halt gegen die Sozialdemokratie, auch wenn es zum Straßentampfe käme. Ein sehr ernstes Wort, das viel zu denken und noch mehr zu fürchten geben könnte! Ferner ist bemerkenswert der Antrag des badischen Abgeordneten Menzer, welcher zur Freude aller Pfälzer Tabakbauern



Messe in seinem Arbeitszimmer.

im Reichstag durchsetzte, daß die Tabaksteuer von 45 Mark auf 24 Mark herabgesetzt wurde; eine Erhöhung des Zolles von 85 auf 125 Mark wurde nicht angenommen; ob der Bundesrat der Änderung der Steuer zustimmen wird, ist gleichfalls fraglich. Wieder wurde die Seemacht des Deutschen Reiches erhöht. Der Reichstag bewilligte in den zwei letzten Tagungen 19 neue Fahrzeuge und 8 Torpedoboote. Freilich reichen wir auch damit noch lange nicht an die Streitmacht Frankreichs heran. Doch ist's auch nicht nötig. Der Antrag der Freisinnigen, die Getreidezölle zu erniedrigen, fiel durch; die Freisinnigen dürfen also wie vorher aller Welt verkündigen, die Regierung ginge auf nichts aus als das Brot des armen Mannes zu verteuern und das Geld dafür den reichen norddeutschen Grundbesitzern in die Tasche zu stecken. Daß aber der Preis der Frucht nicht allein von diesen, sondern auch mit von der internationalen Börse gemacht wird, das verschweigen die Herren. Sonst ist im Reichstage die Suppe diesmal auch wieder nicht so heiß gegessen wie aufgetragen

worden. Der Reichstag, welcher so stürmisch gewählt wurde, hat sich als ganz manierlich erwiesen. Manches Bäuerlein freilich, dem sein Kaplan vorkam, wenn er den frommen Herrn Soundso wählte, so müsse er keine Steuern mehr bezahlen fürs Militär, und sein Sohn komme mit zwei Jahren heim, manches gute Bäuerlein fragt sich jetzt bedenklich hinter den Ohren, denn die Steuerer sind nicht geringer geworden und der Peter muß doch drei Jahre Dragoner sein; und wenn sich der Hinkende nicht irrt, so zahlt der Alte seine Steuern noch einmal so gerne, seitdem er den schönen Dragoner gesehen hat.

Nun noch etliches aus dem Königreich Preußen. Auf den 4. Dezember hat der Kaiser eine Anzahl der gewichtigsten Schulmänner nach Berlin zu einer Konferenz berufen, zu dem Zweck, das höhere Unterrichtswesen gründlich zu prüfen und zu verbessern. Auch hier, wie in der vorjährigen Arbeiterkonferenz, griff der Kaiser persönlich ein; als einer, der auch Latein gelernt hat, sagte er den gelehrten Herren seine Meinung, daß nämlich vom vielen Latein kein Mensch geschickter wird, wohl aber viele dumm; ein jeder solle deutsch reden, denken und fühlen lernen, das sei wichtiger als Latein. Der Hinkende meint's auch. Es wird wohl einstweilen freilich beim alten bleiben, die Kinder werden wahrscheinlich bald mit Brillen auf die Welt kommen und schon mit sechs Jahren so grundgelehrt sein, daß die Alten vor den jungen Gelehrten gar nichts mehr zu sagen wagen. Und wenn gar ein Professor einen Sextaner, der ihm die Zunge heraushängt, eine Schreibe giebt, so kommt er bald ins Buchhaus, der Professor nämlich. Da wäre zuerst einzugreifen, daß die Schüler nicht zuviel, d. h. zu vielerlei oberflächlich lernten; denn das ist dumm und eingebildet, frech und unbotmäßig. Etwas Ordentliches gelernt haben muß man freilich, wenn man jetzt fortkommen will in der Welt. Ein bißchen Lesen, Schreiben und Rechnen, Katechismus und Bibel thut's jetzt nicht mehr.

Der Preussische Landtag hatte diesmal drei wichtige Gesetze zu beraten: Eine neue Einkommensteuer, ähnlich der badischen, nur daß erst die Einkommen über 900 Mark besteuert werden sollen; ferner ein Volksschulgesetz, wonach der Unterricht Sache des Staates sein und auf seine Kosten, ohne Schulgeld, geschehen sollte; die Kirche aber ihren berechtigten Einfluß auf die Schule behielt. Endlich die neue Landgemeindeordnung. Besonders das letztere Gesetz machte viel Spektakel, da die Junker nicht haben wollen, daß die Gemeinden mehr Selbstverwaltungsrechte bekommen. Der Minister Herrfurth war genötigt, mit diesen Herren eine ganz energische Sprache zu reden, wie man es ihm kaum zugehört hätte. Bei allen diesen Gesetzen kam der Hinkende mit Stolz sagen, daß sie in Baden bereits eingeführt sind; mit Freude aber bestätigt er auch, daß die preussische Regierung die freibüchliche Entwicklung des Volkes mit allen Mitteln erstrebt. Dagegen eine andere Verhandlung des preussischen Landtags hat bei vielen das bedenklichste Kopfschütteln erregt. Wie schon gesagt, war während des letzten Reichstagsjahres Windthorst ausschlaggebend, dergleichen natürlich auch im preussischen Landtag. Und weil die Regierung nichts thun und nichts lassen konnte, ohne diesen kleinen großen Mann, so wurden die Minister und Herr Windthorst allnählich sehr gut bekannt, ja gute Freunde, denn was sich neckt, das liebt sich. Es schien sogar als ob Windthorst eine Stütze des Thrones werden sollte, den er sein Lebenlang bekämpft hatte, so daß gutmütige Leute schon gar an eine Bekehrung des alten schlauen Welfen dachten.

Aber da kam die Bescherung. Windthorst thut nichts umsonst, wenigstens nicht für Preußen. Das Trintgeld nun, durch welches die preussische Regierung den sonst unzuverlässigen Centrumsführer für seine brave Ausführung beöhrnen und auch auf weiteres bei guter Laune erhalten wollte, betrug die artige Summe von 16 Millionen Mark. Der geneigte Leser erinnert sich noch aus dem vorjährigen Kalender, daß schon einmal die Rede davon war, die Zinsen aus den sogenannten Sperrgeldern, also die Zinsen von 16 Millionen Mark, den Bischöfen jährlich ausbezahlen. Schon damals hat der beschränkte Unterthanenverstand des Hinkenden gemeint, das sei eigentlich gar nicht nötig. Denn die Sperrgelder sind Strafgebe, welche man den widerspenstigen Bischöfen von ihrem Gehalt entzogen hat. Wer nun etwa wegen schönen nächtlichen Gefanges 5 Mark Strafe bezahlen muß, der mag machen was er will, er bekommt in seinem Leben das Geld nicht wieder. Warum soll aber der die Zinsen aus seinen Strafgebern wieder erhalten, der, wie die Bischöfe, wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt gebüßt wurde? Und wenn noch die lebenden Bischöfe das Geld erhielten! Dit fällt's an die nicht betroffenen Verwandten der Toten. Dem Centrum aber waren die Zinsen sogar noch zu wenig, und sie lebten ab! Was thut die schlichterne Regierung? Sie kriecht zu Kreuz und bietet dem Centrum die ganze Summe an, wenn nur die Bischöfe so gut sein wollten und das Geld nehmen! Das hat denn doch in Deutschland einen Sturm des Unwillens hervorgerufen, besonders gegen den Kultusminister von Gossler, der früher erklärt hatte, weiter als bis zur Auszahlung der Zinsen könne und dürfe die Regierung nicht gehen. Herr von Gossler, dem Preußen soviel verdankt, hatte damit seinem Ruhme ein Grab gegraben; zu allem Übersuß wurde der Ruf der dankbaren Ultramontanen: Hinweg mit Gossler! immer lauter, Windthorst drückte sein allerhöchstes Mißtrauen gegen den unglücklichen Minister in einer innern Angelegenheit aus, und so blieb Herrn von Gossler nichts anders übrig, als seine Entlassung zu nehmen. Gossler ist ein sehr gelehrter und bedeutender Mann. Er hat es aber mit dem Centrum zu gut gemeint. In den 10 Jahren seiner Thätigkeit als Minister entfernte er fast alle Spuren des Kulturkampfes, gab er der römischen Kirche alle Eroberungen heraus, welche der Staat gemacht hatte. Er war einer von denen, welche meinen, die Ultramontanen könnten auch genug bekommen und sogar dankbar werden. Aber der Rauf dieser Herren war der, daß sie den fleißigen, gelehrten Mann mit Schimpfereien überhäufeten und endlich aus seinem Amte herausdrückten. Windthorst mag sich verschmüht lächelnd die Hände gerieben haben, als der Minister wehmütig den Stab in die Hand nahm und ins Privatleben wanderte. Aber allzulang hat sich auch Herr Windthorst nicht freuen dürfen über seine Alleinherrschaft. Schon zwei Tage darauf, am 14. März, melbten die Blätter, daß der Centrumsführer Ludwig Windthorst gestorben sei. Wie ein Stein fiel es manchem guten Patrioten vom Herzen. Windthorst war bekanntlich früher Minister des Königs von Hannover. Nachdem aber Hannover durch Preußen einverleibt wurde, trat er als Hauptgegner der preussischen Regierung und des Deutschen Reiches im Reichstag und Landtag auf. Er schuf sich selbst seine Waffe, das Centrum, womit er die Regierung alle Augenblicke einschüchterte. Obgleich er 1871 selbst nicht an die Unfehlbarkeit des Papstes glaubte und über die Jesuiten loszog, suchte er sie dennoch wieder ins Reich zu bringen, weil er sie als seine Bundesgenossen haben

wollte. Über diesem Plan ist er vom jehischen Schauspiel abgerufen worden. Windthorst wurde mit großen Ehren, sogar von kaiserlicher Seite aus, beerdigt. Und wenn wir ihm auch keine Thränen nachweinen, so wollen wir doch zu seinem Lobe folgendes sagen: Windthorst war zwar leidenschaftlicher Hannoveraner und ging aus von einem bitteren Haß gegen das Preußen, welches Hannover vernichtet hat. Aber dennoch fühlte sich auch dieser alte Welsche in allererster Linie als Deutscher. Wenn die Sicherheit des Reiches, das Gesamtwohl des Volkes, besonders des Bauernstandes, in Gefahr kam, dann stand auch Windthorst auf des Kaisers Seite. Dann wußte er die Vaterlandslosen unter seiner schwarzen Schar unschädlich zu machen, denen Rom lieber war als ihr Volk. Und indem er jahrelang das Reich bekämpfte, wurde ihm dies Reich mit der Zeit lieb.

Er war wohl ein Feind Preußens, ein Feind des Deutschen Reiches war er nicht, wenigstens in der letzten Zeit nicht mehr. Er ist besser gewesen als manche seiner Anhänger.

Nun zum Schluß noch etwas Erfreuliches aus Preußen: die Prinzessin Viktoria, die Schwester des Kaisers, hat sich mit dem Prinzen Adolf von Schaumburg vermählt, und der Kaiser bekam den sechsten Sohn, welcher am 26. Januar im kaiserlichen Schloß getauft wurde und die Namen erhielt: Joachim Franz Humbert. Taufpaten waren: Der König von Italien, die Königin Emma von Holland und der Feldmarschall Moltke. Sechs starke, gesunde Söhne, Welch ein Glück! Und sie kommen alle so rasch und natürlich nacheinander, wie bei andern Sterblichen auch, zum Gremmel bei den Pfarrern und Schulmeistern und Bahnwarten! Gott erhalte dies blühende fromme Kaiserhaus!

Jetzt aber muß der Hinkende eine Priße nehmen, denn er ist im Begriff, sich in eine unangenehme Gegend zu begeben, nämlich zu den politischen Parteien. Von dem Centrum war schon die Rede. Weiter sei noch gesagt, daß überall im lieben deutschen Vaterland Katholikentage abgehalten wurden; was sie da verhandelt haben, war immer das gleiche. Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes; die Jesuiten wieder zurück, die Schule an die Kirche ausgeliefert! Schadet nichts, meint der Hinkende. Seine Wege können sie verlangen, daß der Mond durch den Saturn schwarz angestrichen werde. In Köln rief sogar einer: „Wir leben und sterben für die Jesuiten, wir lassen uns todschlagen für die Jesuiten.“ Habt gut reden, es schlägt euch niemand tot, aber die Jesuiten bleiben draußen. Denn im ganzen Reich wurden Petitionen gesammelt gegen die Zulassung dieses Ordens, und zwar nicht wie auf der andern Seite, zwangsweise durch die Kapläne, sondern freiwillig. Auf protestantischer Seite macht der Evangelische Bund gute Fortschritte. Je mehr die Ultramontanen Hezer schreien, desto mehr thun sich die Protestanten zusammen zur Nothwehr. Was soll aber aus Deutschland werden, wenn derart seine Einheit zerrissen wird? Ist das das Ende des glorreichen neunzehnten Jahrhunderts?

Von den Deutschfreisinnigen ist nichts Neues zu melden, wissen sie doch selbst nichts anderes als zu allem und allem „Nein“ zu sagen. Es geht ihnen wie dem Bauer mit seinem Sohn. Der Junge heulte nämlich in ein Loch fort. „Was willst denn?“ fragte der Vater, „willst einen Apfel?“ „Nein!“ „Willst eine Birne?“ „Nein!“ „Ja was willst denn?“ „Ei, heulen will ich!“ So geht's auch den Nörglern. Denken wollen sie, besonders wie heulende Wölfe über den wehrlosen Bismarck herfallen. Doch genug davon!

Was ist's nun eigentlich mit den Sozialdemokraten geworden? Am ersten Oktober fiel das Sozialistengesetz. Der Kaiser hat den Kampf gewagt. Und er ist bis jetzt nicht viel gefährlicher geworden als er früher gewesen ist. Die lange Zucht hat die Herren doch etwas gestittet gemacht, so daß es beim Sozialistkongress in Halle, vom 12. Oktober an, ganz ordentlich herging. Wenn Herr Liebknecht die Religion abschaffen will, so laßt der Hinkende. Das wird nie gelingen, sonst müßte man auch die menschliche Seele abschaffen. Der einzige große Spektakel, der gemacht wurde, rührte von einem Streit unter den Herren selbst her, wie denn zu erwarten ist, daß die Sozialisten in der Freiheit nicht mehr so einig sein werden als früher unter dem Gesetz. Man lasse sie ruhig toben und schreien, Bourgeois fressen, auch sich untereinander zerren und prügeln; wenn sie einmal zu läppig werden, so rufe der deutsche Philister nicht gleich nach der hohen Polizei, sondern er nehme selbst den Kampf auf, den Kampf des Geistes und, wenn nötig, auch einmal der Faust. Denn die unverschämtesten Schreier sind nicht gereifte Arbeiter, sondern halbwüchsig, ohrenfeuchte Buben. Da thut eine Ohrfeige am rechten Ort und zur rechten Zeit oft Wunder. Vor allem ist nötig, das Volk aufzuklären über die Absichten der Sozialdemokraten, und doppelt schädlich ist es, im Volke, zumal im Bauernstand, jetzt Mißtrauen gegen die Regierung zu säen. Denn das kommt allein den Sozialisten zugut; das sollten sich doch gewisse Parteien endlich merken!

Was im Augenblick an den Sozialisten eigentlich gefährlich ist, das sind nicht die roten Schnupftücher und Fahnen, welche dem guten Michel soviel Herzeleid und Angst machen, sondern das sind die ewigen Streiks oder Ausstände. Es hat deren in Deutschland innerhalb $\frac{1}{4}$ Jahren über 1100 gegeben, in Hamburg einen, welcher über 400000 Mark kostete. Das Rätselhafte ist, wo das viele Geld herkommt, da doch die Arbeiter behaupten, nur Hungerlöhne zu beziehen. Und noch rätselhafter bleibt, weshalb unter den Streikgeldern immer Zuschüsse von vielen Tausenden „von der Börse“ sich befinden? Wenn die Sozialisten dorthin Hilfe haben, so mag ihnen schon der Kamm wachsen. Natürlich, die Börse ist international wie der Sozialismus; vielleicht hat sie auch ein Gefallen an dem alten Heineschen, jetzt neuen roten Lied der Sozialisten:

Deutschland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den zwiefachen Fluch!

Dies Deutschland hat doch in letzter Zeit mit vereinten Kräften etwas Besseres gewoben: nämlich eine Decke, um die Blöße und Hilflosigkeit der deutschen Arbeiter zu schützen. Schon seit Ostern d. J. berät sich der Reichstag um den Schutz des Arbeiters, um Sicherung der Sonntagsruhe u. dergl. Und außerdem ist seit 1. Januar 1891 das neue Alters- und Unfallversicherungsgesetz in Kraft getreten, welches dem Reich jährlich viel Geld wegnimmt und die Beamten unendliche Mühe und Arbeit kostet. Aber den Dank dafür sieht noch niemand. Es ist sogar nicht zu leugnen, daß dies wohlgemeinte Gesetz auch bei den Bauern viel böses Blut verursacht. Für den Landmann ist es allerdings unbequem, daß er seine Knechte und Mägde vom 16. Jahre an versichern muß. Aber dafür fallen diese, wenn sie einmal alt sind, auch nicht mehr der Gemeinde zur Last, sondern sie werden gewissermaßen gezwungen, wöchentlich etwa 10 Pf. in die Reichssparbüchse zu legen, welche dann später für sie sorgt, wenn sie alt oder arbeitsunfähig werden; das kommt dann auch wieder den Gemeindeg-

fassen und den Umlagen zugut. Dann ist es doch eher des Menschen würdig, daß man ihm eine wenn auch kleine Pension giebt, als daß man ihn mit Almosen mühselig zu Tode fristet. Auf alle Fälle meint es das Deutsche Reich und der Kaiser mit dem Arbeiter gut, und wenn trotzdem ein Unglück geschieht, so haben wir ein gutes Gewissen. — Der diesjährige Arbeiterfesttag, der 1. Mai, verlief in Deutschland ruhig. Ein neuer Bergarbeiterstreik ging völlig in die Brüche.

Wie in den untern Regionen, so war es auch in den obern etwas unruhig. Graf Waldersee, der Nachfolger Moltkes, wurde ganz unvermuthet als kommandirender General nach Altona versetzt, weil der Kaiser ihn im Kriegsfall zum Heerführer ausersehen hatte. An seine Stelle tritt Graf von Schlieffen. Auch der Kriegsminister durfte als solcher den neuen Hinkenden nicht mehr erleben. Er wurde gleichfalls kommandirender General, sein Nachfolger ist der Generalleutnant von Kaltenborn-Stachau. Da ist's fast ungemüthlich, Minister zu sein.

Nun aber weiter zu den andern deutschen Vaterländern.

In Bayern hat der Prinzregent Luitpold sich durch sein festes, aber bescheidenes Auftreten immer mehr die Hochachtung seines Volkes erworben. Das zeigte sich bei jeder Gelegenheit, besonders aber bei seinem 70. Geburtstag, am 12. März. Die Bayern mögen ihn als einen Musterregenten preisen und ehren. Der Hinkende ist diesem Fürsten hauptsächlich deshalb so überaus zugethan, weil er treu zum Kaiser und zum Reich hält. Gott erhalte den trefflichen, noch so rüthigen und frischen Herrn lange am Leben. — Der treue Diener des Hauses Wittelsbach dagegen, der bayerische Bismarck, hat diesen Tag nicht mehr erleben dürfen. Am 3. September starb Freiherr von Lut. Es ging ihm wie manchem andern treuen Beamten: wenn die Arbeit fehlt, welche den Geist und Körper in Aemtern hielt, so verfiel die Kraft. Er war ein braver deutscher Mann, ein Kämpfer für die Freiheit gegen die römische Anmaßung, gehaßt wie selten einer von den Finsternissen, geliebt von allen Freunden des Reiches und des Lichtes. Ehre seinem Andenken! — Am 19. September wurde in der alten Stadt Speyer der Bau einer evangelischen Kirche zur Erinnerung an die mutige Protestation im Jahre 1529 in Angriff genommen durch die Platzweiche und den ersten Spatenstich und andere erhebende Festlichkeiten.

Weniger erfreulich ist zu melden, daß in Bayern die Nonnen großen Schaden gethan haben; d. h. nicht die, welche in Klöstern wohnen, sondern der Nonnenkäfer und die Nonnenraupe, welche millionenfach über die Wälder herfallen und alles freisen was verzehrbar ist. Man meint, alles Unglück müsse allnäthlich über die Welt kommen wie weiland über Pharaon und Aegyptenland.

Württemberg hat ein großartiges Fest feiern dürfen, die Einweihung des Ulmer Münsters. Die alte Reichsstadt hat wohl selten so frohe Tage gesehen als die vom 28.—30. Juni 1890. Der ganze württembergische Hof, König und Königin und Prinzen, die Prinzen Leopold von

Preußen, Arnulf von Bayern und eine Menge sonstiger großer Würdenträger gaben dem Feste einen hohen Glanz. Die fremden Gäste, auch die Fürstlichkeiten, wurden möglichst bei den Bürgern selbst einquartiert, und hatten so recht Gelegenheit, die schwäbische Gemüthlichkeit kennen zu lernen. Den Glanzpunkt des Festes bildeten eine großartige nächtliche Beleuchtung des Münsters, ein geradezu feenhafter Anblick, und der historische Festzug, der heutzutage nirgends mehr fehlen darf. Bei diesem Feste war halb Schwabenland in Ulm, und der Hinkende hat seine helle Freude gehabt an den schwäbischen Bauerngestalten. Das sind Leute von altem, echten Schrot und Korn! Sonst ist's in Württemberg wie überall: die Regierung muß sich gegen die Ultramontanen mühsam wehren; das Ministerium hat aber im Frühjahr sich ernstlich die Einführung der Orden verboten. Zu was denn auch die schwarzen Scharen ins Land ziehen?

Sachsen hat wieder viel vom Wasser zu leiden gehabt, diesmal aber nicht von oben, sondern von unten, nämlich im September durch Hochwasser. Die Elbe ist ausgetreten und hat große Verheerungen angerichtet. — Das Königreich verlor einen bedeutenden Mann, den Kriegs- und Staatsminister Georg von Fabricé, der sich als Staatsmann wie als Reichshäupter der sächsischen Armee die größten Verdienste erworben hat. Der Leser kennt seinen Namen noch vom letzten Kriege her, wo er zuerst Oberbefehlshaber von Versailles und dann von ganz Nordfrankreich war und die Truppen kommandierte, welche zu allererst noch Frankreich besetzt hielten. Er war, wie sein Name sagt, von Blut ein Franzose, ist aber ein Deutscher geworden so gut als einer. — Ferner ist das oberste Richteramt vom Reichsgericht zu Leipzig in andere Hände übergegangen, weil der ehrwürdige alte Dr. von Simson seinen Abschied nahm. Mit diesem Namen ist auch ein großes Stück Politik verknüpft. Er war anno



Otto von Tschischlagger, Reichsgerichtspräsident.

1848 Präsident der Frankfurter Nationalversammlung, als welcher er am 3. April 1849 dem König Friedrich Wilhelm von Preußen die deutsche Kaiserwürde anbot. Dann im Jahre 1860 wurde er Präsident des preussischen Abgeordnetenhauses, des Reichstages des Norddeutschen Bundes, sowie des Deutschen Reichstages. Überall, wo er eintrat, hat man ihn sofort zum Präsidenten gewählt, zuletzt im Reichsgericht. Er ist ein stiller, bescheidener Mann, und doch einer der größten Geister. Gut ab! Möge er noch lange leben! Sein Nachfolger, also der jetzige oberste Richter in Deutschland, ist der Staatssekretär Otto von Tschischlagger.

Nun endlich kann der Hinkende losziehen, was er auf dem Herzen hat über sein geliebtes Heimatland Baden. Zwar das schickt er voraus: So schön und ruhig ist's nicht mehr wie früher; draußen im Reich stürmt's, und so kommt der Wind auch zu uns, nicht mehr durchs Kamin oder das Schlüffeloch wie früher, sondern durch alle Fenster und Thüren. Denn gerade Baden hat seine Thüren und Fenster gegen das Reich hin vollkommen geöffnet. So zieht's denn auch in Baden ganz abscheulich, daß der Hinkende manchmal Seelenrheumatismus und moralisches Zahmwech bekommt. Damit aber der Leser versteht, was der Hin-

tende meint, will er's ihm sagen. Zwar der Leser könnte es allgemach selbst wissen, steht doch nichts anderes mehr in der Zeitung als Händel und Streit und boshafte Verleumdung. Früher war nur eine ordentliche Balgerei zwischen den Liberalen und Ultramontanen, und jedermann hat gewußt, wie er dran war. Da ging's herüber und hinüber, heute mir, morgen dir. Jetzt aber weiß man oft nicht mehr wie einem der Kopf steht. Da giebt's Kartell und Antikartell, heute geht's mit den Ultramontanen gegen die Sozialdemokraten, morgen mit den Sozialdemokraten gegen die Liberalen u. s. w. Es ist eine Parteienintimität eingetreten, daß man oft mit einem Prügel dreinschlagen möchte. Woher kommt das? Daher, daß die Parteien ihr Interesse über ihre Grundsätze und über das Wohl des Vaterlandes stellen. Mag das Ganze zehnmal aus dem Leim gehen, wenn nur die Partei recht behält. So kann der Hintende als ruhiger Unterthan keinen Schoppen Bier mehr trinken, ohne daß ihn der eine zum Kartell, der andere zum Antikartell, der dritte zum Freisinn, der vierte zum Unisinn befehlen und befehlen will. Ehrfame Bürger, welche sonst nur die „Karlsruher Zeitung“ mit Ruhe und Andacht lasen, halten jetzt den „Badischen Beobachter“, schwören den Jesuiten Treue bis in den Tod, oder andere haben das Bild des großen Eugen Richter in ihre Staatsstube aufgehängt; jedenfalls sind sie plötzlich Parteimänner geworden, geht nur noch in die Parteineipe, und wenn sie dort Gift zu trinken kriegen, rauchen nur noch Parteitabak, und wenn er ihnen die Augen ausbeißt. Kurz, die Welt ist auch in Baden eine andere geworden. Wer's nicht glaubt, der höre nur, was nicht alles gesagt und geschrieben wird. In Karlsruhe fanden im Herbst allein drei Parteiverfassungen statt, eine demokratische, eine konservative und eine ultramontane. In der konservativen redete Herr Stöcker in leidenschaftlicher Weise gegen den Liberalismus, als ob dieser an der Sozialdemokratie schuldig wäre. Nun bittet der Hintende die Menschheit: Wer würde den Ultramontanen noch einen Zaun ins Gebiß legen, wer würde die evangelische Kirche vor diesem grimmigen Feinde schützen, wenn nicht die Nationalliberalen immer die Finger sich verbrennen und die Kastanien aus dem Feuer holt? Sind nicht an der Spitze dieser Partei fromme evangelische Christen, wie z. B. der Geheimrat Pamen, der langjährige Präsident der Generalsynode? Seht euch diese Männer zuerst an, ehe ihr sie wegen Gottlosigkeit beschimpft! Von der andern, der ultramontanen Seite, hagelt's natürlich noch böhere Streiche auf die armen Liberalen und das badische Ministerium. Ja, der ultramontane Feldmarschall Wacker, der Pfarrer von Zähringen, hat es in einer Versammlung zu Edingen wagen dürfen zu behaupten, die Katholiken hätten schon seit, glaube ich, 30 Jahren das Ohr des Großherzogs nicht. Ist denn das keine Beleidigung dieses edlen Fürsten? Muß er nicht auch die Beleidigungen auf seine Person beziehen, welche sein Ministerium täglich über sich ergehen sieht? Der Sinkende hätte soviel Geduld und Langmut nicht.

Er ist doch ein guter, milder, freundlicher Herr, unser Großherzog Friedrich. Er rechnet sich zu seinem Volke und will in Freude und Schmerz bei ihm sein. So hat er die Mühe nicht gescheut und ist beim Kriegertag in Weinheim von morgens bis abends gewesen. Dreimal hat der Fürst das Wort ergriffen, zuletzt auf dem Festplatze. Dort hat er mit lauter Stimme den Beruf und das Schicksal des deutschen Volkes verurteilt, immer auf Vorposten stehen zu müssen, denn

die Zeiten sind ernst und wir haben viele Feinde. Bei der Kircheneinweihung in Gengenbach ermahnte er seine Glaubensgenossen von der evangelischen Kirche zu evangelischer Treue, in Kezlingen sein ganzes Volk zu gegenseitigem Dulden und Vertragen. Ja, wenn's beachtet würde, besonders da, wofür es gemeint ist! Aber die thun was sie wollen. — Der Großherzog wohnte wieder den Herbstübungen im Elsaß und Lothringen bei. Wieder wurde er überall begeistert empfangen, besonders in Metz. Ein elsässisches Blatt machte sogar den Vorschlag, Elsaß zu Baden zu schlagen, da ja doch die beiden Völker rechts und links vom Rhein in Sprache und Gesittung sich so überaus ähnlich seien. Doch damit hat's gute Wege. Wir würden uns, wie die Sachen jetzt stehen, nicht einmal drum reizen, in unserer Kammer zu unsern Spektakelmachern auch noch die Franzosenköpfe zu haben. — Unser Ministerpräsident, Staatsminister Turban, hat das hohe Alter von 70 Jahren erreicht. Diese Gelegenheit benutzte er, um einen Teil seiner Geschäfte, nämlich das Ministerium des Innern, an den Staatsrat Eisenlohr abzutreten. Der Großherzog hat es genehmigt und dabei seinem treuen Minister, der schon seit 1876 sein erster Berater ist, den innigsten Dank ausgesprochen.

Sonst war das abgelaufene Jahr ein gutes für Baden. Eine reichliche Ernte hat den Fleiß des Bauern belohnt. Auch der Ertrag des Weinstocks war nicht schlecht, wenn die Weinbauern sich das Spritzen der Reben nicht verdrießen ließen. Sonst gab's etliche Unfälle, wie alle Jahre, im September Hochwasser vom Rhein, wobei die oberen Gegenden nicht wenig litten. Auch brannten mehrmals heftige Stürme übers Land. Der Sturm jedoch, den die Badner gleichfalls am meisten fürchteten, lief noch gnädig ab, nämlich der sozialdemokratische. Man meinte Wunder, was alles geschehen würde, und siehe da, in dem Mannheim, welches einen Sozialisten in den Reichstag schickte, wurden nur 55 Sozialdemokraten, also etwa ein Fünftel aller Mitglieder, in den Bürgerausschuß gewählt. Nur fast Blut und nicht verblüffen lassen, und zusammengekommen! — Die Volkszählung im Herbst hat ergeben, daß unsere größern Städte abermals ins Ungeheure gewachsen sind. Mannheim hat jetzt 79000, Karlsruhe 73000, Freiburg 48000 Einwohner. Die Gelehrten fragen sich: Wie soll das noch gehen, wenn die Landbevölkerung so weiter abnimmt und die städtisch wächst? Woher nehmen wir denn noch die zuverlässigen, treuen, ruhigen Wähler und tauglichen Soldaten? Das sind wohl keine erfreulichen Zustände, aber das Ding hat, wie alles in der Welt, auch seine zwei Seiten. Es ist jetzt dem armen Odenwälder, dessen Vorfahren seit Jahrhunderten hungerten, endlich in den Städten Gelegenheit zur Arbeit und bessern Ernährung geboten. Früher hieß es:

Wir Leineweber nehmen keinen Lehrlingen an,
Der nicht drei Tag' lang hungern kann.

Jetzt ist's besser, und an diese armen Leute muß man auch denken. Nur sollte man rechtzeitig dafür sorgen, daß diese Zuzügler in den Städten nicht verrohen. Man sollte Kirchen bauen, eigene Gemeinden gründen, damit ihnen nicht alle Religion und damit die Sittlichkeit gänzlich verloren geht. — Im April ist das großherzogliche Haus in schwere Trauer versetzt worden. Die Schwester unseres Landesherren, frühere Prinzessin Cäcilie von Baden, welche an einen russischen Großfürsten verheiratet war, ist plötzlich gestorben. Man sagt, aus Kummer über ihren Sohn, den Großfürsten Michael, welcher wegen seiner heimlichen, nicht

standesgemäßen Vermählung beim Zaren in Anagnin und deshalb aus dem russischen Heere ausgeschlossen wurde. So haben die gekrönten Häupter auch ihr Bündlein Kummer zu tragen. Glücklicherweise erhob sich die Kronprinzessin Viktoria von Schweden allmählich wieder; sie hielt sich während des Winters mit ihrem Gemahl in Ägypten auf, jetzt ist die hohe Frau in Italien. Gott schenke ihr Gesundheit und lasse unsere schwergeprüfte Fürstenfamilie auch wieder reichliches Glück erleben. Der Erbgroßherzog Friedrich wurde unter Beförderung zum Generalmajor und Kommandeur der 4. Garde-Infanteriebrigade nach Berlin versetzt. Der Hintende ruft ihm ein fröhliches Glückauf zur fernern Soldatenlaufbahn nach. Aus den übrigen deutschen Bundesstaaten ist nicht viel mehr zu melden. Das Leben des deutschen Volkes hängt mehr und mehr ab

von dem Brennpunkt des deutschen Reiches, dem Schlosse zu Berlin, dem Bundesrat und dem Reichstag. Es ist kein Zweifel, daß die Einigkeit der deutschen Stämme trotz des Todes des Begründers dennoch fort dauert, ja zunimmt. Das walte Gott!

Zum Schluß noch etwas, das unser ganzes Volk, ja die Welt angeht. Professor Robert Koch in Berlin hat nach langjährigen anstrengenden Studien ein Mittel gefunden, welches gegen die Schwindsucht helfen kann, wenn es rechtzeitig angewendet wird. Der große Gelehrte hätte damit der leidenden Menschheit eine unbezahlbare Wohlthat erwiesen, da zudem ohne Zweifel die neue Erfindung bald vervollständigt werden wird. Wie viele Tausende junger lebensfroher Menschen fallen jährlich dieser fürchterlichen Krankheit zum Opfer! Welchen Dank würde sich Koch erwerben, wenn er seine Untersuchungen zu einem wirklich sichern Abschluß fortführen würde! Ganz besonders hat dem Hintenden das gefallen, daß der Gelehrte von seiner Erfindung keinen Nutzen an Geld zieht, obgleich sie ihn hätte zum Millionär machen können. Ein edles Exempel mitten in dieser geldgierigen Zeit!

Natürlich hat's, wie immer, so auch im vergangenen Jahre leider ebenfalls nicht an Unglücksfällen gefehlt. Eisenbahnzusammenstöße, Überschwemmungen u. dergl. In Norddeutschland gab's große Wassersnot, in Krefeld ist infolge des Regens ein Haus eingestürzt und hat seine Bewohner in den Trümmern begraben, davon 26 getötet. Ein großes Grubenunglück ereignete sich auf der Zeche „Gibernia“ bei Gelsenkirchen, am 23. Januar, wobei 52 Bergleute getötet, sehr viele verwundet wurden. Eine große Prüfung, die ganz Deutsch-

land, ja die Welt schwer heimsuchte, war der lange, andauernd kalte Winter, doppelt fürchtbar bei den hohen Kohlenpreisen. Wie viel Not mag's da gegeben haben! Und wenn nur nicht erst noch die schlimmen Folgen kommen, wenn nur nicht die Winterfrüchte (die Neben stehen gut) schwer gelitten haben! Das wären wieder böse Aussichten! Will's denn gar nicht besser und wärmer werden in der Welt? Man meint, wir rutschten allgemach gegen den Nordpol zu. War doch der Rhein mehrere Meter dick zu, ja an manchen Stellen fast ausgefroren. Der Genfersee, der Zürichersee waren mit einer Eisbrücke bedeckt, welche die schwersten Lasten trug. In Italien, in Spanien, selbst in Tunis, wo doch sonst eine respectable Hitze herrscht, gab's Schnee und Eis mit großer Kälte. Summa-summorum: Es hat auch im letzten Jahre wieder

Freud' und Leid, Friede und Streit auf Erden und im Reich gegeben. Aber wir sind verschont geblieben von Krieg und Blutvergießen, vor Pestilenz und teurer Zeit, und so wollen wir denn zufrieden sein und mit Gottvertrauen weiter in die Zukunft schauen. Daß wir das dürfen, verdanken wir in erster Linie unserer engen Freundschaft mit Österreich.

Osterreich-Ungarn

In ging's zwar wieder lebhaft zu. Die verschiedenen buntfarbigen Völkchen des Reiches wollen sich absolut nicht unter einen Hut bringen lassen, und wenn's auch ein goldener ist. Nur in einem Punkt sind sie leider einig, die Herren Böhmen, Kroaten, Landen, Slovenen u. s. w. mit ihrer ruhmvollen Vergangenheit, nämlich im Haß gegen die „Schwaben“, d. h. die österreichischen Deutschen. Jeder Maus-



Professor Robert Koch in seinem Laboratorium.

händler dünkt sich als ein Kulturträger gegenüber dem Schwob. Das ist der Dank dafür, daß die Deutschen diesen edlen Nationen Lesen, Schreiben und etwas Seife beigebracht haben. So kam denn das österreichische Abgeordnetenhaus vor lauter Anfragen, Beantwortungen und Streitereien mit seinen Verhandlungen nicht vom Fleck, und die Regierung schickte die hochweisen Herren am 26. Januar samt und sonders nach Hause. Ob das neue Abgeordnetenhaus, welches im März zusammenkam, aber besser mit sich fuhrwerten läßt, weiß der Hintende noch nicht, geschweige denn die Regierung. Übrigens scheint doch in Osterreich eine bessere Zeit für die Deutschen anzubrechen, denn mit dem Abgeordnetenhaus wurde auch der Finanzminister Dunajewsky, ein Hauptfeind der Deutschen, abgeschickt; sein Nachfolger, Steinbach, soll zwar gegen die Deutschen nicht so verbissen sein

wie der Pole, aber sie werden dennoch Not haben, sich ihrer Haut zu wehren. Der Kaiser kann eben nicht wie er will, er muß auch auf seine ungezogenen Kinder Rücksicht nehmen, und wenn er sie manchmal am liebsten durchhauen möchte. Eines tröstet uns bei diesen trübseligen Zuständen. Die Freundschaft des Kaisers Franz Joseph, die schon mehr ist als gewöhnliche Fürstentumsfreundschaft; unser Kaiser und der österreichische stehen sich wie Vater und Sohn tren zur Seite. So ist's denn möglich geworden, daß bei den großen Flottenmanövern in Kiel, von denen wir schon erzählt, die österreichische Flotte sich mit der unsrigen in Reich und Glied stellte und mitanderverierte; ein Fall, der sonst in der Welt wohl höchst selten vorkommt. Das lautet auf gute Waffenbrüderschaft im Ernstfalle. Wie die Kaiser, so sind auch die beiden Völker, soweit die deutsche Zunge reicht, ein Herz und eine Seele. Das zeigte sich wieder so recht bei dem großen deutschen Sängerfest in Wien Mitte August, wie im Juli zu Berlin bei dem 10. deutschen Bundeschießen. Beide Mal, an der grünen Spree wie an der blauen Donau, fanden sich Deutsche aus allen Ländern der Erde, und beide Mal gelobten sie sich treues Zusammenhalten. Nur so weiter! Wir Deutschen wissen endlich, daß und wo wir zusammengehören. Die Regierungen möchten zwar am liebsten die Freundschaft noch enger machen durch einen gegenseitigen Handelsvertrag, welcher die Zölle herabsetzen würde. Allein wo es an den Geldbeutel geht, da hört bekanntlich verschiedenes auf, unter anderem auch die Freundschaft und Brüderschaft. Dennoch ist der Vertrag nach vielen Verhandlungen endlich im Monat Mai abgeschlossen worden. Was davon zu halten sei, kann der Hinkende eintrweilen noch nicht sagen; er wundert sich auch nicht, daß das Ding nicht so glatt und leicht ist. Haben die deutschen Staaten sich zu einem Zollverein nur nach langen, mühseligen Verhandlungen zusammengefunden, so wird's hier noch viel schwerer gehen. Aber vielleicht lachen dereinst unsere Enkel über die gute alte Zeit, wo man noch Zoll bezahlen mußte, wenn man nach Österreich wollte, wie wir es heute kaum glauben können, daß die badi-schen Schuhmacher einst vor den Zollhäusern angehalten wurden, wenn sie ihr Leder auf der Frankfurter Messe kauften.

Österreich wurde gleichfalls durch Überschwemmungen heimgefüht, besonders das schöne Böhmen. Das berühmte Karlsbad, das Paradies der Dicken, stand im November tagelang bis an die Dächer oder doch wenigstens Fenster im Wasser; Häuser und Brücken stürzten ein, Menschenleben kamen in höchste Gefahr. Als gerade ein Mann mit einem Seil aus den Fluten gezogen werden sollte, brach das Seil, ein Schrei des Entsetzens stieg in die Lüfte, und als man sich umsah, war der Bürgermeister von Karlsbad, Dr. Knoll, vor Schrecken vom Schlaganfall getroffen worden. Noch gefährlicher ging's in der alten Stadt Prag zu. Dort wurde im September ein ganzer Stadtteil von der Moldau überflutet, Tausende von Menschen obdachlos. Am 4. September geschah endlich etwas für den Prager Furchtbaren: Die alte Karlsbrücke, das Wahrzeichen der Stadt, neigte sich und stürzte mit donnerähnlichem Krachen in die gelben Fluten. Das war gerade soviel, als wenn das Münster in Straßburg oder das Hofbräuhaus in München plötzlich von der Erde verschwinden würden. Nur ein Bogen, mit dem Standbild des heiligen Nepomuk, blieb stehen. Wer will, kann das als ein Wunder ansehen. Dem Hinkenden aber wäre es lieber, der heilige Nepomuk wäre ins

Wasser gefallen als die zwei unschuldigen Knaben und die 19 tapfern Pioniere, welche dabei umkamen. Der Heilige hätte es vertragen, sündental er von Stein ist und kein Wasser schluckt. Sonst machen die Böhmen allerhand Skandal. Die sogen. Altzechen, welche die Händel mit der Regierung in Wien und den Deutschen im Lande angingen, mußten erleben, daß sie von den sogen. Jungzechen an die Wand gedrückt wurden, welche natürlich noch viel rabiater sind als die Alten. Sie gehen nämlich auf nichts Geringeres aus, als das deutsche Wesen völlig zu vernichten. Es ist ein Verzweiflungskampf, den unsere Stammesgenossen führen müssen, und sie haben's nötig, daß wir sie unterstützen durch die öffentliche Meinung und durch Beiträge an den Deutschen Schulverein. Wir müßten wahrhaftig wenig deutsches Ehrgefühl haben, wenn wir kein Herz hätten für die bedrängten Brüder. Daß die Ultramontanen in ganz Österreich gegen die Deutschen wüthlen, ist nichts Verwunderliches, aber dennoch lehrreich.

Noch etwas aus Österreich: Seit vorigen November ist Johannes Orth, von dem der Hinkende im letzten Kalender erzählt hat, verschwunden. Er hatte sich als Kapitän auf seinem eigenen Schiffe eingeschifft, samt seiner jungen Frau, und ist nicht wieder zum Vorschein gekommen. Man kann nichts anderes mehr denken, als daß er in den Herbstürmen umgekommen ist. Das ist ein trauriges Ende. Der Überdruß am Hofleben, etwas angeborener habsburgischer Hang zur Schwermut, sowie die Liebe zu einem bürgerlichen Mädchen und zu bürgerlicher Arbeit hat den seltsamen ersten Mann aufs weite Meer getrieben, und das Meer hat ihn verschlungen. Er war sicherlich ein Fürstsohn, wie es nicht viele giebt. Der Hinkende hätte ihm ein besseres Schicksal gegönnt.

Und nun hinüber zum andern guten Freund, dem Bruder Italiano.

Italien

hat allerlei Seltsames erlebt. Zunächst einmal den strengen Winter, der mit Eis und Schnee derart kam, daß ganze Bahnzüge stecken blieben. Das thut weh, wenn man keinen Ofen, kein Holz, keinen Mantel, ja nicht einmal Schuhe und Strümpfe hat, geschweige denn eine Wohnung. Da ist böß unter den Pomeranzenbäumen schlafen. Indessen die Italiener lassen sich dadurch nicht umbringen. Wenn die Sonne brennt, schlagen sie einen Purzelbaum und der Winter mit seinen Plagen ist vergessen. — Ein Ereigniß, welches großes Aufmerken verursachte, glücklicherweise aber kein Menschenleben, sondern nur viel Tinte kostete, war folgendes: Eines Tages fuhr der Papst in seinem Wagen über seine vatikanischen Gärten hinaus, trotz der Vorstellungen des entsetzten Leibjesuiten. Der geneigte Leser meint nun, das sei nichts Sonderliches. Aber er weiß nicht, daß der Papst sich für einen Gefangenen ausgiebt, seitdem Rom italienisch ist, obgleich ihn niemand gefangen hält. Die große Welt meinte nun, diese Ausfahrt bedeuete irgend etwas sehr Wichtiges. Vielleicht aber ist's nichts anderes gewesen, als daß der heilige Vater nur dem Leibjesuiten einmal zeigen wollte, daß er auch einen Willen habe und daß er wenigstens noch seinem Kutcher befehlen dürfe.

Wichtiger als diese Ausfahrt ist das Schicksal unseres treuen Freundes, des Ministerpräsidenten Crispi. Zwar daß derselbe in Italien zahlreiche Feinde hatte, wußte die Welt schon lange; es waren dieselben, welche unserem Bismarck das Leben sauer machten, die Radikalen und die Schwarzen. Aber man hatte auch schon oft ge-

sehen, wie er mit der Gesellschaft fertig wurde. Erst im September jagte er den Finanzminister Seismit-Doba in barscher Form davon, weil er ihn nicht parierte; und im November errang er einen glänzenden Sieg über seine Gegner bei den Parlamentswahlen. Seine Stellung schien gesicherter als jemals, und der Dreibund unerlöschlich. Aber am 31. Januar gab es eine stürmische Sitzung. Crispi machte leidenschaftliche Ausfälle gegen die Gegenpartei, und das ganze Haus wurde verstimmt. Einige Abgeordnete verließen den Saal, und bei der Abstimmung fiel Crispi's Antrag durch. Das bedeutet in parlamentarischen Staaten soviel als Entlassung. Da in der Finanzlage Italiens auch ein sachlicher Grund vorhanden war, nahm Crispi seinen Abschied unter rasendem Jubel der Schwarzen und Franzosen. Das ging rasch und unvermutet, am allermeisten für Crispi selbst. Aber auch für uns, da wir die Freundschaft Italiens in diesem mächtigen Minister verbürgt sahen. Indessen sein Nachfolger, der Marschese von Rudini, obgleich etwas mehr zu Frankreich hinneigend, hat doch sichere Erklärungen gegeben, daß er am Dreibund nicht rütteln wolle. Vielleicht dauert es auch nicht lange, so sitz der alte Crispi wieder auf seinem Ministerstuhl. So können wir einstweilen ruhig schlafen. — Am 17. Oktober brannte eines der herrlichsten Kunstwerke Italiens, der Dom von Siena, teilweise ab. Am 23. April fand in Rom eine fürchterliche Pulverexplosion statt, die in der ewigen Stadt viel Unheil anrichtete, doch glücklicherweise nur ganz wenigen Menschen das Leben kostete. Ein Verbrechen war nicht festzustellen. — Am 1. Mai, dem Arbeiterfeiertage, gab's in Rom viel Skandal, es sind eben heißblütige Leute, die Italiener. Das Militär hielt sich vernünftigerweise sehr zurück.

Nun müssen wir, ob wir wollen oder nicht, von den guten Freunden weg zu unsern Feinden.

Frankreich

liegt noch immer auf der Lauer wie ein bissiger Drache, und würde gerne nach unsern Waden schnappen, wenn es nicht Angst hätte vor dem deutschen Prügel. Einstweilen machen die Franzosen krampfartige Anstrengungen, um die russische Freundschaft zu erbetteln. Was die Dame Frankreich nur dem haarigen Kosaken Liebes an den Augen absehen kann, das thut sie mit zuckersüßem Vächeln. Als der Präsident Carnot vom Zaren den höchsten russischen Orden, den Andreassorden, erhielt, waren die Franzosen ganz aus dem Häuschen. Dagegen konnten sie sich nicht trösten, als der russische General Selverstoff in Paris durch einen Nihilisten ermordet wurde und gar ein Glied des russischen Herrscherhauses, der Herzog von Leuchtenberg, im Januar zu Paris starb. So etwas ist doch wahrhaftig noch nie dagewesen, daß ein freies Volk, dazu

noch eine Republik, sich vor dem absolutesten Tyrannen in den Staub wirft. Alle Augenblicke ist wieder etwas Neues los. Heute kommt der Kosak Atchinoff nach Paris und wird empfangen wie ein Gott, morgen trifft in Paris ein russischer Lieutenant Winter ein, der den Weg von Rußland nach Frankreich zu Fuß gemacht hat, was übrigens der Hinkende auch könnte. Der Lieutenant wird vor Liebe fast aufgefressen. Endlich, im März, hat die Narrheit sogar auf Stelzen gehen müssen. Ein Franzose begann wahrhaftig auf zwei Stelzen die Reise von Paris nach Moskau! Das geht allerdings noch über den Lahrer Hinkenden, der ja gottlob nur eine Stelze hat. Nächstens wird vielleicht ein Franzose nach Moskau auf den Händen marschieren oder gar — mit Verlaub — auf dem Hintern rutschen. Alles aus Haß gegen die Deutschen. Dieser Haß hätte im Februar beinahe schlimme Folgen haben können. Nämlich die Kaiserin Friedrich unternahm mit der Prinzessin Margarete einen Besuch in Paris, um die französischen Künstler zur Ausstellung in Berlin anzufeuern. Die hohe Frau wußte zwar jedenfalls auch, daß es gefährlich sei, in die Höhle des Löwen zu gehen, allein sie dachte, einen Ruhm



Crispi.

hätten sich die Franzosen doch aus ihrer Glanzzeit bewahrt, nämlich die Höflichkeit gegen Damen. Aber fehlgeschossen. Anfangs waren die Gallier ganz anständig, die Künstler sagten auch zu, aber da kam der größte Mann Frankreichs, der Held Deroulede, riß sein Maul ellenweit auf und protestierte im Namen von Elsaß-Lothringen gegen die Anwesenheit der Preussens. Anstatt daß nun die Regierung diesen Narren ins Häski gesetzt und ihm einen Kübel kaltes Wasser über den Kopf gegossen hätte, wurde sie ängstlich, die Künstler zogen ihr Versprechen wieder zurück, und selbst die wohlmeinenden Blätter rieten der Kaiserin, schleunigst abzureisen. Glücklicherweise erfolgte eine wirkliche Beleidigung nicht, sonst hätten wir vielleicht den Krieg gehabt. So läßt sich Frankreich durch ein Großmaul einschüchtern. Das war die Antwort darauf, daß Kaiser Wilhelm der Akademie der Künste sein Beileid beim Tode eines Künstlers ausgedrückt hatte. Na, wartet, versteht ihr nicht Freundlichkeit, so versteht ihr was anderes, dachte der Reichskanzler und strafte die Elsaßler, indem er sofort die Paktmaßregeln verschärfte. 's ist zwar für die Elsaßler empfindlich, aber wie es so



Rudini.

geht, den Sack schlag' ich und den Esel meine ich, wie denn auch der Esel wohl merkte, daß er gemeint war. Die Elsaßler erschrakten aber weidlich und meinten, das sei sonderbar, und was gingen sie denn die Pariser Narrheiten an? Und der Landesausschuß sandte sofort eine Deputation an den Kaiser, sie wollten ja gern die Thatfachen von 1870/71 anerkennen und nicht auf die Franzosen hören. Die Antwort des Kaisers war derart, daß sie sich sagen konnten: Wenn wir nicht vernünftig

werden und uns von den Franzosen losmachen, so werden wir gehauen. Die Franzosen aber machten dumme Gesichter, und keiner wollte es jetzt gethan haben; sie wären herzlich froh gewesen, die Preussens wären wieder gekommen. Denn daß die Elsäßer allgemach von den Franzosen nichts mehr wissen wollen, wenn ihnen deren Liebenswürdigkeit Hiebe einbringt, das ist doch klar.

Am 17. März verstarb in Rom Prinz Jerome Napoleon, genannt Plon-Plon, das Haupt der Bonapartisten, der Schwager des Königs von Italien. Er war zwar kein Dummkopf, auch gutmütig, hat aber lieberlich gelebt und ist als ein Gottesleugner gestorben, entzweit mit seinem ältesten Sohne. Der Mann war Frankreich nicht gefährlich.

Aber was macht denn der andere Held, Freund Boulanger? Von dem wollen die Franzosen fast nichts mehr wissen, denn er hat sie elend blamiert. Es stellte sich nämlich heraus, daß dieser Abgott Frankreichs ein jämmerlicher Schuft ist. Er hat mit allen den Herren zugleich in Verbindung gestanden, welche gerne wieder auf dem französischen Thron säßen, und hat von ihnen allen Geld genommen, d. h. wenn sie welches hatten und hergaben. Besonders ist eine Dame hereingefallen, die

allerdings auch nicht zu den Geschicktesten gehören mag, die Herzogin von Uzès, welche er um nicht weniger als 3 Millionen Franken geprellt hat. Diese Herzogin ist die Entelin einer weltberühmten Champagnerfabrik, daher der Hinkende froh ist, daß ihm seine Mittel keinen Champagner erlauben, sonst hätte er am Ende auch zu den drei Millionen beigefeuert. Das aller schönste ist noch, daß Boulanger, als die Geschichte herauskam, dem Publikum vorlog, er sei in intimern Verhältnissen mit obiger Dame gestanden. Das war denn doch selbst den Franzosen zu stark, und der „Figaro“ las dem Windbeutel ganz gehörig die Leviten. Nur ein Lächeln hatte man jedoch, als man erfuhr, der

Herzog von Orleans, der im vorigen Jahr absolut Rekrut sein wollte, habe sich wieder einmal 14 Tage, als Diener verkleidet, bei einer hübschen Sängerin in Paris herumgetrieben. — In Tonkin wird den Franzosen immer wieder tüchtig zur Ader gelassen, denn die Tonkinesen wollen gar nicht einsehen, was sie für Vorteile haben sollten, wenn sie französisch würden. Leider fließt in diesen Kämpfen auch deutsches Blut. Wieso denn? Nun, es sei gerade herausgelagt: Mancher nichtsnutzige Schlingel — der Hinkende kennt mehr als einen, aus dem Elßaß besonders, aber auch aus dem übrigen Deutschland — brennt durch, wenn er zum deutschen Militär soll, und läßt sich für die französische Fremdenlegion in Alger anwerben. Man sollte es nicht glauben, aber der Hinkende könnte erquickende Beispiele anführen. Zwei Jahre im Vaterlande zu dienen, ist ihnen zuviel, und so dienen sie lieber fünf Jahre in Alger, wo sie schlimmer als das Vieh behandelt werden. Wenn sie dort an Leib und Seele ruiniert sind, dann melden sie sich häufig noch zu den tonkinesischen Truppen; denn dort hoffen sie bald zu sterben und des Elends loszuwerden. O Jammer, o Elend! Man greift sich an den Kopf, ob das möglich sei; leider aber geschieht's, und gar nicht selten. — Am 1. Mai, dem Weltfeier-

tage der Arbeiter, floß in Frankreich viel Blut. Das schwer gereizte Militär schoß in Joumies auf die spetakelnden Massen. In der Kammer erfolgten heftige Angriffe auf das Ministerium, besonders auf den energischen Minister Coustans, der auch Boulanger den Garants gemacht, aber daselbe blieb fest und erhielt ein Vertrauensvotum.

Da der Hinkende sich bereits geärgert hat, obgleich er am frühen Morgen dieses schreibt, so will er sich gleich weiter ärgern und unserm Feind im Osten den Kopf waschen, denn er hat's nötig, wiewohl er nicht auf den Hinkenden zu hören scheint.

Rußland

ist für uns ein Feind, so gefährlich wie Frankreich. Seit langen Jahren schon rüstet dieser Staat langsam aber sicher und unaufhörlich. Die Truppen werden aus dem weiten Bauch des gewaltigen Reiches nach und nach an die Westgrenze geschafft, Eisenbahnen werden nach dem Innern gebaut, um den Weg nach dem Westen leichter zu machen, Waffen, Pferde, Pulver und Blei werden aufgespeichert. Gegen wen? Gegen uns! Der Leser bekommt einen Schrecken. Was haben denn wir dem Russen gethan? Was will er denn von uns?

Lieber Leser: Was hat der ehrliche Mann dem Bucherer oder Räuber gethan? Nichts, aber der Schuft will sein Geld. Die Russen haben die halbe Welt, sie möchten gerne die ganze haben. Und daß es noch einen Staat giebt, nämlich das Deutsche Reich, welches den Russen widersteht, das wurmt die Moskowiter und sie brüten und brüten Rache Tag und Nacht. Es ist zu fürchten, daß mit Rußland uns ein erster Kampf bevorsteht. Gott verhüte es dennoch in Gnaden. In dem Koloß rumort's ja auch, als ob er eines Tags zerplatzen wolle. Die Nihilisten haben das Schwert immer noch über dem Haupt des Zaren hängen lassen. Der Zar sucht sich zu wehren wie er kann, seine geheimen Spürhunde



Prinz Jérôme Napoleon †.

dringen in den Frieden der Familien ein und spüren nach nihilistischen Männern und Frauen. Keiner weiß, ob nicht sein bester Freund ein Nihilist oder Spion ist. Nicht bloß die Nihilisten rühren sich, sondern auch die Edelsten der Nation, welche die unerträgliche schmachvolle Tyrannei nicht mehr ansehen können und auf gesetzlichem Wege dem Volke Freiheit verschaffen möchten. Aber schon das bringt sie auf den Schlitten. Wehe dem, gegen welchen ein Verdacht aufkommt! Ohne Urteil und Verhör wird er auf einen Schlitten geladen und fort geht's, über den Schnee hin nach Sibirien, wo alles Leben erstarret. Dort giebt es einsame Verbrechertkolonien, in welchen zum Teil edle Männer und Frauen, Mütter und Töchter, Brüder und Schwestern in den entsetzlichen mörderischen Quecksilberbergwerken schwere Zwangsarbeit verrichten, der Willkür der Kosaken preisgegeben, des Nachts in elende Blockhäuser zusammengepfropft, ohne Hoffnung auf Heimkehr. O Erde, wenn du wüßtest, welche Greuel und welchen Jammer du trägst, du würdest dich trotzig schütteln und die Menschheit vernichten. — Ein mutiger Engländer ist in jene Höhlen des Jammers vorge- drungen und hat der Welt ihre schauerlichen Geheimnisse enthüllt. O Ende des glorreichen neunzehnten

Jahrhunderts! In den deutschen Ostseeprovinzen geht die Befehrsarbeit der Russen ruhig weiter. Die evangelischen deutschen Bewohner, welche dem russischen Staat die treuesten Beamten, die tapfersten Offiziere, die größten Gelehrten lieferten, werden in unglaublich roher Weise behandelt. Am 1. April 1890 wurden in Niga und Reval alle kirchlichen evangelischen Behörden aufgehoben. Nun ist aber dort evangelisch und deutsch einerlei; ist die evangelische Kirche, die evangelische Schule vernichtet, so folgt das Deutschtum nach. Sang- und klanglos, ohne Hilfe, ohne Ermunterung, ohne Klage sinkt das deutsche Wesen in das Grab. Der alte Dom zu Niga, der Zeuge einer jahrhundertelangen deutschen Kulturarbeit, wird vielleicht bald die russischen Popen aufnehmen. Ist denn niemand da, welcher hilft? Wenn derart mit den katholischen Russen umgegangen würde, so würde sich die ganze katholische Welt von China bis nach San Francisco wie ein Mann erheben. Die Protestanten leiden und schweigen. Viele der unglücklichen Kurländer verlassen weinend ihre Heimat, wie einst die Salzburger. Viele evangelische Prediger schmachten bereits im Gefängnis, gemein wie Verbrecher behandelt, weil sie sich als Hirten ihrer Herde annahmen. O Toleranz des neunzehnten Jahrhunderts! Auch sonst geht's russisch her in Russland. Es passieren allerlei nette Stücke. In Warschau wurden drei Einjährige nach oberflächlichem Gericht auf Befehl des Generals erschossen, weil sie verdächtig waren, einen Feldwebel ermordet zu haben. Nachher stellte sich die Unschuld der Ermordeten klar heraus, aber die Behörden wurden angewiesen, die Geschichte zu unterdrücken, und die armen Eltern durften nicht einmal Seelenmessen lesen lassen für die unschuldig Hingerichteten. Bei Odessa wurde eine großartige Papiergeldfälscherei entdeckt, welche für 2 Millionen Scheine in den Verkehr gebracht hatte. Bei St. Petersburg entstanden große Bodenbrände im Torfmoos. Die Bauern sahen stumpfsinnig zu, wie ihr Grund und Boden verbrannte, zuckten die Achseln und sagten: „Es ist Gottes Strafe. Was ist da zu machen?“ Und die wollen uns bezwingen? Die wollen mit Hilfe der Franzosen über uns herfallen, uns vernichten? Die wollen die Welt erobern? Nein, das soll nicht geschehen, oder es müßte keine göttliche Weltregierung geben. Aber ernste Zeiten stehen uns bevor, wenn nicht der russische Kolos noch vor der Zeit in sich selbst zusammenstürzt. Aber einstweilen ist es unsere Pflicht, durch äußerste Anstrengung aller unserer Kräfte uns bereit zu machen, der Gefahr zu begegnen. Ob wir wollen oder nicht, ob es uns wohlthut oder wehe, wir müssen unsere Heere furchtbar ausrüsten, und der ist ein Verräter, der gegenwärtig dafür nichts opfern will. Es wird diese Gewitterschwüle auch einmal wieder weichen, wir werden wieder freier atmen und in Werken des Friedens unsere Kräfte anspannen. Jetzt ist noch nicht die Zeit dazu gekommen.

Der Hinkende ist ernst geworden, aber er kann nicht anders, er muß die Wahrheit sagen, ob sie süß ist oder bitter. In diesen gefährlichen Zeiten haben wir leider keinen zuverlässigen Freund an

England.

Allerdings haben die Engländer schnunzelnd Zanzibar und ein großes Hinterland dazu eingeladen. Daß sie mit dem Handel zufrieden waren, ist daran zu erkennen, daß im Parlament die Opposition schwieg, was sonst gar nie vorkommt. Auch die Blätter waren darin einig, nur einige mußten sich so stellen, als ob

sie nicht ganz mit der Geschichte zufrieden wären; sonst wäre die liebe Eintracht für uns Deutsche denn doch gar zu lehrreich gewesen. Aber Verlaß ist deshalb auf die englische Freundschaft nicht. Sobald ein anderes Ministerium aus Aude kommt, kümmert es sich um die Verträge des Vorgängers den Kuckuk. Zudem meint der Hinkende, die Engländer hätten uns eher nötig als wir sie. Denn im Innern Englands sieht es gar zu scheu aus. Im Juli streikten zu London die Briefträger, also bekam der Kaufmann keine Nachrichten aus Indien und die Köchin keinen Brief mehr vom Tambour. Um nun über die englischen Stephensknaben Herr zu werden, hätte man Schutzleute gebraucht. Aber die Schutzleute, die Männer der Ordnung, sängen auch zu streifen an und die Langfinger hatten gute Tage. Um streikende Schutzleute wieder zur Naïson zu bringen, muß man Militär rufen. Aber siehe da, die Mannschaften eines Garberegiments streikten auch, d. h. sie verweigerten den Gehorsam und empfangen den Obersten mit Schreien und Peifen. Sie wurden nach der Kapstadt auf zwei Jahre verlegt. Ein Garberegiment! Wenn man nur so ein meuterisches Regiment im Zaum halten will, so ist nötig, daß man andere hat, auf die man sich verlassen kann. Aber auch an andern Orten gärt's, in Chatam zerrörten die Soldaten ihr Geschir und Sattelzeug und weigerten den Gehorsam. Das kommt daher, daß in England kein Bürgerheer, sondern noch ein atmofisches Söldnerheer existiert. Die jungen Engländer halten es freilich für angenehmer, in Baden-Baden oder sonstwo den hochnasigen halbverrückten Lord zu spielen als daheim, wie wir, den Schießprügel zu schwingen. Sie werden die Folgen schon spüren! Von den andern Streiks will der Hinkende nur noch den der Tausende von Eisenbahnarbeitern in Schottland im Monat August erwähnen. In den meisten Fällen waren die Streikenden siegreich, was ja nur zu weiterem ermuntern wird. Der meuterten Soldaten haben sich sogar die Würger im Parlament angenommen, so daß der Kriegsminister Not hatte, sich vor derartigen Klugheiten der Volksvertreter zu retten. — Am Ende streikten gar noch die Kalendermacher. Dann wissen die Sonne und der Mond nicht mehr, wann sie auf- und untergehen sollen, und die ganze Welt gerät durcheinander, oder die Engländer müssen sich alle den Fahrer Hinkenden kaufen. Zu diesen Beunruhigungen kommt nun noch die stets offene Wunde Englands, die Verhältnisse in Irland. Indessen haben diesmal die Irländer einander selbst geprügelt. Nämlich ihr Führer, Parnell, hat sich in einem Ehescheidungsprozeß als ein langjähriger Ehebrecher entpuppt. Darob große Entrüstung bei den scheinheiligen Engländern. Der alte Gladstone, der eine Zeitlang mit den Irländern gemeinsame Sache gemacht hatte, sagte sich feierlich von Parnell los, froh, so billig von dem gefährlichen Bruder wegzukommen. Aber auch die Iren selbst schüttelten den Kopf und wollten den Ehebrecher absetzen. Allein das ging nicht so einfach. Parnell kämpfte durch die Macht seiner gewaltigen Persönlichkeit die Feinde nieder und behielt das Feld. Nur gab es einige heftige Prügeleien, wobei Parnell eine Ladung Kalk in die Augen geworden wurde; er bekam davon ein heftiges Augenleiden, arbeitete aber immer weiter. Etliche Zeit darnach rächten sich die Parnelliten dadurch, daß sie einem Gegner ein Auge ausschlugen. Das sind so irische schlagende Gründe, zeugt aber von einer bedenklichen Verrohung des öffentlichen Lebens, wie sie ja allerdings kein Wunder ist, die Engländer haben sich an Irland

schwer verüßndigt. — In England hat der strenge Winter natürlich gleichfalls vieles Elend hervorgerufen. In London allein waren zeitweise amtlich 90 000 Arbeitslose angemeldet. Auf der einen Seite ein schwindelerregender Reichtum, auf der andern schreiende, wildempörte Armut. Das ist in England das Zeichen der Zeit. Behüt' uns Gott, daß wir diesen Freund nicht brauchen, sonst könnten wir elend zu Schanden werden

Belgien

hat wieder seine unentbehrlichen Arbeitermühen gehabt, und, was noch schlimmer ist, auch Unruhen beim Militär, welches freilich, wie das englische, ein Söldnerheer ist, aber auch bei den Miliztruppen. Belgiens Fürstenhaus wurde von einem schweren Unglück heimgeführt: der



Adolf, Großherzog von Luxemburg.

Thronfolger, Prinz Baldwin von Flandern, ein Neffe des Königs, starb im Januar ganz schnell an einer Lungenentzündung. Der Prinz Albert, auf welchen die Thronfolge nun übergeht, ist erst 15 Jahre alt.

Dazu paßt schlecht der internationale Bergarbeitertag in Paris im April, wo vom Achtstundentag und allgemeinen Weltstreik, besonders zum Besten der belgischen Arbeiter, die Rede war. Beim Kongreß war es dem deutschen Abgeordneten Schröder vorbehalten, zu erklären, für den Sozialisten gäbe es kein Vaterland. Bei Lüttich wurde ein Wagen mit 8000 Dynamitpatronen, begleitet von einigen Sozialisten, weggenommen. Wäre diese Ladung entzündet worden, so hätte sie ganz Brüssel in die Luft sprengen können. Belgien, der ultramontane und parlamentarische Musterstaat, raucht sich allmählich gut an! In den nahen

Niederlanden

ist König Wilhelm III. am 23. November seinem schweren Leiden erlegen. Die Regierung geht auf seine kleine Tochter Wilhelmine über, in deren Namen die Königin Emma als Regentin gebietet. Von König Wilhelm erzählt man manches Gute. Es kam ihm nicht darauf an, persönlich einmal bei Überschwemmungen im schwankenden Rahne retten zu helfen oder einen großen Teil seines Vermögens auf einmal für die Beschädigten hinzugeben. Unser Freund war er gerade nicht, aber dennoch ein ehrenfester, treuer Mann aus deutschem Fürstenblut. Damit ist auch in

Luxemburg

endlich Großherzog Adolf endgültig eingezogen, am 8. Dezember, nachdem er schon seit Anfang November

die Regentschaft geführt hatte, wenn auch diesmal von auswärts, nachdem er im Jahre 1889 wieder aus Luxemburg abziehen mußte. So wäre denn Europa wieder um eine neue Großmacht vermehrt! Dem Großherzog gönnt der Sinkende nach den schweren Wechselfällen seines Lebens einen heitern Lebensabend.

In dem Lande, dessen König ein Kind ist wie in Holland, nämlich in

Spanien,

geht es ganz ruhig zu, d. h. verhältnismäßig, die Regierung hat bei den Senatswahlen im März eine Mehrheit von 190 Stimmen erhalten; ein Zeichen, daß dem spanischen Volke die Ruhe endlich auch wohlthut. Nur die Schwarzen, die aber in dem



Wilhelm, König der Niederlande, †.

schwarzen Spanien kohlhebrabenschwarz sein müssen, machten etwas Spektakel auf einer Katholikenversammlung in Saragossa. Katholikenversammlung! Als ob sich in Spanien überhaupt auch andere Leute versammeln könnten als Katholiken. Jede Kontrollversammlung ist dort eine Katholikenversammlung. Aber es muß eben ein wenig über die Regierung geschimpft werden, und wenn sie so schwarz ist wie die spanische. Etwas lebhafter ging's zu in

Portugal,

da gab's ein Revolutionchen in Oporto, der zweiten Stadt des Reiches; ein Advokat und ehrgeizige Offiziere zettelten einen Aufstand an, der jedoch bald niedergeschlagen war. Etwa 30 Personen sind dabei gefallen. Zwar ist's noch nicht ganz ruhig, und noch vielerlei möglich, bevor der Leser den Kalender in die Hand bekommt. — Auch die

Schweiz,

das friedlichste Land der Welt, hatte diesmal ihr Revolutionchen. Im Tessin empörte sich die unterdrückte liberale Minderheit und jagte die ultramontanen Behörden davon. Die Verschwörung war höchst fein eingefädelt, wie das die Italiener überhaupt gut verstehen. Der Oberst und Bundeskommissär Münzli stellte leicht die Ruhe wieder her, und die Tessiner erhielten eine neue und bessere Verfassung. Es war ein Sturm im Wasserglas, hat aber doch dem Regierungsrat Rossi das Leben gekostet.

Die Schweizer wählten zum sechsten Male denselben Mann zum Bundespräsidenten, Emil Welti, den bedeutendsten Kopf des Schweizervolkes, der sich besonders auf dem Gebiet der Post und des Eisenbahnwesens große Verdienste erwarb. Dem großen Landsmann



Emil Welti, Schweiz. Bundespräsident.

und Jugendfreund Pestalozzi wurde an der Stelle seiner Hauptwirkksamkeit, in Yverdon, Kanton Waadt, ein schönes Denkmal gesetzt. Das geht auch alle Völker an, denn Pestalozzi gehört der Menschheit. Ebenso der Dichter Gottfried Keller in Zürich, welcher am 13. Juli gestorben ist, ein kräftiger, kerniger, volkstümlicher Poet.

In dem Hegenkessel an der Donau,

wo es immer siedet und brodelte, war's gottlob wieder ordentlich ruhig. Die Türkei steht immer noch, weil sie nicht weiß, wohin sie fallen soll. In Armenien haben zwar die Türken ein großes Blutvergießen zustande gebracht, weil ein Armenier zum Schutze einer Kirche einen türkischen Offizier erlösch, welcher die Kirche entweihte. Darauf wurden 3 Regimenter nach Erzerum entsandt, welche in türkischer Tapferkeit 100 Armenier töteten, 400 verwundeten, und zwar alt und jung, Männer und Weiber. In

Serbien streitet sich Vater Milan mit seiner Gemahlin um den Einfluß auf den Sohn, den jungen König. Als der König a. D. zur allgemeinen Freude wieder das Land verließ, dankte ihm die Kammer für diese Wohlthat und bat die Königin, dem Lande eine ähnliche zu erweisen. Das ist deutlich, wenn auch nicht höflich. In Bulgarien regiert Fürst Ferdinand und Maria ganz leidlich. Dagegen wurde im April auf die Minister Stambouloff und Velttschew ein Attentat verübt, welchem der letztere zum Opfer fiel. Man sucht die Mörder natürlich nirgends anders als in Rußland, sagt aber nichts. Der Hinkende hat Respekt vor diesem Volke, und auch vor diesem Fürsten.

Die Bulgaren werden vielleicht auch einmal mit ihren Feinden abrechnen dürfen.

Und nun noch rasch eine Reise um die Welt.

Amerika

hatte wieder seine Wirbelstürme, Erdbeben und Über-

schwemmungen. Das ist dort unvermeidlich. Als ob nun die Amerikaner einen Zorn auf das ungestörtere Europa hätten, thun sie uns von Zeit zu Zeit etwas Herzeleid an. Die sogenannte Mac-Kinley-Bill führte ungeheure Zölle für die aus Europa kommenden Waren ein. Unsere Handelswelt ist dadurch schwer geschädigt, aber sie kann nichts machen. Solange Europa unter sich uneinig ist, muß es sich die amerikanischen Underschantheit gefallen lassen. Nur die Indianer in Nordamerika lassen sich nicht alles bieten; sie empörten sich einmal wieder. Den Häuptlingen der Siour „Sitting Bull“ und „Stachelschwein“ war Ende Dezember der Messias erschienen und hatte den Untergang der Weißen und den Sieg der Rothhäute verkündigt. Darauf gerieten die armen Tröpfe in wahnwitzige Aufregung, in der sie den ganzen Tag den wilden Kriegstanz aufführten, aufgestachelt von dem verdammtesten Sitting Bull. Das weitere kann man sich denken: sie überfielen



Sitting Bull.

etliche Ansiedlungen, raubten und mordeten, und die Amerikaner schickten Truppen gegen sie. Diese „civilisierten“ Soldaten hausten denn unmeniglich gegen die Indianer und erstickten den ohnmächtigen Aufstand in vielem Blut. Bald wird „der letzte Siour“ von der



Kriegstanz der Indianer.

Erde verschwinden. Die amerikanische Regierung verführt ihnen das Ende durch alle möglichen Quälereien und Betrügereien. Ght amerikanisch! — In Südamerika gab's im August eine Militär-Revolution in Buenos Ayres, der Hauptstadt des finanziell ruinirten Argentinien; es ging gegen die Regierenden, welche die Gelder des Staates in schamloser Weise plünderten. Der Präsident

Celman, der Hauptkujon, mußte abdanken, 1000 Menschen wurden beim Aufstand getötet, über 5000 verwundet. Zu gleicher Zeit fast führten die Republiken San Salvador und Guatemala „Krieg“ miteinander, wenn man es so nennen will, wobei der salvadorische General Rivas gegen den eigenen Staat meuterte. Er wurde kriegsrecht-

lich erschossen, der Minister des Außern wegen Landesverrats verhaftet. Saubere Zustände. Diese „Regenten“ scheinen samt und sonders keinen Hausrick wert zu sein. In Chile (Südamerika) geschah desgleichen im Februar. Die Flotte empörte sich und beschoß unbarmherzig mehrere Städte, während die Truppen treu blieben. Eine Entscheidung ist bisher nicht erfolgt, doch hat der hin- und herwogende Kampf bereits fürchterliche Opfer an Blut und Nationalvermögen erfordert. Wenn man diese Geschichten hört, so wird einem dabem wieder etwas wohl. Das sind saubere Republiken!

Nun noch ein Wort über die Kolonien in

Afrika.

Von dem Staatsvertrag zwischen Deutschland und England weiß der Leser bereits aus dem vorigen Kalender, wenn er's nicht in der Zeitung gelesen hat. Unter dessen ist der tühne Dr. Peters, der verloren geglaubte, wieder ans Tageslicht gekommen und hat recht nette Geschichten von den Engländern und dem Herrn Stanley mitgebracht. Daraus geht hervor, daß Stanley dea tapfern Emin Pascha, nachdem er ihn zu allerlei einander ganz widersprechenden Anträgen zu verlocken suchte, mit Gewalt aus Oberägypten wegzuführen drohte. Emin, welcher sich in seinem Gebiet gar nicht übel befand und keine große Lust zeigte, seine Leute zu verlassen, hätte den seltsamen Netter leicht abschütteln können, wollte aber nicht vor den Augen der Schwarzen mit den Weißen fechten. So ist er denn mit Stanley abgezogen, aber wider Willen und im Groll. Unterwegs behandelte der Amerikaner den Deutschen, als ob er tief unter ihm stünde. Er selbst ließ sich auf europäische Weise bei allem, auch beim Essen, bedienen. Emin mußte mit Negerkost zufrieden sein. So wird wenigstens erzählt, und der Hintende glaubt's nur zu gern, denn er hat dem Stanley zuletzt nie mehr recht getraut. Aber Respekt vor dem Pascha, der nicht, wie der amerikanische Großprabler, nach Europa ging um sich anstaunen zu lassen, sondern sofort nach seiner Genehmigung von dem unglücklichen schweren Fall sich an der Spitze einer deutschen Expedition wieder nach dem Innern von Afrika aufmachte. Er ist schon wieder mitten drin und hist da und dort die deutsche Faune. Freilich, ein Mann wie der deutsche Emin Pascha, der soviel erlebt hat, der jahrelang in Gefahr des Lebens stand, fragt nichts mehr nach der Menschen Lob oder Tadel. Aber wenn er einmal nach Deutschland kommt, dann wird der Hintende sich aufmachen und wird ihn sehen, wenn er auch hundert Meilen laufen muß. Emin Pascha, Major v. Wismann und Dr. Peters werden voraussichtlich als deutsche Reichskommissäre die deutschen Gebiete verwalten. Einmal hat's Handel gegeben zwischen Wismann und Emin, so daß der etwas schneidige Major den Pascha mir nichts dir nichts aus Afrika heimrufen wollte. Doch es scheint wieder beigelegt. — Die Freundschaft der Engländer scheint nicht groß zu sein, denn sie werfen überall den Deutschen Hindernisse in den Weg. Veinabe hätten sie den König von Uganda gegen Dr. Peters aufgewiegelt, allein die schwarze Majestät hielt tren zu dem Deutschen und seiner kleinen Schar und stellte ihm sogar die eigenen Truppen gegen die Engländer zur Verfügung. Am 15. September wurde der Deutsche Künzel mit mehreren andern Genossen in Witu ermordet. Künzel war ein etwas rücksichtsloser Herr. Der letzte Grund dieser Bluttat aber ist in dem Uger des Sultans über das deutsch-englische Abkommen zu suchen, da die Wituleute sich von Deutschland im Stich gelassen glauben, während sie am lieb-

sten deutsch geworden wären. Da hat man's. Zur Strafe wurde Witu zerstört.

In Kamerun schaltet nun Freiherr von Soden als Gouverneur. Im September hielt der Stellvertreter in Kamerun Schulprüfung ab bei den beiden Lehrern Christaller und Klad. Die schwarzen Buben entwickelten staunenswerte Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen und besonders in der Geographie. Die wissen am Ende gar, wo Labr liegt und daß dort der Hintende wohnt? Er will ihnen aber zur Belohnung auch einen Kalender schicken. Leider hat der tapfere deutsche Schulmeister Klad im Frühjahr sein Leben lassen müssen. Ehre seinem Andenken! Die Ausgaben für die Kolonien sind jetzt auf 2 Millionen gesunken und werden voraussichtlich noch weiter fallen. Zur Hebung des Verkehrs soll eine Eisenbahn zwischen Bagamoyo und Dar es-Salaam gebaut werden. Wie das rasch geht! Am allerschnellsten aber geht's in

Japan.

Da wird weiter civilisiert, als ob in diesem Jahrhundert noch alles fertig werden müßte. Die Japaner haben mit großem Gepränge das erste Parlament eröffnet, ganz nach europäischem Muster. Leider ist aber schon am Tage darauf das Parlamentsgebäude abgebrannt. Es ist vielleicht nur von Holz erbaut gewesen. Die evangelische Mission arbeitet mit großem Erfolge, besonders unter den Gebildeten. Unter den Parlamentsmitgliedern sind bereits mehrere Christen, sogar der Präsident ist getauft. So eröffnet sich denn in diesem Lande eine friedliche Mission des deutschen Geistes, welche uns vielleicht dies ferne Land noch nahe bringen wird.

Zu Anfang Mai wurden unerwartet die Blicke von ganz Europa noch einmal nach dem ostasiatischen Inselreiche gerichtet. Der Telegraph brachte die Kunde, daß der Thronfolger Nikolaus von Rußland, der auf einer von ihm unternommenen Weltreise nach Japan gelangt war, in der Nähe der Stadt Kioto von einem einheimischen Polizisten angegriffen und am Kopfe verwundet worden sei. Sein dicker Tropfenhelm und das Dazwischentreten des Prinzen Georg von Griechenland, der die Reise mitmachte, retteten den Thronfolger; die Wunde ward nicht schwer. Man sagt, der Polizist habe der durch die Umwälzungen in Japan schwer betroffenen Klasse der Daimios, des ehemaligen Lehnadels, angehört und seinem Fremdenhaffe Lust machen wollen; andere vermuten ein nihilistisches Attentat; doch gingen auch Nachrichten durch die Zeitungen, leichtfertige Begleiter des Prinzen hätten die Japaner durch unziemliches Benehmen an einem heiligen Orte gereizt. Natürlich wurde vom Kaiser von Japan alle mögliche Genugthuung gewährt. Schon vorher war auf der Weltreise ein Unglück passiert, indem der Prinz Georg, Bruder des Thronfolgers, durch einen Sturz aus dem Mastkorb, wie es hieß, sich schwer verletzte, so daß er brustleidend Algier und andere, durch ihr mildes Klima ausgezeichnete Orte aufsuchen mußte. Hoffen wir, daß der Zar in den vielen Heimfuchungen, die an seine Familie herantreten, den Finger Gottes erkennen möge.

Damit genug! Der Hintende sagt dem freundlichen Leser auf ein Jahr Lebwohl, mit dem Wunsche, daß Gott der Welt Frieden geben und erhalten möge, innern und äußern. Denn wir sind nicht auf der Welt um zu zerstören, sondern um zu bauen, um sie uns dienstbar zu machen im friedlichen Wettkampf der menschlichen Kräfte. Ach, wenn nur mehr Frieden auf Erden wäre!

Genealogie.

Deutschland. Kaiser Wilhelm II., König von Preußen, geb. 27. Jan. 1859, reg. f. 15. Juni 1888, verm. 27. Febr. 1881 mit Kaiserin Auguste Viktoria, geb. 22. Okt. 1858, des k. Herzogs von Schleswig-Holstein Tochter. Kinder: 1. Kronprinz Wilhelm, geb. 6. Mai 1882; 2. Pr. Citel-Friedrich, geb. 7. Juli 1883; 3. Pr. Adalbert, geb. 14. Juli 1884; 4. Pr. August Wilhelm, geb. 29. Jan. 1887; 5. Pr. Oskar, geb. 27. Juli 1888; 6. Pr. Joachim, geb. 17. Dez. 1890. Geschwister des Kaisers: 1) Charlotte, Kronprinzessin v. S. Meiningen, 2) Pr. Heinrich, geb. 14. Aug. 1862, verm. 24. Mai 1888 mit Fr. Irene von Hessen, geb. 11. Juli 1866. Sohn: Pr. Waldemar, geb. 20. März 1889, 3) Pr. Viktoria, Gemahlin des Prinzen Adolf zu Schaumburg-Lippe, geb. 12. April 1866, 4) Sophie, Kronprinzessin von Griechenland, 5) Pr. Margarete, geb. 22. April 1872, Mutter des Kaisers (Kaiserin und Königin Friedrichs) Viktoria, geb. 21. Nov. 1840, Ehe. d. am 15. Juni 1888 verm. Kaiser Friedrich, v. Baterschwester d. Kaisers; Luitpold, Großh. von Baden. Kinder des am 21. Jan. 1883 + Pr. Karl (Ewiges d. Kaisers): a) ver. am 15. Juni 1885 + Pr. Friedrich Karl, Kinder: 1) Elisabeth, Großherzogin v. Oldenburg, 2) Pr. Luise Margarete, geb. 25. Juni 1890, verm. 13. März 1879 m. Pr. Arthur v. Großbritannien u. Irland, 3) Pr. Fr. Leopold, geb. 14. Nov. 1865, verm. 24. Juni 1889 mit Pr. Luise Sophie, Schwester v. Kaiserin, b) Pr. Luise, geb. 1. März 1829, c) Pr. Anna, geb. 17. Mai 1830, verm. 26. Mai 1853 mit Friedrich, Marg. v. Hessen, Witwe seit 14. Okt. 1884, Kinder des am 14. Okt. 1872 + Pr. Albrecht (Großherzog des Kaisers): 1) Pr. Albrecht, geb. 8. Mai 1837, am 21. Okt. 1885 z. Reg. des Herzogt. Braunschweig erw., verm. 19. April 1873 mit Pr. Marie von Sachsen-Altenburg, geb. 2. Aug. 1854, 2) Pr. Alexandrine, geb. 1. Febr. 1842, verm. 9. Dez. 1865 mit Herzog Wilh. v. Mecklenb.-Schw. Witwe seit 28. Juli 1879.

Baden. Großherzog Friedrich Wilh. Ludw., geb. 9. Sept. 1826, folgte in der Reg. seinem Vater, dem Großh. Leop. 24. April 1852, vermählt 20. Sept. 1856 mit Großh. Luise Marie Elisabeth, geb. 3. Dez. 1838, L. des k. Kaisers Wilhelm I. Kinder: a) Großherzog Friedrich Wilh., geb. 9. Juli 1857, verm. 20. Sept. 1885 mit Großh. Julia, geb. 5. Nov. 1864, des Großherzogs Adolf von Preußen L. b) Viktoria, Kronprinzessin v. Schweden, Geschwister: a) Alexandrine, Herzogin v. S. Koburg-Gotha, b) Pr. Wilhelm, geb. 18. Dez. 1829, verm. 11. Febr. 1863 mit Pr. Maria von Mecklenburg, geb. 16. 4. Okt. 1841, Kinder: 1) Pr. Marie, geb. 26. Juli 1865, vermählt 2. Juli 1889 mit Erbp. Fritz v. Anhalt, 2) Pr. Moritza, geb. 10. Juli 1867, c) Pr. Karl, geb. 9. März 1842, verm. 17. Mai 1871 mit Kofalie, Gräfin v. Adena, geb. 10. Juni 1845, d) Pr. Marie, geb. 20. Nov. 1844, verm. 11. Sept. 1858 mit Fürst Ernst zu Sickingen.

Anhalt. Herzog Friedrich, geb. 20. April 1831, reg. seit 22. Mai 1871, verm. 22. April 1854 mit Herzogin Antoinette, Pr. v. S. Altdorf, geb. 17. April 1838, Erbp. Friedrich, geb. 10. August 1856, verm. 2. Juli 1889 mit Erbp. Marie, geb. 20. Juli 1865, des Pr. Wilhelm v. Baden Tochter.

Bayern. König Otto I., geb. 27. April 1848, reg. seit 13. Juni 1886 unter Regentschaft seines Oheims Prinz Ludwig, regent seit 10. Juni 1886, geb. 12. März 1821. Präsumtiver Thron: Pr. Ludwig, ältester Sohn des Regenten, geb. 7. Jan. 1845, verm. 20. Februar 1868 mit Maria Theresia, geb. 2. Juli 1849, Erb. v. Österreich-Gie.

Belgien. König Leopold II., geb. 9. April 1835, reg. f. 10. Dez. 1865, verm. 22. Aug. 1853 m. Kön. Marie Henriette, geb. 23. Aug. 1830, Großherzogin von Österreich.

Braunschweig. Am 21. Okt. 1885 zum Regenten erwählt Prinz Albrecht von Preußen, geb. 8. Mai 1837.

Bulgarien. Fürst Ferdinand I., geb. 26. Febr. 1861, erw. a. 7. Juli 1887.

Dänemark. König Christian IX., geb. 8. April 1818, reg. f. 15. Nov. 1863, verm. 26. Mai 1842 mit Kön. Luise, geb. 7. Sept. 1817, des k. Königs von Preußen v. Hessen-Kassel L. Kronprinz Friedrich, geb. 3. Juni 1843.

Frankreich. Republik, Präz.: Sadi Carnot, geb. 11. August 1837, erwählt am 3. Dez. 1887.

Griechenland. König Georg I., geb. 24. Dez. 1845, reg. seit 31. Okt. 1863, verm. 27. Okt. 1867 m. Kön. Olga, geb. 3. Sept. 1851, des Großh. Konstantin v. Russland L. Kronpr. Konstantin, geb. 2. Aug. 1868, verm. 27. Okt. 1889 mit Pr. Sophie v. Preußen, geb. 14. Juni 1870.

Großbritannien u. Irland. Königin Viktoria, Kaiserin v. Indien, geb. 24. Mai 1819, reg. seit 20. Juni 1837, Kronpr. Albert Eduard, geb. 9. Nov. 1841, verm. 10. März 1843 m. Pr. Alexandra, geb. 1. Dez. 1844, des Königs Christian IX. von Dänemark L.

Hessen. Großherzog Ludwig IV., geb. den 12. September 1837, reg. seit 13. Juni 1877, Witwer seit 14. Dez. 1878 von Alice, geb. 25. April 1843, L. v. Königin Viktoria v. England. Kinder: 1. Pr. Viktoria Gem. v. Pr. Ludw. v. Battenberg, 2. Pr. Elisabeth, Gem. v. Großh. Georg v. Rusl. 3. Pr. Irene, verm. m. Pr. Heinrich v. Preußen, 4. Erbp. Erb. v. Ludwig, geb. 25. Nov. 1868, 5. Pr. Alice, geb. 6. Juni 1872.

Italien. König Humbert I., geb. 14. März 1844, reg. seit 9. Jan. 1878, verm. 22. April 1868 mit Kön. Margareta, geb. 20. Nov. 1851, des k. Herzogs von Genoa L. Kronpr. Viktor Emanuel, geb. 11. Nov. 1869.

Niederlande. Fürst Johann II., geb. 5. Okt. 1840, reg. f. 12. Nov. 1858.

Sachsen-Altenburg. Herzog Carl, geb. 18. April 1824, reg. seit 8. Dez. 1875, verm. 9. Nov. 1858 mit Fürstin Sophie, geb. 7. Aug. 1834, des k. Markgrafen Wilh. v. Baden L.

Schaumburg-Lippe. Fürst Adolf, geb. 24. Juli 1817, folgt dem verst. König Wilhelm III. der Niederlande am 23. Nov. 1890. Witwer seit 28. Jan. 1845 von Elisabeth, Großfürstin von Russland, neitervermählt 23. April 1851 mit Pr. Adelheid von Anhalt, geb. 25. Dez. 1833, Großherzogin v. Mecklenb., geb. 22. April 1852.

Mecklenburg. A. Mecklenburg-Schwerin. Großherzog Friedrich

Franz III., geb. 19. März 1851, reg. seit 15. April 1883, verm. 24. Jan. 1879 mit Großherzogin Anastasia, geb. 28. Juli 1860, L. d. Großfürstin Michael von Russland, Großherzogin Friedrich Franz, geb. 9. April 1882.

B. Mecklenburg-Strelitz. Großherzog Friedrich Wilhelm I., geb. 17. Okt. 1819, reg. f. 6. Sept. 1860, verm. 28. Juni 1843 mit Großherzogin Auguste, geb. 19. Juli 1822, des k. Herzogs Adolf v. Cambridge L. Großh. Adolf Friedrich, geb. 22. Juli 1848.

Montenegro. Fürst Nikolaus I., geb. 7. Okt. 1841, reg. f. 13. Aug. 1860, vermählt 8. Nov. 1860 mit Fürstin Milena, geb. 4. Mai 1847, Erbp. Danilo Alexander, geb. 29. Juni 1871.

Niederlande. Königin Wilhelmine, geb. 31. August 1880, reg. seit dem Tode ihres Vaters, des Königs Wilhelm III., seit 23. Nov. 1890.

Oldenburg. Großh. Peter, geb. 8. Juli 1827, reg. f. 27. Febr. 1853, verm. 10. Febr. 1852 mit Großh. Elisabeth, geb. 26. März 1826, des k. Herzogs Joseph zu S. Altenburg L. Großherzog August, geb. 16. Nov. 1852, verm. 18. Febr. 1878 m. Erbp. Elisabeth, geb. 8. Febr. 1857, Tochter des k. Pr. Friedrich Karl von Preußen.

Österreich. Kaiser Franz Joseph I., geb. 18. Aug. 1830; reg. f. 2. Dez. 1848, verm. 24. April 1854 mit Kaiserin Elisabeth, geb. 24. Dez. 1837, des k. Herzogs Maximilian in Bayern L. Thronfolger: Erzherzog Karl Ludwig, Bruder des Kaisers, geb. 30. Juli 1833, in dritter Ehe verm. mit Maria Theresia, des k. Pr. Manuel von Portugal Tochter.

Papst Leo XIII. geb. 2. März 1810, erwählt am 20. Febr. 1878.

Portugal. König Karl I., geb. 28. Sept. 1863, reg. seit 19. Okt. 1888, verm. am 22. Mai 1886 mit Amalie, geb. 28. Sept. 1865, L. d. Gr. v. Paris, Kronprinz Louis Philipp, geb. 21. März 1887.

Ruß. A. Ältere Linie. (Rus.-Gie.) Fürst Heinrich XXII., geb. 28. März 1846, reg. seit 8. Nov. 1890, verm. 8. Okt. 1872 mit Fürstin Ida, geb. 28. Juli 1852, des Fürsten Adolf zu Schaumburg-Lippe L. Erbp. Fürst Heinrich XXIV., geb. 20. März 1878.

B. Jüngere Linie. (Rus.-Gie.) Fürst Heinrich XIV., geb. 28. Mai 1832, reg. f. 11. Juli 1867, Witwer seit 10. Juli 1884, verm. 4. Jan. 1855, des k. Herzogs Eugen v. Württ. L. Erbp. Heinrich XXVII., geb. 10. Nov. 1858.

Rumanien. König Karl I., Pr. v. Hohenzollern, geb. 20. April 1839, reg. seit 20. April 1866, verm. 15. Nov. 1869 mit Kön. Elisabeth, Pr. von Belg., geb. 20. Dez. 1843, Kronpr. Ferdinand, Pr. v. Hohenzollern, geb. 24. Aug. 1865.

Russland. Kaiser Alexander III., geb. 10. März 26. Februar 1845, reg. f. 13./1. März 1881, verm. 9. Nov./28. Okt. 1866 mit Kaiserin Maria, geboren 26./14. November 1847, des Königs Christian IX. von Dänemark Tochter, Thronfolger Nikolai, geb. 18.6. Mai 1868.

Sachsen. A. Erneuerliche Linie. S. Weimar-Giesenh. Großh. Karl Alexander, geb. 24. Juni 1818, reg. f. 8. Juli 1853, verm. 8. Okt. 1842 m. Großh. Sophie, geb. 8. April 1824, des k. Königs Wilhelm III. der Niederlande Schw. Großh. Karl August, geb. 31. Juli 1844.

S. Meiningen und Hildburghausen. Herzog Georg II., geb. 2. Apr. 1826, reg. seit 20. Sept. 1866. Erbp. Bernhard, geb. 1. April 1851, verm. 18. Febr. 1878 mit Erbp. Charlotte, geb. 24. Juli 1860, L. d. k. Kaisers Friedrich.

S. Altenburg. Herzog Ernst, geb. 16. Sept. 1826, reg. f. 3. Aug. 1853, verm. 28. April 1853 mit Herz. Agnes, geb. 24. Juni 1824, des k. Herzogs Friedrich von Anhalt L.

S. Koburg-Gotha. Herzog Ernst II., geb. 21. Juni 1818, reg. f. 20. Jan. 1844, verm. 3. Mai 1842 mit Herzogin Alexandrine, geb. 6. Dez. 1820, des k. Großherzogs Leopold von Baden L.

B. Albertinische Linie. Königreich Sachsen. König Albert, geb. 23. April 1828, reg. seit 20. Okt. 1873, verm. 18. Juni 1853 m. Königin Karoline, geb. 5. August 1833, des k. Pr. Gustav von Wisa L. Bruder: Pr. Georg, geb. 8. Aug. 1842, Witwer seit 5. Febr. 1884 von Pr. Maria Anna, Infantin v. Portugal.

Schaumburg-Lippe. Fürst Adolf, geb. 1. Aug. 1817, reg. seit 21. Nov. 1860, verm. 25. Okt. 1841 mit Fürstin Hermine, Pr. v. Waldeck, geb. 29. Sept. 1827, Erbp. Georg, geb. 10. Okt. 1846.

Schwarzburg-Rudolstadt. Fürst Viktor Günther, geb. 21. Aug. 1852, reg. seit 15. Januar 1890.

Schwarzburg-Sondershausen. Fürst Karl Günther, geb. 7. Aug. 1830, reg. seit 17. Juli 1886, verm. 12. Juni 1869 m. Fürstin Marie, geb. 28. Juni 1845, d. + Pr. Eduard zu Sachsen-Altenburg L.

Schweden und Norwegen. König Oskar II., geb. 21. Jan. 1829, reg. seit 18. Sept. 1872, verm. 6. Juni 1857 mit Kön. Sophie, geb. 9. Juli 1836, des k. Herzogs Wilhelm v. Nassau L. Kronprinz Gustav, geb. 16. Juni 1858, verm. 20. Sept. 1881 mit Kronpr. Viktoria, geb. 7. Aug. 1862, des ver. Großherzogs von Baden L. Söhne: 1. Pr. Olaf Gustav Adolf, geb. 11. Nov. 1882, 2. Pr. Wilhelm, geb. 17. Juni 1884, 3. Pr. Erik, geb. 20. April 1889.

Serbien. König Alexander, geb. 14./2. Aug. 1876, folgt unter einer Regentschaft seinem Vater Milan I. infolge dessen Abankung am 6. März/22. Febr. 1889.

Spanien. Königin Alfonso XIII., geb. 17. Mai 1886, Regentin: Königin Witwe Maria, geb. 21. Juli 1858, L. d. k. Erzbischof Carl Ferd. v. Österreich.

Türkei. Großfürst Abdul-Hamid, geb. 22. Sept. 1842, regiert seit 31. Aug. 1876.

Waldeck. Fürst Georg Viktor, geb. 14. Jan. 1831, reg. f. 15. Mai 1845, Witwer seit 20. Okt. 1888 m. Fürstin Helene, d. + Herzogs Wilhelm v. Nassau L. Erbp. Friedrich, geb. 20. Jan. 1865.

Württemberg. König Carl I., geb. 6. März 1829, reg. f. 25. Juni 1864, verm. 13. Juli 1846 m. Kön. Olga, Großfürstin v. Russland, geb. 11. Sept. 1822, Präsumtiver Thron: Pr. Wilhelm, geb. 25. Febr. 1848, verm. 8. April 1886 mit Pr. Charlotte, des Prinzen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe L.

Norddeutscher Lloyd.

Transoceanische Dampfschiffahrten

von **BREMEN** nach

Amerika, Asien und Australien

mit Post- und Schnelldampfern.

Dampfer:

Schnelldampfer.
SPREE
HAVEL
LAHN
SAALE
TRAVE
ALLER
EMS
EIDER
FULDA
WERRA
ELBE
PREUSSEN
BAYERN
SACHSEN
KAIS. WILH. II.
Neckar
Habsburg
Salier
Hohenstaufen
Hohenzollern
General Werder
Nürnberg
Braunschweig
Leipzig
Ohio
Hannover
Frankfurt
Köln
Strassburg
Weser
Hermann
America
Baltimore
Berlin
Graf Bismarck
Kronprinz Fr. Wilh.
Dresden
München

I. Von Bremen nach Newyork

wöchentlich **2** bis **3** Mal

mit den Schnelldampfern

„Spree“, „Havel“, „Lahn“, „Saale“, „Trave“, „Aller“,
„Ems“, „Eider“, „Fulda“, „Werra“, „Elbe“.

II. Von Bremen nach Baltimore

jeden Donnerstag.

III. Von Bremen nach Brasilien

(Bahia, Rio de Janeiro und Santos)

am 11. und 25. jedes Monats.

IV. Von Bremen nach Montevideo und Buenos Aires

am 10. und 24. jedes Monats.

V. Von Bremen nach Ostasien

(China und Japan)

alle 4 Wochen Mittwochs.

VI. Von Bremen nach Australien

und den Samoa- und Tonga-Inseln

alle 4 Wochen Mittwochs.

Anfragen adressiere man:

Dampfer:

Karlsruhe
Stuttgart
Gera
Weimar
Darmstadt
Oldenburg
Stettin
Lübeck
Danzig
Albatross
Sperber
Reiher
Falke
Möwe
Schwalbe
Schwan
Condor
Sumatra
Adler
Vulkan
Willkommen
Kehrewieder
Lloyd
Fulda II
Comet
Simson
Cyclop
Roland
Bremerhaven
Triton
Centaur
Vorwärts
Forelle
Lachs
Hecht
Libelle
Retter
Hercules
Quelle

Norddeutscher Lloyd, Bremen.

Verlag von Moritz Schauenburg in Jahr.
In jeder Hütte eine
Bibliothek.
Volksbibliothek
Jedes Bändchen hat einen auf den Inhalt bezüglichen Farbendruck-
umschlag, ist mit Draht gebettet, mit Leinwandbrücken versehen und ist
einzeln zu haben. Bis jetzt sind 800 Nummern erschienen.

Verlag von Moritz Schauenburg in Jahr.
„Singslieder der Kommerz-Abende“
für eine Singstimme mit Klavierbegleitung, à 50 S.
1. Alt-Heidelberg, Lied von Ad. Müller, Komp. von B. Lachner. 2. Alt-
Heidelberg, du meine, Lied von Paul Möbius, Komp. von Ludw. Liebe.
3. Alt-Heidelberg, du meine, J. B. von Scheffel's Lied des Trompeters
von Säckingen, Komp. von A. Zimmermann. 4. Am Rhein, Preis-
gedicht von Frida Schanz, PreisKomp. von Adolf Raut. 5. Filla hospi-
talis, Preisgedicht von Dr. Otto Kamp, PreisKomp. von Otto Lieb.
6. Für Ehre, Freiheit, Vaterland, Preisgedicht von Karl Schade,
PreisKomp. von Heim. Schreyer. 7. Gruß der „Alten Semester“ beim
Wiedersehen Heidelbergs, Lied von Otto Weddigen, Komp. von B.
Lachner. 8. Heidelberger Alt-herren-Lied, von Karl Wartsch,
Komp. von B. C. Becker. 9. Heidelberger Burschengeber, Lied von
Jul. Gesselhofen, Komp. von B. Lachner. 10. Hundert Semester,
Preisgedicht von Ad. Katsch, PreisKomp. von Ad. Schlieben. 11. Ich weiß
einen Felden, Komp. von B. Lachner. 12. Die Lindenwirtin,
Lied von Rud. Baumbach, Komp. von Franz Abt. 13. Perle, Lied
von J. B. von Scheffel, PreisKomp. von Steph. Grunze. 14. Rückkehr
des alten Studenten, Lied von Friedr. Percy Weber, Komp. von
B. Lachner. 15. Wein her! Lied von Rud. Baumbach, Komp. von
Franz Abt. 16. Weltgeschichte, Preisgedicht von B. Kleefeld, Preis-
Komp. von Ludw. Liebe. 17. Wohlauf, die Luft geht frisch und
rein, J. B. von Scheffel's Lied fahrender Schüler, Komp. von B. C. Becker.
18. Zu Heidelberg auf den Hasen, Lied von Jul. Wolff, Komp. von
B. Lachner. 19. Es hat nicht sollen sein, Lied von J. B. v. Scheffel,
Komp. von B. Lachner. 20. Korbhaarig ist mein Schäpelin, Lied
von Jul. Wolff, Komp. von B. Lachner. 21. Ein Vöglein wohnt
im Laube, Gedicht von Rud. Baumbach, Komp. von B. Lachner. 22.
Der Schmetterling, Gedicht von A. Schäfer, Komp. von Karl
Zufkneid. 23. Feldmarschall Moltke, Lied von J. Steinbeck, Komp.
von Ludw. Liebe.

Billige böhmische
Bettfedern
10 Pfd. gute, neue, geschlossene haubt-
freie M 8; 10 Pfd. bessere neue, ge-
schlossene, haubtfreie M 10; 10 Pfd.
hochweiche, sehr gut füllende M 15,
20, 25; 10 Pfd. Halbbaunen, sehr
füllend, doppelt gereinigt M 12, 13,
15; Daunen M 3, 3 1/2, 4, 5, 6, je
1/2 Kilo. Umkauf getraut. Preise
frankofenen Preis per Nachnahme, bei
Referenzen frei. (8875)

B. Sachsel,
Bettfedernhandlung,
Prestic, Nr. 319 (Böhmen).

Verlag von Moritz Schauenburg
in Jahr.
Taschen-Kommersbuch.
Eine Sammlung der schönsten Stu-
dentens-, Volks- und Vaterlandslieder.
In biegsamem Wachsleinenband
Preis 1 M.

Treibriemen,
Nähs-, Bind-, Schlag- und
Kordelriemen, Riemen und
Nähriemenhäute, Zeug-
häute empfehlen in bester Qualität
Gebr. Klemm,
Pfullingen.

So lange Bücher gedruckt werden, sind
keine so billigen Bücher erschienen.
Des Lehrers Hinkenden Hoten.
Preis jeder Nummer 5 Pf.

Verlag von Moritz Schauenburg
in Jahr.
**Die schönsten Hagen des
klassischen Altertums**
von Gustav Schwab.
3 Bände. Preis kart. à 2 M., eleg.
geb. à 2 M. 50 S.

Deutsche Volksbücher
für die Jugend.
Von Gustav Schwab.
2 Bände. Preis kart. à 2 M., eleg.
geb. à 2 M. 50 S.

Über 100000 Mk.
werden jährlich verschwendet durch
Bezug schlechter Uhren, darum sehr
jedermann darauf, nur gute und
erprobte Uhren zu erhalten und ver-
lange Preisconzant von mir. Offertiere
z. B. (portofrei geg. Kassa): **Remtr.**
mit doppelt verguldetem Nidelgehäuse
Mk. 12.-; **Remtr.** mit 2 Silber-
redeln 8 rub. Mk. 13.50; ditto mit
10 rub. Mk. 16.-; allerbeste **Sis-
ber-Anteruhren**, hochsein, 15 rub.
Mk. 20.-; **Remtr.** 14 karat. Gold,
10 rub. Mk. 45.-; ditto **Anter**
15 rub., fein graviert, Mk. 52.-;
„Patentuhren“, **Remtr.**: Gehäuse
aus Goldmischung, reich graviert,
von gold. nicht zu unterscheiden, eben-
so haltbar, Gl. 10 rub. Mk. 20.-;
Anter 15 rub. Mk. 25.-.
G. Hoffmann,
Erpert St. Gallen.

Der Dilettant,
Musterblätter i. Laubzüge, Schnitz-,
Einleges-Arbeiten und verwandte
händl. Kunstarbeiten mit entspr. Text,
pro Halbjahr 6 Nummern mit 12 Ori-
ginalbeilagen, 2 M. Probenummern
20 Pfennig.
Rey & Widmayer's Verlag
in München.

Verlag von Moritz Schauenburg
in Jahr.
**Die Erlebnisse des jungen
Robinson Crusoe.**
Eine Erzählung für jung und alt.
Frei nach Campe. Preis 75 S.

Verlag von Moritz Schauenburg
in Jahr.
Ein Märchenstrauch.
Von Anna Bernhards-Schall.
Sinnige lustige Wälder einer sehr
empfindenden Frauenseele; der
Märchenzauber des Wäldchens um-
spinnt klein und groß.
Elegant geb. 2 M. 50 S.

**Musterblätter für
Laubzüge,**
Schnitz-, Einleges- und Holz-
malereiarbeiten, 840 Nummern.
(Musk. Verzeichn. 20 Pf.)
Rey & Widmayer's Verlag
in München.

Verlag von Moritz Schauenburg
in Jahr.
**Ausgewählte Volks-
märchen der Deutschen**
von J. A. A. Rüchens.
3 Teile. Preis kart. à 2 M., eleg.
geb. à 2 M. 50 S.

Verlag von Moritz Schauenburg
in Jahr.
Fürst Bismarck
in künstlerisch ausgeführtem Ofar-
benruck nach dem Originalgemälde
Anton v. Werners. Größe 47/65 cm.
Preis 3 M. in Goldbroschüren
12 M.

Verlag von Moritz Schauenburg
in Jahr.
Schulte vom Brühl.
**Hans Wohlgemut, der
Spielmann.** Ein Märchen
für groß und klein. Preis eleg.
kart. 70 S., geb. 1 M.

Prinzeßchen Tausend-
schön. Ein buntes Märchen.
Preis eleg. kart. 50 S., geb. 75 S.

Die Nixe vom Walsenfee.
Ein Märchen aus Oberbayern.
Preis eleg. kart. 70 S., geb. 1 M.

Die letzte Heidin. Ein Mär-
chen für die Jugend. Preis eleg.
kart. 70 S., geb. 1 M.
„Der Dichter hat hiermit er-
reicht, was seines Amtes ist: die
Phantasie angenehm zu bewegen,
ohne daß das Herz dabei leer
ausgeht.“
(Muskal. Jugendpost I. Nr. 11.)

Verlag von Moritz Schauenburg
in Jahr.
Blumensprache.
Von Alwine Schröder.

25 chromolith. Illustrationen mit
Sinnsprachen in groß Quart.
„Reizende und originale Kompo-
sitionen der als Blumenmalerin hoch-
geschätzten Künstlerin; die technische
Ausführung in Farbendruck läßt
nichts zu wünschen übrig und ge-
hört zu dem Besten, was in diesem
Genre bis jetzt erschienen.“
(Neues Tageblatt, Stuttgart.)

Verlag von Udo Becker, Stuttgart.
**Sehr beliebte, weiter-
breitete Blätter:**
1) Allgemeine Wälder und Konfiter-
zeitung, 2) Deutsche Wälderzeitung,
3) Fünf-Pfennig-Magazin. (Muskal.
Familienbl. Aufl. 8200.)

Verlag von Moritz Schauenburg
in Jahr.
Die Karawane.
Sechs Märchen für Bühne und
Lichter geheiliger Stände.
Von B. Hauff.
Preis kart. 60 S., geb. 80 S.

Rosa von Tannenburg.
Eine Geschichte des Altertums für
Eltern und Kinder. Von Christoph
v. Schmid. Preis kart. 75 S.,
geb. 1 M.

Die Ostereier.
Eine Erzählung zum Osterfest
für Kinder. Von Christoph v. Schmid.
Preis kart. 40 S., geb. 60 S.

Der Weihnachtsabend.
Eine Erzählung zum Weihnachts-
fest für Kinder. Von Christoph
v. Schmid
Preis kart. 40 S., geb. 60 S.

Heinrich von Eichensfels.
Eine Erzählung für Kinder und
Kindertunde. Von Christoph v.
Schmid. Preis kart. 40 S., geb. 60 S.

ff. Naturbutter
von frischer Sahne, 8 Pfd. 7 M. 40 S.,
verjendet franks Nachnahme
G. Braun, Friedrichshof, O.-Pr.
Verlag von Moritz Schauenburg
in Jahr.

**Die größte Kunst eines
Bienenzüchters**
oder die Zweckmäßigkeit zur Über-
winterung der Bienen.
Sodann Angabe von Mitteln zur
Hebung der Bienenzucht und kurze
Berührung zweier anderer Fragen.
Eine Beantwortung der 4 Fragen
über die Bienenzucht bei der 22.
Versammlung deutscher Lands- und
Forstwirte zu Heidelberg vom 16.
bis 22. Sept. 1860 im Auftrag des
Badischen Bienenvereins.
Preis 20 S.

Vom **Lahrer Sinkenden Voten** sind nur noch die Jahrg. 1876, 1878-90 zu je 15 S zu haben. Bestellungen beliebe man den Betrag einschl. Porto in Briefen beizufügen. Das Porto beträgt in Deutschl. und nach Oöterr.-Ung. für 2 Exemplare 10 S, 3-6 Exemplare 20 S, 7-10 Exemplare 30 S. — Vom **Großen Volkskalender** d. Lahrer Hint. Voten sind noch die Jahrg. 1883-90 zu je 50 S und Jahrg. 1891 zu 1 M zu haben. Das Porto beträgt für 1 Exemplar 20 S, für 2-3 Exemplare 30 S.

Moritz Schauenburg in Lahr.

Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr.

Haushaltsbuch.

Enthält die Daten eines ganzen Jahres mit entsprechenden Raum- und Zahlenrubriken zum Eintragen täglicher Ausgaben. Elegant in Leinwand gebunden mit Goldschnitt 1 M 50 S.

Mottenbrut in Bettfedern!!

Diese Befürchtung kann die sorgsame Hausfrau mit Recht zur Veranlassung bringen, ebenso wie die begründete Besorgnis vor alten, **gebrauchten** Bettfedern, welche die Keime ansteckender Krankheiten (Schwindelucht, Scharlach, Flechte etc.) in sich bergen, häufig durch fertig gekaufte Betten in den Hausstand hineingelangen und das Glück zahlloser Familien gefährden. Gegen solche Gefahren ist der sichere Schutz das Einkufen bei einer **reellen** Firma. Wie schon im vorjährigen Kalender hervorgehoben wurde, gilt als eine der **besten** und **billigsten** Bezugsquellen für Bettfedern die seit langen Jahren als **streng reell** bekannte Firma

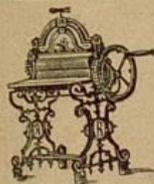
Pecher & Co. in Herford in Westfalen,

welche zollfrei, gegen Nachnahme, in Postfakti von ca. 1/4 Pfund folgende bewährte Sorten versendet: **gute Bettfedern** per Pfund für 60 Pf.; 80 Pf.; 1 M. u. 1 M. 25 Pf.; **feine prima Halbdaunen** 1 M. 60 Pf.; **weiche Polarfedern** 2 M. u. 2 M. 50 Pf.; **silberweiße Bettfedern** 3 M.; 3 M. 50 Pf.; 4 M.; 4 M. 50 Pf. u. 5 M.; ferner **echt chinesische Ganzdaunen** (sehr fallkräftig) 2 M. 50 Pf. u. 3 M.; **nordische Polardaunen** 4 M. u. 5 M.; **silberweiße nordische Daunen** 5 M. 75 Pf.; 7 M.; 8 M. u. 10 M. — **Sämtliche** Sorten sind **garantiert neu, gewaschen u. doppelt gereinigt**. Verpackung zum Kostenpreise. Bei Beträgen von mindestens 75 M. 5% Rabatt. **Etwas Nichtgefallendes wird frankiert bereitwillig zurückgenommen.** Daß die Firma **Pecher & Co.** in Herford mit **Recht volles Vertrauen** verdient, beweisen die täglich eingehenden **Anerkennungsschreiben**, wovon je nachdem auf Wunsch **Auszüge** kostenlos zugeandt werden. — An **Samstagen** und **allen christlichen Feiertagen** werden keinerlei Aufträge noch Korrespondenz erledigt.

Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr.

Kinder-Chronik.

Ein reizend ausgestattetes Büchlein mit farbigem Titelbilde sowie einer Anzahl künstlerisch ausgeführter Initialen. Die Blätter der „Kinder-Chronik“ sollen nach Anleitung der darin markierten Abteilungen dazu dienen, die Ereignisse im Kinderleben niederzuschreiben und zwar nach den Abteilungen: **Geburtsstage**, — **Laufstage** und **Vaten**. — **Der erste Zahn** und **alle folgenden**. — **Die ersten Worte** und **Schritte**. — **Anekdoten aus der Kindertube**. — **Unterrichtsbeginn**. — **Konfirmationstage**. — **Besondere Ereignisse**. — **Größe in jedem Jahr**. Elegant gebunden 2 M 50 S.



Triumph-Wäsche-Mangeln, Wass-Windmaschinen

besten, neuester Konstruktion liefert zu Fabrikpreisen das Fabriklager von **B. Henle in Nürnberg.** — **Illustrierte Preisliste gratis.**

Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr.

Mein Kochbuch.

Ein nützliches Buch — nach Art eines Albums —, das dazu dienen soll, sowohl **ganz neue Kochrezepte** als auch die fast in jeder Familie vorhandenen, oft so hochgeschätzten und sich traditionell von der älteren auf die jüngere Generation fortzupflanzen, **bedeutenreichen Haus- und Familienrezepte** **handschriftlich** aufzunehmen. Mit 12 prächtigen, den verschiedenen Abteilungen wie: I. Suppe, II. Fische, III. Fleischspeisen etc. **veranschaulichten Illustrationen**. Mit **miniaturen** Blättern und mit einem **Wegzettel**. In elegantem Leinwandband mit originellem Deckenbild in Schwarzdruck.

Große Ausgabe, gr. 8°, 4 M., kleine Ausgabe, kl. 8°, 2 M.

Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr.

Kommers-Abende.

Die **Lieder des Allgemeinen Deutschen Kommersbuches** mit **Klavierbegleitung**.

18 Abende (Gesie). Preis à 1 M., je 6 Abende bilden einen Band. Preis geb. 6 M., geb. 7 M.

Separatausgaben der **Kommers-Abende:**

Baumbach-Lachner-Album.

Lieder von Rud. Baumbach, komp. von Hing. Lachner. (Neunter Kommers-Abend.) Preis 1 M.

Vodenstedt-Liebe-Album.

Lieder von Friedr. Vodenstedt, komp. von Ludw. Liebe. (Eifter Kommers-Abend.) Preis 1 M.

Baumbach-Langer-Album.

Kommers- und Trinklieder von Rud. Baumbach, komp. mit Klavierbegleitung von F. Langer. (Bierzehnter Kommers-Abend.) Preis 1 M.

Lebensblüten und Hopsendolben.

Geitere Lieder für eine mittlere Singstimme mit Klavierbegleitung von B. C. Becker. (Sechzehnter Kommers-Abend.) Preis 1 M.

Zweites Baumbach-Langer-Album.

Kommers- und Trinklieder von Rudolf Baumbach für eine mittlere Stimme oder allgemeinen Chorgesang mit Klavierbegleitung komponiert und der Ruperta Carola in Heidelberg gesammelt von Ferdinand Langer. Preis 1 M.

1 Mk. vierteljährlich,

67 Pf. für den II. u. III. Monat, 34 Pf. für den III. Monat eines jeden Kalenderquartals kostet die **Berliner**

Morgen-Zeitung

nebst „täglichem Familienblatt“ bei jedem Postamt od. Landbriefträger. Daß hier für **wenig Geld** — **viel Gutes** geliefert wird, beweisen ihre mehr als **100 Tausend Abonnenten**. **Annoncen** von großer Wirksamkeit. **Probenummern gratis.**

Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr.

Lieder fahrender Schüler.

Taschenliedebuch für die erwachsene deutsche Jugend. Eine Auswahl der schönsten deutschen Lieder mit vollständigen Texten und Melodien. Preis 50 S.

Bester u. einfachster MOTOR

fürs Kleingewerbe. In j. Nummer i. Betrieb v. Maschinen aller Art ohne Konzession aufstellbar, kostet d. gefahrlos, geräuschlos u. geruchlos Betrieb p. Pferd u. Tag nur 50 Pfa.

G. A. Buschbaum, Motorenfabrik, Darmstadt.

Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr.

Launiger Zuspruch und ernste Red'.

Kalendergeschichten von **Ludwig Kuzenhuber**. Geb. 3 M., eleg., geb. 4 M.

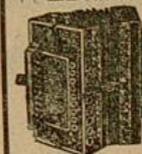
Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr.

für Forstleute, Holzhändler, Käfer, Birke etc.

Rubiktafeln

zur Berechnung runder und beschlagener Hölzer, auch zur Berechnung von Säubern, Kufen, Wäntzen etc. Berechnet und zusammengestellt nach ihrem Utergehalte nebst Preislisten von **J. J. Fischer**. 89. 284 Seiten. Geb. 1 M 50 S., geb. in Leder in Rubiktafelformat 2 M. Die Tafeln zeichnen sich namentlich durch einen schönen deutlichen Druck aus.

WER



sich-e gute, dauerhafte Ziehharmonika oder sonst ein Musikinstrument anschaffen will, lasse sich von d. Instrumementenfabrik **L. Jacob,**

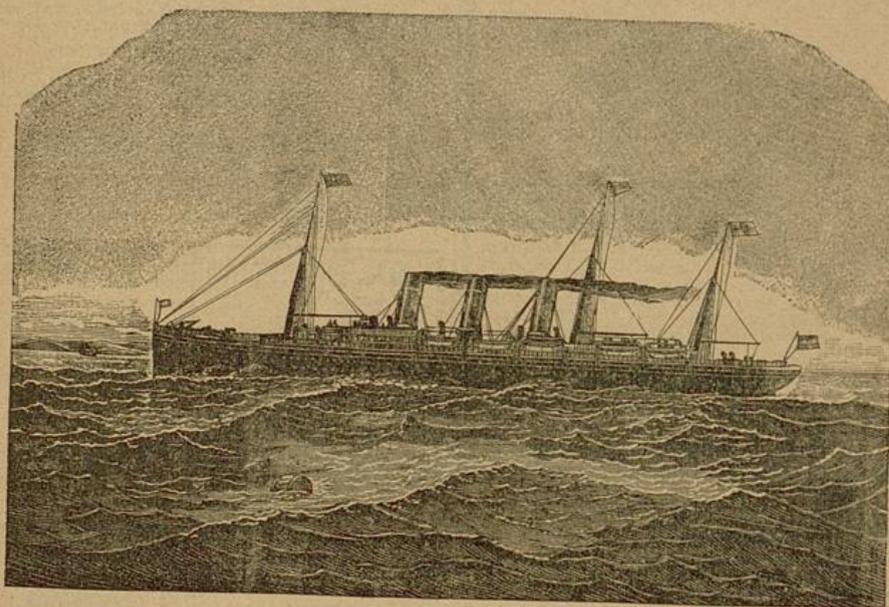
Stuttgart, gratis u. franko den illustrierten reichhaltigen Preis-courant kommen. Preise billig. Garantie für nur gutes Fabrikat. Keelle Bezeichnung. Für Saiten-Instrumente steht besondere Preisliste zu Diensten.

Als ein äußerst interessanter Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte des 17. Jahrhunderts erschien:

Franz Volt,

Herz in der Landvogtei Ottenau und der Reichsstadt Offenburg. Herenprozesse aus alten Akten der ehemaligen freien Reichsstadt Offenburg geschöpft und vom Verfasser mit Glück und vielem Humor in novellistischer Form beschreiben. Geb. 2 M., in Leinwand geb. 3 M.

Hamburg-Amerikanische
Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft.
Express-
und
Postdampferdienst.



HAMBURG-NEW-YORK

via Southampton

Oceanfahrt 6-7 Tage.

Ausserdem Beförderung mit direkten deutschen Postdampfschiffen

von **HAMBURG** nach

Baltimore
Brasilien

La Plata
Canada

Ost-Afrika
Westindien

Mexiko
Havana

und

von **STETTIN** nach **NEW-YORK.**

Nähere Auskunft erteilen sämtliche in- und ausländische Agenten der Gesellschaft, sowie

Die Direktion
in Hamburg, Dovenfleth 18-21.

Freudenberg & 27 März, 8 Juli, 18 Sept., 14 Nov.
Freudenstadt (Württ.) & 2 Febr., 3 Mai, 25
Juli, 29 Sept.
Friedrichshafen (Württ.) & 3 Mai, 14 Sept. 26 Nov.
Friedrichthal & 24 Mai, 25 Okt. (je 2).
Friedrichheim (Württ.) & 24 Febr., 6 Juni.
Furtwangen & 11 Mai, 22 Juni, 7 Sept., 5 Dez.
Gaggenau & 20 Sept.
Gammertingen (Sigm.) & 21 März, 11 Juni,
25 Aug., 28 Okt., 16 April, 7 Okt.
Gaugreßweiler & 19 Juni, 23 Okt. (je 2).
Gebraghofen (Württ.) & 25 April, 16 Aug.,
26 Sept., 18 Jan., 15 Febr., 21 März,
18 April, 16 Mai, 20 Juni, 18 Juli, 15 Aug.,
19 Sept., 17 Okt., 21 Nov., 19 Dez.
Gebrweiler & 24 Juni.
Geiselsheim & 28 Aug. (2).
Geislingen & 29 März, 31 Mai, 26 Juli, 8
Nov., 2 Schw 23 Febr., 26 April, 20 Sept., 13 Dez.
Geislingen, Stadt (Württ.) & 25 März, 24
Juni, 28 Okt., 25 Nov. 30 Nov.
Gemmingen & 12 Juli.
Geugenbach & 21 April, 9 Nov. (am 1. Tag
auch Hanfkräutern) (2).
Et. Georgen (A. Billingen) & 25 März, 23 Aug., 11 Okt.
Gerabronn (Württ.) & 18 April, 29 Juni, 21
Sept., 21 Dez., 11 März, 9 Sept.
Germersheim & 6 Juni, 4 Sept. (je 2).
Gerresbach & 4 April, 30 Mai, 22 Aug., 19
Dez., 1 Febr., 17 Mai, 6 Sept., 8 Nov.
Gerstbach & 1 März, 7 Juni, 25 Sept., 6 Sept.
Gengen a. Brenz (Württ.) & 24 Febr., 2 Mai,
29 Juni, 28 Okt., 15 Jan., 2 Febr., 1 März,
5 Apr., 3 Mai, 7 Juni, 5 Juli, 2 Aug., 6 Sept.,
4 Okt., 1 Nov., 6 Dez., 18 10 März, 17 Nov.
Gimmeldingen & 21 Aug. (3).
Glanmühlwieser Schw 23 Mai, 3 Nov., 4 Dez.
Schw. Dez. abjed. Montag.
Gmünd (Württ.) & 17 Okt., 12 Dez. (je 3), 14
Jan., 1 Febr., 7 März, 4 April, 2 Mai, 7
Juni, 4 Juli, 1 Aug., 5 Sept., 18 Okt., 15
Nov., 13 Dez., 14 Dez.
Gochsheim & 14 März, 5 Juli, 30 Nov. (je 2).
Gollheim & 1 Mai, 16 Okt. (je 2).
Göppingen (Württ.) & 2 Mai, 24 Aug., 11
Nov., 19 Jan., 15 Febr., 15 März, 19 April,
21 Juni, 7 Juli, 20 Sept., 12 Okt., 20
Dez., Schw 29 März, 11 Aug., 26 Sept., 12
Nov. Bollm 1 Okt. (3).
Görzshilf & Schw 27 April, 15 Juni, 1 Sept.,
16 Nov., Schw 14 März, 9 Mai, 11 Juli,
8 Aug., 10 Okt.
Göppingen & 20 Okt.
Graben & 22 März, 6 Dez. (je 2).
Grensch & 27 Juni (2).
Griesen & Schw 3 März, 10 Aug., 28 Okt.,
28 Dez., & 9 Juni.
Grombach & 31 Mai, 17 Okt.
Groschardbach & 18 Sept.
Groschardbach & 28 März, 29 Aug., 30 Nov.
B 25 Febr., 10 März, 25 Mai.
Groschardbach (Württ.) & 19 April, 12 Sept.,
4 Okt., 29 Nov., 11 Juli.
Grossfingern (Sigm.) & 11 Juli, 24 Okt.
Grünfeld & 20 Jan., 29 März, 9 Mai, 1 Sept., 31 Okt.
Grünstadt & 6 März, 24 Juli, 30 Okt., 4 Dez. (je 2).
Gschwend D. A. Gaildorf (Württ.) & 10 März,
12 Mai, 14 Juli, 8 Sept., 25 Febr., 13
Okt., 10 Nov., 8 Dez., 14 Jan., 4 Febr.,
14 April, 9 Juni, 11 Aug.
Günningen (Württ.) & 2 Febr., 5 April, 18
Aug., 13 Dez.
Gundelsheim (Württ.) & 10 März, 25 April,
25 Juli, 29 Sept., 21 Nov.
Gutsheim (Sigm.) & 28 Okt.
Guttenbach & 29 Sept.
Gannau & 31 Dez.
Gägelloch (Sigm.) & 29 Febr., 23 Mai, 5
Sept., 5 Dez., Schw 11 Jan., 8 Febr., 14
März, 11 April, 9 Mai, 13 Juni, 11 Juli,
8 Aug., 12 Sept., 10 Okt., 14 Nov., 12 Dez.
Hall (Württ.) & 8 März, 25 Juli (je 3), 1
18 Jan., 3 Febr., 2 März, 6 April, 4 Mai, 1
Juni, 6 Juli, 3 Aug., 7 Sept., 5 Okt., 2 Nov., 7
Dez., Schw 10 März, 13 Okt. 11 Nov., 15 Febr., 21
März, 26 Juli.
Halsbach & 21 März, 2 Mai, 10 Aug., 20 Okt.
Halsbach (A. Wolfach) & 7 März, 2 Mai, 4
Juli, 3 Okt. (auch Farren mit Freidert.),
14 Nov., 14 Jan., 1 Febr., 4 April, 7 Juni,
1 Aug., 5 Sept., 7 Nov., 5 Dez.
Halsbach & 1 Mai, 23 Okt. (je 2).

Hauenstein & 19 März.
Hayingen (Württ.) & 31 März, 12 Mai, 23
Juni, 21 Juli, 15 Sept., 17 Nov., 15 Dez.
Hausach Schw 12 Jan.
Hechingen (Sigm.) & 25 April, 18 Juli, 26
Sept., 19 Dez., 1 Jan., 1 Febr., 7 März,
4 April, 2 Mai, 13 Juni, 4 Juli, 1 Aug., 5
Sept., 3 Okt., 7 Nov., 5 Dez.
Heidelberger Messe 16 Mai, 17 Okt. (je 9). Rins-
denm. 1. März einmal.
Heidelheim & 18 April, 26 Sept.
Heidenheim (Württ.) & 25 März, 25 Juli,
21 Sept., 30 Nov., 12 Mai, Schw 29 Juli,
22 Aug., 20 Sept., 31 Okt.
Heilbrunn (Württ.) & 25 Schw 16 Febr.,
6 April, (tagsüber Rinsdenm) 24 Mai, 31
Aug., 4 Okt., 29 Nov., 25 Schw 12 Jan. 12
Juli, Schw 15 März, 10 Aug., 22 Sept., 21 Okt.,
18 Nov., 15 Dez., Bollm 28 Juni (4).
Heiligenberg & Schw 10 Mai, 8 Nov.
Heilbrunn & Schw 28 März, 13 Juni, 19 Sept., 21 Nov.
Heimbach & Schw 17 Okt.
Heinigen (Württ.) & 25 März.
Heitersheim & 28 März, 29 Aug. (auch Holz-
schirm), 5 Dez. (Reichen u. A. Werra) & Schw
4 Jan., 1 Febr., 7 März, 4 April, 2 Mai,
7 Juni, 4 Juli, 1 Aug., 3 Okt., 7 Nov.
Heimstadt & 17 Aug., 17 Okt.
Heppenheim (Hessen) & 29 März, 22 Aug., 22
Nov. (je 2).
Herbertingen (Württ.) & 4 Febr., 7 April, 2
Juni, 4 Aug., 6 Okt., 1 Dez., 17 Jan.,
3 März, 5 Mai, 7 Juli, 1 Sept., 3 Nov.
Herbolzheim & 15 März, 7 Juni, 28 Okt.,
Schw 8 Jan., 5 Febr., 4 März, 1 April, 6
Mai, 3 Juni, 1 Juli, 5 Aug., 2 Sept., 7
Okt., 4 Nov., 2 Dez.
Herrenalb (Württ.) & 3 Mai, 21 Sept., 21 Dez.
Herrenberg Stadt (Württ.) & 11 März,
31 Mai, 15 Sept., 29 Nov., 18 März, 18
Juli, 26 Okt.
Herrshof & Schw 16 März, 13 Juni, 4 Aug.,
12 Okt.
Herrheim & 8 Mai (3), 23 Okt. (2).
Hettingen (Sigm.) & 18 März, 15 Okt.
Heubach (Württ.) & 5 März, 1 Juni, 1 Sept.
Hilsbach & 18 April, 29 Juni, 12 Sept.
Hilzingen & Schw 15 Juni, 17 Okt., 25 Nov.,
Schw 2 Jan., 5 Febr., 4 März, 1 April,
6 Mai, 3 Juni, 1 Juli, 5 Aug., 2 Sept.,
7 Okt., 4 Nov., 2 Dez.
Hochheim (Hess.-Rass.) & 7 Nov. (2).
Hochspeyer & 14 Aug.
Hodenheim & 31 März, 15 Nov.
Hof (Übersranken) & 18 Jan., 1 Aug. (je 6),
1 Febr., Schw 29 Sept., Schw 24 Aug.
Hofheim (Hess.-Rass.) & 17 Okt.
Homburg & 2 Okt. (2). (Mittwoch).
Homburg v. d. S. (Hess.-Rass.) & 14 März, 2
Mai, 25 Juli, 24 Aug., 29 Sept., 21 Dez. (je 2).
Horb (Württ.) & 16 März, 7 Juni, 6 Sept.,
11 Okt., 11 Nov., 5 April, 6 Dez.
Hörden & 20 April, 21 Juni, 29 Sept.
Hörtingen & 21 Aug.
Hornberg & 29 Juni, 28 Dez., Schw 21 März,
10 Sept., 17 Nov. a. Reichenm Schw 17 Mai,
14 Nov.
Hüdingen & Schw 7 April, 2 Juni, 21 Juli,
13 Okt., 29 Nov. (auch Gespinnst).
Hunnheim & 19 Juni, 11 Nov.
Hünheim & 9 Mai.
Hüttenhausen & 9 Okt.
Hvad & 5 Mai, 29 Sept.
Hünheim & m. Schw. a. 1 Tag 11 Mai, 26 Okt. (je 2).
Hüttenbach & 21 Aug.
Hünheim & 4 Sept.
Hünnebach & 10 März, 21 April, 4 Aug., 27 Okt.
Hünnebach & 2 Mai, 31 Okt.
Hünnebach & 28 Aug., Schw 20 April, 19 Sept.
St. Ingbert & 8 Febr., 11 April, 15 Juni, 17 Okt.
Hünningen (Sigm.) & 3 Mai, 22 Juli, 18
Okt., 21 Nov.
Hünne (Württ.) & 28 April, 29 Sept. (2),
17 Nov., 10 März, 25 Juli, 8
14 Jan., 11 Febr., 10 März, 14 April, 12 Mai,
9 Juni, 14 Juli, 11 Aug., 8 Sept., 13 Okt.,
10 Nov., 8 Dez.
Hünne & 24 März, 28 Juli, 27 Okt.
Hünne & 15 Mai, 15 Nov. (je 3), 15
15 März, 18 Okt. (Dienstg. u. Samst.).
Hünne & 13 März, 22 Mai, 30 Okt. (je 2),
Schw 5, 19 Jan., 2, 16 Febr., 1, 15 März,
5, 19 April, 3, 17 Mai, 7, 21 Juni, 5, 19

Juli, 2, 16 Aug., 6, 20 Sept., 4, 18 Okt.,
1, 15 Nov., 6, 20 Dez.
Hünne & Schw 29 März, 22 Nov. (je 2),
11 Jan., 8 Febr., 14 März, 11 April,
9 Mai, 13 Juni, 11 Juli, 8 Aug., 12 Sept.,
10 Okt., 14 Nov., 12 Dez.
Kappelrodt & 13 Juli, 12 Okt., 16 Nov.
Karlsruhe Messe mit Mittel an den 3 letzten Tagen
5 Juni, 6 Nov. (je 9), Zucht u. Rugs 5 Jan.,
2 Febr., 8 März, 5 April, 3 Mai, 8 Juni,
5 Juli, 2 Aug., 6 Sept., 4 Okt., 8 Nov., 6 Dez.
Karlsruher-Mühlberg & 10 März (auch Alee-
jannem) 25 Aug., 24 Nov. (auch Hanf).
Karlweiler & 11 Sept., 12 Sept.
Kaulbach & 24 Juli.
Kehl (Stadt) & 18 April, 6 Juni, 4 Okt., 22 Nov.,
Schw 7, 21 Jan., 4, 18 Febr., 3, 17 März,
7, 19, 21 April, 5, 18 Mai, 2, 7, 15 Juni,
7, 21 Juli, 4, 18 Aug., 1, 15 Sept., 6, 20
Okt., 3, 17 Nov., 1, 15 Dez.
Kleinheim & Schw 28 April, 16 Aug. (auch Fohl-),
1 Dez., 17 März, 19 Mai, 20 Okt., Schw 12
Jan., 9 Febr., 8 März, 12 April, 10 Mai, 14 Juni,
12 Juli, 9 Aug., 13 Sept., 11 Okt., 8 Nov., 13 Dez.
Kleinheim & 25 Febr., 24 Okt.
Kleinheim a. G. & 26 Juni (2).
Kleinheim a. R. (Württ.) & 18 April.
Kleinheim a. b. L. (Württ.) & 7 März, 2 Mai,
6 Juni, 7 Nov. (agl. Farren), 4 Jan., 1 Febr.,
4 April (agl. Farren), 4 Juli, 1 Aug., 5 Sept.,
3 Okt., 5 Dez., 21 Juni (6).
Kleinheimlanden & 8 Mai, 14 Juni, 9 Okt. (je 2).
Kleinsiedel (Württ.) & 29 März, 18 Juli, 6 Okt.,
21 Nov., 11 Jan., 8 Febr., 14 März, 11
April, 9 Mai, 13 Juni, 11 Juli, 8 Aug.,
12 Sept., 10 Okt., 14 Nov., 12 Dez.
Kleinlauferburg & 14 März, 1 Aug., 25 Nov.
Kleinmünster & 18 April, 28 Aug.
Kleinmünster Abhaltung wird jedes Jahr
durch die Gemeinde bes. den landw. Bezirks-
verein festgesetzt und bekannt gemacht.
Kleinmünster (Württ.) & 22 März, 17 Mai, 16
Aug., 18 Okt., 20 Dez., 19 Jan., 16 Febr.,
19 April, 21 Juni, 19 Juli, 20 Sept., 22 Nov.
Kleinsiedel (Württ.) & 21 Dez., 25 Jan.,
8 24 Juni.
Kleinweiler & 4 Sept.
Kleinsiedel & 30 Mai, 24 Okt.
Kleinsiedel & 25 Sept. (8), Schw 10 März, 13
April, 12 Juni, 9 Juni, 14 Juli, 11 Aug., 9 Sept.
Kleinsiedel & 19 Juni, 8 Schw 11 Nov.
Kleinsiedel (auch Holzschirm, Farren, Bretter
Schw. Schw u. Leinwand) a. 1. Tag 1. Verb. m. B.
Schw 2 Mai 19 Sept. (auch Bollm.), 28
Nov. (auch Bollm.) (je 7), Schw 5 Jan., 3 Febr.,
1 März, 5 April, 3 Mai, 7 Juni, 5 Juli, 2 Aug.,
6 Sept., 4 Okt., 2 Nov., 6, 20 Dez.
Kleinsiedel & 31 Okt. (2).
Kleinweiler & 18 Sept.
Kleinsiedel (Sigm.) & 4 April, 30 Mai, 27
Okt., 25 Febr. 6 Okt.
Kleinsiedel & 29 Febr., 22 Juli, 30 Nov.
Kleinsiedel & Schw 3 Febr., 17 Okt.
Kleinsiedel & 8 Sept., Schw 9 März, 6 April,
18 Mai, 15 Juni, 13 Juli, 10 Aug., 7 Sept.,
5 Okt., 10 Febr., 23 März, 20 Apr. 16 Nov.
Kleinsiedel & 24 Mai, 20 Sept. (je 2).
Kleinsiedel & 10 Okt.
Kleinsiedel & 26 Jan., 9 Febr., 8 März, 24 Mai,
6 Sept., 13 Dez., Schw 9 Aug. (Freim. u. Junge
Fasel), 16 Aug. (Hauptpreisjudth), 27 Sept.
(Freitag).
Kleinsiedel & 29 Febr., 22 Aug., 29 Nov. (a. Gespinnst).
Kleinsiedel & m. Schw. am 1. Tag 5 April, 23 Aug.,
8 Nov., 20 Dez. (je 2).
Kleinsiedel (Württ.) & 18 April, 6 Juni,
18 Okt., 30 Nov., Garmelwein 24 Febr., 30 Mai,
24 Aug., 28 Okt., 14 Febr., 21 Sept.
Landau & 8 Mai, 11 Sept. (je 3). B alle 14
Tage am Dienstag.
Langhals & 1 Mai, 7 Aug., 16 Okt.
Langhals & 4 Okt.
Langhals & 17 März, 31 Mai, 21
Juni, 25 Okt.
Langhals & 23 Febr., 11 Aug., 1 Sept.
(m. Preisverleih), 13 Okt., 10 Nov.
Landau & 27 Dez., Schw 3 März, 2 Mai, 4 Juli,
Schw 7 Jan., 4 Febr., 7 April, 2 Juni, 4 Aug.,
1 Sept., 6 Okt., 3 Nov., 1 Dez.
Landau & 25 April, 14 Aug. (2), 24 Okt.,
11, 23 Mai, 25 Juli, 12, 26 Sept., 10,
24 Okt., 14, 28 Nov., 20 Dez. (Patent).

Reinhelden (Württ.) KB 6 Juni.
Reppig (Sachsen) Messe 2 Jan. (14), Vorwoche
27 April, 19 Sept. (je 27).
Reppig & 7 März, 25 Juni, 4 Okt.
St. Leon & 8 Nov.
Reinberg (Württ.) KB 27 Jan, 12 Mai, 2 Nov.
KBH 5 Okt. KH 9 Febr., BSchw 11 April,
24 Juni, 28 Juli.
Reutlingen (Württ.) KBH 21 März, 30 Mai,
17 Okt., 30 Nov., BKH 4, 25 Jan., 1, 29
Febr., 7, 28 März, 4, 25 April, 2, 30 Mai,
7, 27 Juni, 4, 25 Juli, 1, 29 Aug., 5, 26
Sept., 3, 31 Okt., 7, 28 Nov., 5, 26 Dez.
Reichenau & 5 Mai, 29 Sept., 24 Nov.
Reinbach & 14 März, 15 Juli, 17 Okt.
Reinbach (Schwaben) & 6 Mai, 4 Nov. (je 6).
(† Samstag u. Breiterm.).
Reinbach & 28 März, 9 Juni, 12 Sept., 10 Nov.
Reinbach & BSchw 9 Mai, 3 Okt., 28 Dez.,
BSchw 11 Jan., 8 Febr., 14 März, 11 April,
13 Juni, 11 Juli, 8 Aug., 12 Sept., 14 Nov.
Reinbach (Württ.) KB 8 März, 30 Mai, 7 Nov.,
KBH 19 Sept.
Reinbach & 24 Febr., 21 Sept. (je 2), BSchw
21 Jan., 25 Febr., 17 März, 21 April, 19
Mai, 23 Juni, 21 Juli, 18 Aug., 22 Sept.,
20 Okt., 17 Nov., 15 Dez.
Reinbach (Württ.) KBH in Schmittw.,
Biblen u. dergl. (K je 3 Tage), 16 Febr.,
17 Mai, 1 Nov. (vgl. Febrerm.), BSchw 15
März, Febr. 8 März, 5 Mai, 21 Juli (je 2).
Reinbach (Württ.) KB 24 April, 25 Sept. (je 2).
Reinbach & BSchw 28 März, 1 Sept., 28 Nov.
Reinbach & 5 Juni (3).
Reinbach (Hessen) Messe 21 März, 8 Aug. (je 14).
Reinbach (H. Göttingen) & mit BKH am 1 Tag
15 März, 26 Okt. (je 2), BKH 5 Juli.
Reinbach (W. Wiesloch) & 21 Juni (2).
Reinbach & 5 Aug., 29 Nov.
Reinbach Messe 1 Mai, 29 Sept., 11 Dez. (je 14).
Reinbach m. Messe. verb. m. Präm. d. best.
Reinbach 2 Mai (2), Febr. jed. Rent. BKH
5 Jan., 2 Febr., 8 März, 5 April, 3 Mai, 7 Juni,
5 Juli, 2 Aug., 6 Sept., 4 Okt., 1 Nov., 6 Dez.
Reinbach (Württ.) KB 28 April (2), 19 Juli,
17 Nov., 21 März, 5 April, 9 Juni, 30 Aug.,
Febr. 28 Febr., 27 April, 18 Juli, 16 Nov.
Reinbach & 18 Jan., 28 März, 13 Juni, 19
Sept., 14 Nov.
Reinbach (Württ.) & 24 Aug., KB 24
Febr., 18 April, 21 Dez. (je 2).
Reinbach (Gem. Schilberg) & 7 Juni.
Reinbach & 4 Sept. (3).
Reinbach & 25 März, 8 Sept.
Reinbach & 27 Juli.
Reinbach & 11 Nov., 5 Dez.
Reinbach (Sigm.) KB 25 Febr., 2 Juni, 14
Juli, 29 Sept., 24 Nov., 15 Dez.
Reinbach (Schwaben) KBH 11 Okt. (4), B
20 Juni (3), Schf 5 April, 6 Sept., 4 Okt., 1 Nov.
Reinbach (Württ.) KB 27 Febr., 25 Apr., 24 Juni,
14 Sept., 12 Nov., Zucht. 26 April, 20 Sept.
Reinbach & 6 Juni, 19 Sept. (je 2).
Reinbach & 7 Juni (2), Schw 11 Jan., 8
Febr., 14 März, 11 April, 9 Mai, 13 Juni, 11
Juli, 8 Aug., 12 Sept., 10 Okt., 14 Nov., 12 Dez.
Reinbach (Württ.) KBH 9 Febr., 10 Mai, 20
Sept., BKH 8 März, 12 Juli, KB 22 Nov.
Reinbach & 31 Aug., B am 2 u. 4. Mittwoch
j. Monats, wenn Feiertag, Samstag vorb.
Reinbach (Württ.) KBH 9 Febr., 10 Mai, 20
Sept., BKH 8 März, 12 Juli, KB 22 Nov.
Reinbach & 31 Aug., B am 2 u. 4. Mittwoch
j. Monats, wenn Feiertag, am folg. Tage.
Reinbach (Württ.) KBH 4 April, BSchw 2
Mai, 20 Juni, 18 Juli, 29 Aug., 3, 21 Okt.,
21 Nov., BKH 25 Jan., 29 Febr., 19 Dez.
Reinbach & 21 März, 14 Juni, 18 Juli, 6 Okt.
Reinbach & 29 Febr., 19 April, 24 Juni, (auch
Feiertagm.) 12 Sept., 10, 30 Nov., B 12
Jan., 3 Febr., 1, 8 März, 6 Sept., 8 Nov.,

Schw 12, 26 Jan., 9, 23 Febr., 8, 22 März,
12, 26 April, 10, 24 Mai, 14, 28 Juni, 12,
26 Juli, 9, 23 Aug., 13, 27 Sept., 11, 25 Okt.,
5, 22 Nov., 13, 27 Dez.
Reinbach & 21 März, 29 Sept., 14 Nov.
Reinbach (Hess.) Messe 7 Aug. (21).
Reinbach (Schwaben) BSchw 3 Nov. (2), B
18 Jan., 15 Febr., 21 März, 20 April, 16 Mai,
20 Juni, 18 Juli, 16 Aug., 19 Sept., 17 Okt.,
21 Nov., 19 Dez., Wein 23 Mai.
Reinbach & BSchw 6 Nov.
Reinbach (Württ.) KBH 14 Jan., 11 Febr.,
10 März, 14 April, 2 Mai, 9 Juni, 14 Juli, 25
Aug., 29 Sept., 27 Okt., 24 Nov., 8 Dez.
Reinbach & 2 Mai, 31 Okt. (je 2).
Reinbach & 12 Juni (3).
Reinbach & 25 April, 11 Sept. (je 2).
Reinbach & 18 April, 19 Sept.
Reinbach & 6 Juni, 22 Aug.
Reinbach & 29 Febr., 24 Juni, 28 Nov.
(auch Okt.) (2).
Reinbach & 17 Mai, 17 Okt.
Reinbach (Württ.) & 25 Juli, KB 7
März, 18 April, 6 Juni, 3 Okt.
Reinbach & 21 Aug.
Reinbach & 17 April, 18 Sept.
Reinbach & 7 Juni, 21 Sept.
Reinbach (Württ.) & 25 Febr., 2 Juni, 8 Sept.,
1 Dez., BSchw 10 Febr., 13 Apr., 17 Aug., 16 Nov.
Reinbach a. Kocher (Württ.) & 10 Mai, 13 Dez.,
KB 23 Aug., B 23 Febr., 31 Mai, 8 Nov.
Reinbach (Württ.) & 2 Mai, 21 Sept., B 9
Febr., 3 Mai, 29 Nov.
Reinbach (Sigm.) KB 20 Juli, 8 Okt.
Reinbach & 9 Juni, 3 Nov.
Reinbach a. d. Gildern (Württ.) KB 2 Mai, 4
Juli, 28 Okt.
Reinbach (Schwaben) & 18 April, 12 Sept., 12 Dez.
Reinbach (Baden) & 29 März, 21 Juni, 8 Nov.
Reinbach (Walt.) & 31 Juli.
Reinbach & BSchw 20 Jan., 28 März, 30 Mai, 1
Aug., 31 Okt., BSchw 11 April, 13 Sept.
Reinbach a. d. G. & 4 Sept. (2), 20 Dez. (3). B
alle 14 Tage am Dienstag.
Reinbach & BSchw 26 Sept., BSchw
25 Febr., 24 März, 23 Juni, 10 Okt.
Reinbach & 23 Okt.
Reinbach (Württ.) & 2 Febr., 2 Mai, 8 Juli,
11 Nov., KH 21 Jan., B 4 Jan., 3 Febr., 7
März, 4 April, 3 Mai, 6 Juni, 11 Juli, 1 Aug.,
5 Sept., 3 Okt., 21 Nov., 12 Dez.
Reinbach (Schwaben) & 9 Juni (10), B 7
Juni (2), Schf 2 April, 11 Juli, 22 Aug., 19
Sept., 4 Nov. BKH amlegt. Dienst. jed. Mon.
Reinbach & 10 März, 12 Mai, 14 Juli, 1 Sept.,
10 Nov.
Reinbach (Württ.) & BKH Schwaben 2 Febr.,
18 April, 24 Aug., 18 Okt., Schf 15 Nov.
Reinbach & 21 Aug.
Reinbach & 7 Juni, 5 Dez.
Reinbach & 4 Sept., 16 Okt.
Reinbach (Württ.) KB 5 April, 5 Juli, 4 Okt.
Reinbach (Württ.) KB 22 März, 6 Sept.
Reinbach & 24 Okt.
Reinbach & 1 Mai, 10 Juli, 11 Sept. (2), 23 Okt.
Reinbach (Stadt) (Württ.) KB & h. n. 14 März,
2 Mai, 13 Juni, 20 Juli, 24 Aug., 29 Sept.,
11 Nov., Schw 8 Jan., 8 April, 14 Okt., 9 Ds.
Reinbach & 13 Juli, 7 Nov.
Reinbach (Württ.) & 24 Febr., 8 Sept.
Reinbach im Thal & 18 Sept.
Reinbach & 11 Juli, 14 Nov.
Reinbach (Württ.) KB 8 Febr., 25 April, 3
Okt., 14 Nov.
Reinbach & BSchw 9 März, 13 April, 11
Mai, 8 Juni, 13 Juli, 15 Aug., 14 Sept., 12
Okt., 9 Nov.
Reinbach & 18 Okt. (2).
Reinbach & 25 Sept.
Reinbach & BSchw 9 April, 9 Mai, 11 Sept., 9 Mai,
19 Sept. (je 2), B 5 Jan., 3 Febr., 1 März,
(auch Feiertag m. Prämierung), 5 Apr. (a. KH),
3 Mai, 7 Juni, (a. KH), 5 Juli, 2 Aug., 6
Sept., 4 Okt., (auch Feiertag m. Prämierung),
2 Nov., 6 Dez. Weinm. 17 Mai.
Reinbach & Schwaben 19 April, 14 Sept.
Reinbach & 4 Sept.
Reinbach (Württ.) B 1 Febr., 25 April, 30 Aug.
Reinbach & 19 April, 24 Juni, 24 Aug.
Reinbach (Hessen) & 22 Aug., 21 Nov. (je 2).
Reinbach & 11 Juli, 17 Okt. (a. Schf.), 12 Dez.,
Schf 24 Juni, 1, 30 Aug., 19 Sept., 9 Nov.

Reinbach (Sigm.) KB 8 Febr., 20 April, 25 Juli,
4 Okt., B 5 Jan., 2 März, 4 Mai, 1 Juni, 7
Sept., 2 Nov., 7 Dez.
Reinbach & 5 Juli (2).
Reinbach (Württ.) KB 1 März, 5 Juli, 11 Okt.
Reinbach & 6 Nov.
Reinbach & 1 Mai, 4 Sept., 30 Okt.
Reinbach (Württ.) KBH 17 März,
14 Juni, 6 Okt., B 10 Mai, 30 Aug.
Reinbach (Württ.) & 29 Juni, BKH 30 Nov., B
18 Jan., 7 März, 13 Juni, 19 Sept.
Reinbach (Hess.) KB 26 Jan., 15, 29 März, 19 April,
7 Juni, 2 Aug., 4, 25 Okt., 6, 27 Dez.
Reinbach & Schw (am Tage vorher Vert. von
Töpferwaren) 8 März, 13 Dez. (je 2), BKH 4
Jan., 1 Febr., 7 März, 4 April, 2 Mai, 7
Juni, 4 Juli, 1 Aug., 5 Sept., 3 Okt., 7
Nov., 5 Dez.
Reinbach & BKH Schw 14 März, 2 Mai, 29
Aug., 17 Okt., 12 Dez., BSchw 19 Jan., 9
Febr., 19 April, 14 Juni, 19 Juli, 27 Sept.,
15 Nov., Zucht. 3 Mai, 22 Sept.
Reinbach (Württ.) KB 28 April, 9 Juni, 22
Sept., 24 Nov.
Reinbach & 17 Mai, 25 Okt. (je 2).
Reinbach & 3 Mai, 6 Sept. (je 2).
Reinbach (Württ.) KB 24 Febr., 15 Juli,
25 Nov.
Reinbach & BKH Schw 14 Febr., 24 Nov.
KB 5 Mai, B 11 April, 12 Sept.
Reinbach & BKH 16 Nov., KH 17 Febr.,
19 Okt., B 20 Jan., 3, 17 Febr., 2, 16 März,
6, 20 April, 4, 18 Mai, 1, 15 Juni, 6, 20 Juli, 23
Aug., gr. Preisdichte der Giaraffe, 7, 21 Sept.,
5, 19 Okt., 2, 16 Nov., 7, 21 Dez.
Reinbach KB 23 März, 1 Juni, 17 Aug., 9
Nov., B 5, 20 Jan., 3, 17 Febr., 2, 16 März,
6, 20 April, 4, 18 Mai, 15 Juni, 6, 20 Juli,
3 Aug., 16 Nov., 7, 21 Dez. Zucht. 29
April, 26 Sept. BKH 7 Sept. (auch Feiertag
geschl.), 5, 19 Okt., 2 Nov., BKH u. BKH 14,
28 Sept., 12, 26 Okt., 9 Nov. Kleefamen, 17,
24 Febr., 2 März, Kabis u. Rübenm., 19, 26
Okt.
Reinbach & 18 Sept.
Reinbach (Sigm.) KB 30 Mai, 11 Okt.
Reinbach & BKH mit B am 2 Tag 25 April,
29 Aug. (je 2), B 14 Jan., 11 Febr., 10 März,
12 Mai, 9 Juni, 14 Juli, 7 Sept., 20 Okt.,
25 Nov., 7 Dez.
Reinbach & 1 Mai.
Reinbach (Württ.) KB Schw 18 Juni, 18 Nov.
(je 2), KH 5 März, 29 Okt., Feiert. 2 Juli,
Schf 18 Juni, 20 Okt.
Reinbach & 1 Mai.
Reinbach & 16 Okt.
Reinbach, DM. Freudenstadt (Württ.) & 6
Juni, 21 Sept.
Reinbach & 2 Okt.
Reinbach & 25 April.
Reinbach & 7 Aug.
Reinbach & Schw 28 März, 17 Okt.
Reinbach (Württ.) KB (je tagdarauf Schf)
15 März 6 Sept., 25 Okt., 6 Dez., B 5 Jan.,
2 Febr., 1 März, 5 April, 3, 7 Mai, 7 Juni,
5 Juli, 2 Aug., 6 Sept., 4 Okt., 1 Nov.,
6 Dez.
Reinbach & 1 März, 13 Okt.
Reinbach (Schwaben) & 27 Jan., 4 Mai, 31
Aug., 9 Nov.
Reinbach & 23 Okt. (2).
Reinbach & 13 Nov.
Reinbach & 4 Febr., 30 Nov.
Reinbach & Schw 30 März, 19 Okt.
Reinbach (Württ.) KBH 7 März, 25 April,
13 Juni, 25 Juli, 10 Okt., 19 Dez.
Reinbach & BKH 9 Febr., 5 Juli, 4 Okt.
Reinbach & 1 Mai, 2 Okt., 8 Juli, 4 Febr.,
3 März, 7 April, 5 Mai, 2 Juni, 7 Juli, 4
Aug., 1 Sept., 6 Okt., 3 Nov., 1 Dez.
Reinbach & 11 Sept.
Reinbach & 9 Okt.
Reinbach (Schwaben) & 2 Juni, 3 Nov. B am 1.
Donnerstag jed. Monats.
Reinbach & 23 Aug., KB 26 Jan. B 29 Febr.,
22 März, 22 Nov.
Reinbach (Württ.) KB 25 Febr., 28 April, 30
Juni, 25 Aug., 3 Nov., 8 Dez., B 21 Jan., 19 Mai.
Reinbach & B 17 Mai.
Reinbach & 19 Juni.
Reinbach (Württ.) KB 21 März, 13 Juni, KBH
7 Nov., B 18 Jan., 15 Febr., 18 April, 11 Juli,
29 Aug., 3 Okt.
(Baden).

Nettweil (Württ.) KB 25 Febr., 25 April, 27 Juni, 14 Sept., 18 Okt., 28 Nov., 8 18 Jan., 21 März, 23 Mai, 16 Aug., 19 Dez.
Nutt & 14 März, 17 Okt., 21 Dez.
Säckingen KB 6 März, 25 April, 17 Okt., 21 Nov. Salem & 19 April, 2 Nov., B Schw 7 Jan., 4 Febr., 3 März, 7 April, 5 Mai, 2 Juni, 7 Juli, 4 Aug., 1 Sept., 6 Okt., 3 Nov., 1 Dez.
Sasbach & 23 Nov.
Saulgau (Württ.) KB 3 März, 19 April, 7 Juni, 29 Sept., 30 Nov.
Schaffhausen (Schweiz) KB 28 März, 5 Juni, 30 Aug., 15 Nov. B am 1. u. 3. Dienstag heb. Monats.
Schellenberg (Gem. Grobferrichmond) & 18 Okt. Schenzzell & 2 Mai, 24 Aug., 28 Okt.
Schielberg f. Marzell.
Schiltach & 19 März, 29 Juni, 8 Sept., 30 Nov. Schillingen & Holzgehr 29 Febr., 12 Sept., 8 25 Jan., 29 Febr., 28 März, 25 April, 30 Mai, 27 Juni, 25 Juli, 25 Aug., 26 Sept., 31 Okt.
Schlierbach & 11 Febr., 10 März, 21 April, 12 Mai, 9 Juni, 14 Juli, 15 Sept., 20 Okt., 10 Nov.
Schönberg D.-A. Nettweil (Württ.) KB 7 März, 3 Mai, 8 Juni, 30 Aug., 8 5 Jan., 15 Juli, 1 Okt. Schönau (H. Heibelberg) & 21 März, 3 Okt. (2). Schönau (Wald) & 27 März, 9 Okt. (2). Schönau i. B. & 25 April (auch Schw.), 30 Juni, 31 Okt. (je 2), 8 14 Jan., 11 Febr., 10 März, 21 April, 12 Mai, (auch Jarren), 9 Juni, 14 Juli, 11 Aug., 15 Sept., 20 Okt., 10 Nov., 15 Dez.
Schönenberg & 3 April, 12 Juni, 21 Aug., 11 Dez. Schöpsheim & 31 Mai, 6 Dez. (je 2), B Schw. 6 Jan., 3 Febr., 2 März, 6 April, 4 Mai, 8 Juni, 6 Juli, 3 Aug., 7 Sept., 5 Okt., 2 Nov., 7 Dez. Schornborn (Württ.) KB 1 März, 17 Mai, 22 Nov., 12 Jan., 12 Juli, 6 Sept. Holz u. Schnittw. 25 Febr., 12 Mai, 1 Sept., 17 Nov.
Schramberg D.-A. Oberndorf (Württ.) KB 28 März, 9 Mai, 15 Juni, 10 Aug., 10 Okt., 6 Dez. Schriesheim & 2 März, 27 Juli, 29 Aug., 26 Okt., KB 1 März, 26 Juli, 30 Aug., 25 Okt.
Schwanen & 18 Sept.
Schwarzach (H. Wühl) & 1 Mai, 8 Juni, 18 Okt. (2). Schwedelen & 16 Okt.
Schweigen & 24 April, 13 Nov.
Schweigen & 25 Juli, 27 Dez., 8 16 Mai.
Schwenningen D.-A. Nettweil, (Württ.) KB 27 Mai, 29 Sept.
Schweningen & 23 März, 29 Juli, 28 Sept., 7 Nov. (auch Sept.).
Seelbach & 19 April, 7 Juni, 29 Sept., 24 Nov.
Seidenbach KB 13 Sept. Es findet ein Nachmarkt statt, wozu b. Tag am Hauptviehm. verständig. in Sembach & 28 Aug.
Siegelbach & 6 Juni, 17 Okt.
Sigmaringen (Sigm.) KB 19 April, 20 Juni, 30 Okt., 21 Nov. B 21 Jan., 18 Febr., 17 März, 19 Mai, 21 Juli, 18 Aug., 15 Sept., 15 Dez.
Sindelfingen (Württ.) KB 9 März, 8 Juni, 21 Sept., 30 Nov., B Schw 3 Febr., 4 April, 4 Mai, 6 Juli.
Sindelfingen & 29 Juni, 28 Okt.
Singen & KB Schw 13 Juni, 15 Sept., (auch Holzgeschirrt), 7 Nov., B Schw 26 Jan., 23 Febr., 29 März, 26 April, 28 Juni, 26 Juli.
Sinsheim & 15 März, 22 Aug., 7 Nov.
Spaichingen (Württ.) KB 25 Febr., 19 April, 13 Juni, 24 Aug., 17 Okt., 11 Nov., 8 15 März, 16 Mai, 25 Juli.
† Speier & 22 Mai, 30 Okt. (je 8). († Diensttag).
Speyerbach & 2 Okt.
Staufen KB 8 Febr. 18 März, 24 Mai, 3 Aug., 9 Nov.
Stebach & 2 Mai.
Stein a. Rhein (Schweiz) KB 27 April, 26 Okt.
Stein (A. Bretten) KB 1 März, 31 Okt.
Steinbach (H. Wühl) & 30 Nov., 8 1 Dez.
Steinbach (Wald) & 24 April, 3 Juli.
Steinfeld & 17 Okt. (2).
Steinheim a. d. W. (Württ.) KB 2 Febr., 1 Juni, 21 Sept., Holz 1 Febr., 12 April, 31 Mai, 20 Sept.
Steinwenden & 9 Okt.
Stetten a. d. (Württ.) & 24 Juni (2).
Stetten a. f. W. & KB Schw 22 März, 14 Juni, 6 Sept., 8 Nov.
Stetten u. h. (Sigm.) KB 31 Mai, 20 Juli, 23 Sept., 20 Okt.
Stettfeld & 3 Mai (2).
Stotach KB Schw 21 April, 7 Juli, 20 Okt., 17 Nov. B Schw 5, 19 Jan., 9, 16 Febr., 1, 15 März, 5, 19 April, 3 Mai (a. Rh.), 17 Mai (auch Zugochfen), 7, 21 Juni, 5, 19 Juli, 2, 16 Aug., 6, 20 Sept., 4, 18 Okt. (auch Zugochfen), 8, 15 Nov., 6, 20 Dez. Zugw. 2 Mai, 23 Sept.

Strasbourg (Elsas) Christm 18 Dec. (7), B Rh 17 Febr., 16 März, 20 April, 18 Mai, 22 Juni, 20 Juli, 17 Aug., 19 Okt., 16 Nov., Zugw. 21 Sept. (2).
Strümpfelbrunn & 24 Mai, 26 Juli, 17 Okt.
Stühlingen KB 11 Jan., 21 März, 25 April, 20 Juni, 22 Aug., 3 Okt., 7 Nov. B Schw 4 Febr., 9 Mai, 11 Juli, 12 Sept., 12 Dez. Zugw. 26 April (auch Ochsenm.).
Stuttgart (Württ.) Messe 3 Mai (6), 19 Dez. (6), Röbel 23 Mai, 19 Dez. (je 3). Rh Baden Sackern 25 Apr. (2), Feder 2 Febr., 5 Mai, 5 Juli, 18 Okt., 22 Dez. Pflanzen Samen handgeräte i. Feld u. Gartenbau 8 März, 1 Nov.
Sulza. R. (Württ.) KB 1 März, 2 Juni, 8 Sept., 27 Okt., KB 15 Dez., Sch 31 März, 1 Aug., 9 Sept., 28 Okt., 8 3 Febr., 4 Mai, 6 Juli, 3 Aug., 8 2 Juni.
Sulzfeld & 9 Mai, 26 Sept., 7 Dez.
Taubersischhofheim & Schw 29 Febr., 25 April, 7 Juni, 11 Juli, 24 Aug., 14 Nov., 21 Dez., B Schw 18 Jan., 15 Febr., 21 März, 19 April, 16 Mai, 20 Juni, 18 Juli, 16 Aug., 19 Sept., 17 Okt., 21 Nov., 19 Dez. Jarrenm. 2 an der Zahl. Weinm. 27 Mai.
Tettmann (Württ.) KB 9 Mai, 21 Sept., 16 Nov., 8 März, 18 Okt.
Thaleschweiler & 22 Mai, 23 Okt., 8 8 Aug.
Thann (Elsas) Messe 28 Aug. (42), & 27 Febr., 2 Juli, 10 Sept., 5 Nov.
Toblerbergsteigen & 25 Sept.
Tengen & 15 Dez. KB Schw 14 März, 28 April, 21 Sept., 28 Okt., B Schw 29 Jan., 26 Febr., 27 Mai, 24 Juni, 29 Juli, 26 Aug., 25 Nov., 30 Dez.
Thingen KB 3 Febr., 25 April, 31 Mai, 24 Juni, 24 Aug., 29 Sept., 30 Nov. 8 13 Jan., 10 März, 12 Juli, 17 Okt.
Tiefenbrenn & 9 Mai, 25 Juli, 28 Okt.
Tschirnau & 7 Juni, 26 Juli, 16 Aug., 7 Sept.
Tobinan KB 19 April, 24 Aug. (je 2).
Triberg & 19 März, 7 Mai, 1 Okt., 26 Nov., 27 Dez. Trippstadt & 10 Juli.
Trüchlingen (Sigm.) KB 28 März, 7 Juni, 21 Sept., 7 Nov., Schw 4 Jan., 1 Febr., 2 Mai, 1 Aug., 5 Dez., 8 28 April, 21 Juli, 10 Okt.
Tübingen (Württ.) KB Schw 23 April, KB Schw 15 Nov. (Kiel Woche), B Schw 10 Febr., 19 Juni.
Tuttlingen (Württ.) KB Schw 8 März, 3 Mai, 12 Juli, 11 Okt., 17 Nov. Wollm. 16 Juni, 31 Aug. (je 3). KB 23 Dez.
Überlingen & 30 März, 4 Mai, 31 Aug., 26 Okt., 7 Dez. (gg. Hnff) (je 2), 8 27 Jan., 24 Febr., 27 April, 25 Mai, 30 Juni, 27 Juli, 28 Sept., 30 Nov., 28 Dez.
Ulm KB Schw 22 Febr., 26 Sept.
Ulm (Württ.) Messe 13 Juni, 5 Dez. (je 1 Woche), Rh 26 Jan., 8 März, 5 April, 14 Juni, 15 Nov. (je 2), Feder 7 Nov., 19 Sept. (je 2), Tuchm. in Gewebe und Strickw. 14 März, 10 Okt. (je 3). 8 16 Juni (3).
Ulmet KB Schw Schindw. 16 Okt. Nachmärkte werden am Hauptmarkt verständig.
Unterwisheim & 17 Okt. (2).
Unterwiesing & KB Schw 30 Mai, 22 Aug., KB Schw 21 März, 7 Nov., 8 22 März, 8 Nov.
Unterwittighausen Schw 4 Jan., 1 Febr., 7 März, 4 April, 2 Mai, 13 Juni, 4 Juli, 1 Aug., 5 Sept., 3 Okt., 7 Nov., 5 Dez.
Urach (Württ.) KB Rh 10 März, 2 Mai, 25 Juli, 6 Okt., 3 Nov., Schw 26 Juli, 7 Okt., 4 Nov.
Waiblingen a. d. Enz (Württ.) KB 16 März, 11 Mai, 13 Juli, 14 Sept., (je 2), 8 13 Jan., 10 Febr., 13 April, 15 Juni, 10 Aug., 12 Okt., 14 Dez.
Weringenstadt (Sigm.) KB 24 Febr., 2 Mai, 29 Sept., 1 Nov., 6 Dez.
Willingen KB Rh Schw 8 März, 19 April, 7 Juni, 25 Juli, 21 Sept., 28 Okt., 11 Dez. Frucht- u. Schw heb. Dienstag, wenn feiertag, Tags vord.
Wöhrenbach KB 3 Okt., 14 Nov.
Worrenweidenhal & 27 März, 19 Juni, 23 Okt.
Waldenheim & 24 April, 13 Nov. (je 2).
Waiblingen (Württ.) KB Rh 12 April, 5 Juli, 21 Sept. B 9 Febr., 8 14 Juni, 30 Nov.
Wahl & Tags vor d. 3 letzten Märkten.
Wahlstadt & 6 Juni, 14 Nov.
Wald (Sigm.) KB 22 März, 24 Mai, 23 Aug., 22 Nov.
Waldenbuch (Württ.) KB 16 Febr., 16 Juni, 6 Okt., Waldenburg (Württ.) & 6 Juni. KB 2 Febr., 24 Aug., 11 Nov., 8 26 April, 7 Juni.
Waldsiedel & 3 April, 21 Aug., 6 Nov.
Waldkirch & 29 Febr., 2 Mai, 13 Aug. (2), 24 Nov.
Waldmohr & 18 April, 5 Juni, 31 Juli, 23 Okt.

Waldsee (Württ.) & 19 April, 7 Juni, 4 Okt., 15 Nov. Rh 22 März, 7 Juni, 4 Okt. 8 5 Jan., 2 Febr., 1 März, 5 April, 3 Mai, 7 Juni, 5 Juli, 2 Aug., 6 Sept., 4 Okt., 1 Nov., 6 Dez.
Waldshut KB Schw 25 Febr., 6 April, 4 Mai, 3 Juni, 25 Juli, 21 Sept., 19 Okt., 6 Dez. (auch Hnff), 23 Dez. (auch Hnff). Jarren 13 Sept.
Waldsiedel & 17 Okt.
Waldsiedel (Waldsiedel) KB 1 Juni (20), & 7 April (auch B Schw) 11 Okt. B Schw 11 Febr., 10 März, 12 Mai, 20 Okt., 10 Nov.
Waldsiedel & 21 Febr., 1 Mai, 24 Juli, 25 Sept., 6 Nov.
Wangen i. Allgäu (Württ.) KB 7 Juni, 21 Sept., 14, 28 Nov., 8 7, 27 Jan., 3, 24 Febr., 2 März, 6, 27 April, 4, 25 Mai, 1, 29 Juni, 6, 27 Juli, 3, 31 Aug., 7, 28 Sept., 5, 26 Okt., 2, 30 Nov., 7, 28 Dez.
Wehr KB 9 Febr., 10 Mai, 9 Aug., 8 Nov., 8 12 Jan., 8 März, 12 April, 14 Juni, 12 Juli, 13 Sept., 11 Okt., 13 Dez.
Weikersheim (Württ.) & 24 Febr., 25 März, 24 Juni, 24 Aug., 28 Okt., 30 Nov., 21 Dez., 8 Jarren 21 April.
Weil die Stadt (Württ.) KB Rh Schw 28 März, 25 April, 13 Juni, 24 Aug., 17 Okt., 19 Dez., B Rh Schw 11 Jan., 8 Febr., 16 Mai, 25 Juli, 19 Sept., 21 Nov.
Weilerbach & 25 Sept.
Weingarten & 25 Febr., 2 Juni, 27 Okt. (je 2). Weingarten-Wildori (Württ.) & 25 Mai, 24 Juni, (je 3), KB 29 Febr., 12 März.
Weinheim & 5 April, 24 Mai, 16 Aug., 8 Nov., 13 Dez. (auch Hnff), Weinm. 25 Mai.
Weinsberg (Württ.) & 22 Nov.
Weisenburg (Elsas) & 10 März, 9 Juni, 22 Sept., 15 Dez.
Weilshingen & 8 April, 13 Okt.
Weilerbach & 9 Okt.
Weilsheim (Württ.) KB Rh 24 März (2), 24 Juni, 27 Okt. (2), 21 Dez., KB 24 Aug., Holz 25 März.
St. Wendel (Elsas) KB 4 Febr., 7 April, 8 Juni, 26 Juli, 20 Okt., 6 Dez., B Rh 1 Sept., 8 3 Nov. B am 1. u. 3. Donnerstags heb. Monats, wenn feiertag, am Mittwoch.
Wentheim & 19 März, 29 Juni, 8 Sept., 21 Nov., Schw 12 Jan., 9 Febr., 8 März, 12 April, 10 Mai, 14 Juni, 12 Juli, 9 Aug., 13 Sept., 11 Okt., 8 Nov., 13 Dez.
Werbach & 20 Jan., 21 Sept.
Wertheim & 25 März, 24 Mai, 24 Aug., 4 Okt., (3), 25 Nov. B Schw 5, 20 Jan., 3, 17 Febr., 2, 16 März, 11, 27 April, 11, 25 Mai, 8, 22 Juni, 6, 20 Juli, 3, 17, 31 Aug., 14, 28 Sept., 11, 26 Okt., 9, 23 Nov., 7, 21 Dez. Schw 9 Juni, 7 Juli, 4 Aug., 15 Sept., 5 Okt., 3 Nov.
Wiernheim (Württ.) KB Rh 18 April, 28 Okt.
Wiesentheil (Württ.) KB 29 Febr., KB Rh 13 Mai, KB Rh 10 Okt., 25 Nov.
Wiesloch & 19 April, 8 Aug., 1 Dez. (je 2), 8 4 Febr., 19 April, 2 Juni, 9 Aug., 6 Okt., 1 Dez.
Wilsbad (Württ.) & 25 März, 24 Aug., 30 Nov., Wilsbergingen & 17 Febr., 10 Okt. (je 2), 8 16 Febr., 11 Okt.
Wiltgartswiesen & 18 Sept.
Wiltshausen & Schw 11 Okt. (2).
Windschbuch & 4 Febr., 25 April, 29 Aug.
Wimdenen (Württ.) KB 10 Febr., 11 Mai, 14 Sept., 9 Nov., 8 2 März, 22 Juni, 10 Aug., 5 Okt.
Winzweiler & 18 April, 19 Juni, 23 Okt.
Willingen & 3 Juli (2).
Wolfsach & 23 März, 1 Juni, 3 Aug., 12 Okt., 22 Dez.
Wolfsheim & 28 Febr., 8 Mai, KB 18 Aug., 31 Okt., 8 29 Febr., 9 Mai, 8 Sept., 10 Nov.
Wollenberg & 24 Juli, 24 Okt.
Worms (Hessen) & 7 Juni, 7 Nov. (je 3).
Wörslingen & 18 Febr., 15 Sept.
Wurzach (Württ.) & 4 Febr., 3 März, 5 Mai, 6 Okt., 3 Nov., 8 7 Jan., 7 April, 2 Juni, 7 Juli, 4 Aug., 1 Sept., 1 Dez.
Zaizenhausen & 8 Sept., 21 Dez.
Zell (Wald) & 11 Sept. (2).
Zell a. d. Rh & 19 April, 7, 27 Juni, 22 Aug., 12 Sept., 31 Okt.
Zell i. B. & 29 Febr., 17 Okt., KB 17 Mai, 8 19 Jan., 16 Febr., 15 März, 19 April, 21 Juni, 19 Juli, 16 Aug., 20 Sept., 18 Okt., 15 Nov., 20 Dez.
Zuzenhausen & 2 Mai, 24 Aug.
Zweibrücken & 31 März, 10 Mai, 19 Juli, 4 Okt., 30 Nov., 8 1. u. 3. Donnerstags heb. Monats, wenn feiertag, am Freitag bis Samstag († Donnerstags).
(Baden).

Marktwortverzeichnis für Elsaß-Lothringen für das Jahr 1892.

Abkürzungen: K heißt Krammarkt. — B heißt Biermarkt. — KW heißt Kram- und Viehmarkt. — KB heißt Kram- und Viehmarkt. — WB heißt Vieh- und Viehmarkt. — KBW heißt Kram-, Vieh- und Viehmarkt. — Schw heißt Schweinemarkt. — B heißt Viehmarkt. — Lb heißt Lebermarkt. — H heißt Fischmarkt. — Hf heißt Fischmarkt u. s. w. — Die mit † bezeichneten Orte halten Schranzen oder Getreidemarkt.

Altkirch KB 21 Jan., 10 März (1. Fastenn.), 24 März (2. Fastenn.), 7 April (3. Fastenn.), 30 Mai (Ergaudim.), 30 Juni, 25 Juli (Jakobim.), 18 Aug., 29 Sept. (Michaelismarkt), 20 Okt., 24 Nov. (Katharinenn.), 22 Dez.
 Aspacherbrücke B 29 Febr., 11 April, 13 Juni, 12 Sept., 14 Nov.
 Aumetz KB 8 März.
 Barr K 7 Mai, 5 Nov., B 6 Jan., 3 Febr., 2 März, 6 April, 4 Mai, 1 Juni, 6 Juli, 3 Aug., 7 Sept., 5 Okt., 2 Nov., 7 Dez.
 Baumbiedersdorf B 14 März, 18 Okt.
 Beinhelm K 24 Okt.
 Benfeld Jahrm. B 15 Febr., 9 Mai, 15 Aug., 7 Nov., Schw 25 Jan., 29 Febr., 28 März, 25 April, 30 Mai, 27 Juni, 25 Juli, 29 Aug., 26 Sept., 31 Okt., 28 Nov., 26 Dez.
 Bergheim Wochenm. jeden Mittwoch und Freitag.
 Bingen KB 29 Febr., 27 Juni.
 Bischweiler KBetr 22 Aug. (3), K 18 Okt. (2).
 Bitch KB 1 März, 3 Mai, 6 Sept., 8 Nov.
 Bloyheim KB 7 März, 6 Juni, 12 Sept., 12 Dez.
 Bolchen KB 1 Febr., 2 Mai, 5 Sept., 14 Nov., Getreidem. jeden Mittwoch.
 Brumath K 26 Juni, 28 Aug. (2).
 Buchweiler K 1 März, 14 Juni, 6 Sept., 13 Dez., B 6 Jan., 3 Febr., 2 März, 6 April, 4 Mai, 1 Juni, 6 Juli, 3 Aug., 7 Sept., 5 Okt., 2 Nov., 7 Dez.
 Dalsendorf KB 3 Mai, 19 Sept., 27 Okt.
 Gâteau-Salins K 26 Juni (3), B 14 Jan., 11 Febr., 10 März, 5 April, 12 Mai, 9 Juni, 14 Juli, 11 Aug., 6 Sept., 18 Okt., 10 Nov., 8 Dez.
 H 28 Jan., 25 Febr., 24 März, 28 April, 27 Mai, 23 Juni, 28 Juli, 25 Aug., 22 Sept., 27 Okt., 24 Nov., 22 Dez. Getreidem jeden Donnerstag, jedoch statt 26. Mai am 27. Mai.
 Colmar Messe KramSpielPorzellanwaren 3 Juli (22), Christm. 24 Dez. Großer KB Verproviantierungsm. jeden Donnerstag, wenn Feiertag Mittwochs. B jeden Montag, wenn Feiertag, tagsdarauf.
 Dammerkirch B 12 Jan., 9 Febr., 8 März, 11, 25 April, (St. Georgsm.) 10 Mai, 14 Juni, 12 Juli, 9 Aug., 13 Sept., 11 Okt., 8 Nov., 13 Dez.
 Delme Getreidem. jeden Mittwoch, wenn Feiertag, Aqsnachher.
 Dettweiler Messe 14 Aug. (2).
 Diedenhofen KBW 18 Jan., 15 Febr., 21 März, 11 April, 16 Mai, 20

Juni, 18 Juli, 16 Aug., KB 14 Sept., Messe 14 Sept. (14), KB 17 Okt., 21 Nov., 19 Dez. Getreidem jed. Samst.
 Diemerdingen K 18 April, 29 Juni, 25 Okt., 18 Dez.
 Dieuze Messe 24 Juli (3), B 4, 18 Jan., 1, 15 Febr., 7, 21 März, 4, 25 April, 2, 16 Mai, 13, 20 Juni, 4, 18 Juli, 1, 22 Aug., 5, 19 Sept., 3, 17 Okt., 7, 21 Nov., 5, 19 Dez.
 Dornach Wochen- B am 1., 2. u. 4. Montag jeden Monats. Jahres B für Rindv. Schw. 18 Jan., 15 Febr., 21 März, 19 April, 16 Mai, 20 Juni, 18 Juli, 15 Aug., 19 Sept., 17 Okt., 21 Nov., 19 Dez.
 Drillingen K 17 Okt.
 Drusenheim K 26 Sept. (2).
 Ensisheim B 21 März, 21 Nov., K (Katharinenn.) 25 Nov.
 Erstein Jahrm. 28 März, 6 Juni, 17 Okt. (agl. B), 12 Dez., B 28 Jan., 25 Febr., 31 März, 28 April, 26 Mai, 30 Juni, 28 Juli, 25 Aug., 29 Sept., 27 Okt., 24 Nov., 29 Dez.
 Fallenberg K 22 Jan., 6 Juni, 19 Sept., B 23 Febr., 26 April, 25 Okt., Schw jeden Donnerstag, der auf den 26. Mai fallende Markt findet jedoch am 25. Mai statt.
 Fellerdingen B 21 April, 13 Okt.
 Fentisch B 4 April, 3 Okt.
 Forbach KB 9 Febr., 10 Mai, 9 Aug., 11 Okt.
 Freisdorf KB 26 Sept.
 Gebweiler K Schw 28 März, 30 Mai, 18 Juli, 5 Dez. (Andreas m.)
 Gelmingen KB 7 Juni.
 Gemar K (Magimm.) 29 Mai.
 Gorze K EllenSpielm. 1 Juli.
 Großblittersdorf B 24 Febr., 25 Mai, 24 Aug., 23 Nov.
 Groß-Moyevre K 18 April, KB 1 Aug.
 Güldkirch K 26 Juli.
 Gungweiler K Biegen 2 Mai.
 Habsheim Jahrm. KB 28 Okt.
 Hagenau KB 2 Febr., 3 Mai, 4 Okt., 15 Nov. (je 3).
 Hatten K 26 April, 10 Okt.
 Hayingen KBW 15 April, 29 Aug.
 Herbisheim K 8 Juni, 3 Nov.
 Hilsprich Spielm. 9 Mai.
 Hochfelden B 2 März, 1 Juni, 7 Sept., 7 Dez.; K 6 Juni, 26 Sept. (2).
 Illkirch-Grafenstaden Vikt. Ferkelm 11 Jan., 15 Febr., 14 März, 11 April, 16 Mai, 13 Juni, 11 Juli, 15 Aug., 12 Sept., 17 Okt., 14 Nov., 12 Dez.
 Ingweiler K 5 April, 23 Aug., 15 Nov.
 Jouy-aux-Arges B 5 Sept.
 Kaisersberg K 5 Dez., Wochenmarkt jeden Montag.
 Kattenhofen KBW 3 Okt. (3).
 Keftenholz Schw 23 April.

Königsmachern B 29 Aug.
 Kurzel B 25 April, 21 Nov.
 Lauterburg K 7 April, 31 Mai, 18 Okt. (je 2).
 Leberau KBWochenm jeden Montag.
 Lembach K 29 Febr., 6 Juni, 5 Sept., 14 Nov.
 Lemberg K 6 Juni, 4 Okt. (2).
 Lubeln B 4 Jan., 4 April, 4 Juli, 3 Okt.
 Lützelstein K 9 Mai, 3 Okt.
 Markkirch Kisse (Kirmes) 18, 19, 25 Sept.; B jeden ersten Mittwoch im Monat, wenn Feiertag, 8 Tage später.
 KBWochenm jeden Samstag.
 Markolsheim B 9 März, 8 Juni, 14 Sept., 14 Dez.
 Marlenheim Messe 17 April, Nachmesse 24 April.
 Masmünster B 16 März, 20 Juli, 21 Sept., 16 Nov.
 Maurmünster Messe 4 Sept. (3).
 Metz Messe 1 Mai (14), B 14 Jan., 11 Febr., 3, 10 März, 14 April, 12 Mai, 9 Juni, 14 Juli, 11 Aug., 8 Sept., 13, 27 Okt., 10 Nov., 8 Dez. Getreidem jeden Samstag.
 Nolsheim KB Schw 26 April, B 4 Jan., 1 Febr., 7 März, 4 April, 2 Mai, 6 Juni, 4 Juli, 1 Aug., 5 Sept., 3 Okt., 7 Nov., 5 Dez.
 Nörchingen KB 29 Juni, Schw 6, 20 Jan., 3, 17 Febr., 2, 16 März, 6, 20 April, 4, 18 Mai, 1, 15 Juni, 6, 20 Juli, 3, 17 Aug., 7, 21 Sept., 5, 19 Okt., 2, 16 Nov., 7, 21 Dez. Getr. jed. Mittwoch.
 Mülhausen Messe 7 Aug. (21). Am 1. Dienstag jeden Monats und am Montag, Mittwoch und Freitag jed. Woche. B Bdschw beim neuen Schlachthause.
 Münster (Ober-Elsaß) B 7 März; Messe 6 Juni, 22 Aug., 12 Dez.
 Münster (Lothringen) K 9 Mai, 6 Dez.
 Nuyig KB Schw 27 Sept. (2).
 Neubreisach B 18 Jan., 21 März, 2 Mai, 27 Juni, 29 Aug., 3 Okt., 21 Nov. Wochenm. jed. Montag, Mittwoch und Freitag.
 Neuweiler K 3 Mai, 25 Okt.
 Niederbronn K 19 Juli, 11 Okt. (je 2).
 Niederröbern K 10 Aug.
 Oberbronn K 17 Mai, 22 Nov. (je 2).
 Ottendorf KB 7 März, 12 Okt.
 Pfaffenhofen K 9 Febr., 10 Mai, 12 Juli, 1 Nov. (je 2).
 Pfalzburg K 14 Aug. (4).
 Pürrt KB (Vichtmesm.) 26 Jan., 15 März (1. Fastenn.), 29 März, (2. Fastenn.) 19 April, 7 Juni, 2 Aug. (Jakobim.), 4. Okt. (Michaeli.), 25 Okt., 6 Dez. (Nikolausm.), 27 Dez. (Christm.)

Püttlingen K 29 Juni, B 11 Jan.,
8 Febr., 14 März, 11 April, 9 Mai,
13 Juni, 11 Juli, 8 Aug., 12 Sept.,
10 Okt., 14 Nov., 12 Dez., Schw 14,
28 Jan., 11, 25 Febr., 10, 31 März,
14, 28 April, 12, 25 Mai, 9, 30 Juni,
14, 28 Juli, 11, 25 Aug., 8, 29 Sept.,
13, 27 Okt., 10, 24 Nov., 8, 29 Dez.
Nappoltsweiler K (jogen. Pfeisferlag) 11
Sept., K Wochenm jeden Samstag,
Gemüsem jed. Mittwoch, Gemüse-
Fisch u. Raufkutterm jed. Freitag.
Nayweiler K 1 Mai, 25 Aug.
Reichenweier Gemüsem jed. Freitag.
Reichersberg KB 4 Juli.
Reichshofen K 26 April, 11 Okt., 20
Dez. (je 2).
Reiningen KB (Jahrm) 10 Aug.
Remilly KB 8 Febr., B 9 Febr., 12
April, 14 Juni, 16 Aug., 8 Nov.,
13 Dez.
Rheinau Jahrm B 21 März, 10 Okt.,
Jahrm 5 Dez.
Rohrbach K 24 Juni, 5 Okt., B 7
Jan., 4 Febr., 3 März, 7 April, 5
Mai, 2 Juni, 7 Juli, 4 Aug., 1 Sept.,
6 Okt., 3 Nov., 1 Dez., Getreidem
7, 21 Jan., 4, 18 Febr., 3, 17
März, 7, 21 April, 5, 19 Mai,
2, 16 Juni, 7, 21 Juli, 4, 18 Aug.,
1, 15 Sept., 6, 20 Okt., 3, 17
Nov., 1, 15 Dez.
Rombach KB 2 Mai.
Röschwoog K 19 März, 5 Sept., 30 Nov.
Rosheim Jahrm Schw 22 März, 7 Juli,
Kufach KB SchwBetr 16 Febr., 19 Mai,
16 Aug., 6 Sept., 22 Nov.
Saales B 4, 18 Jan., 1, 15 Febr.,
7, 21 März, 4, 18 April, 2, 16

Mai, 6, 20 Juni, 4, 18 Juli,
1, 15 Aug., 5, 19 Sept., 3, 17
Okt., 7, 21 Nov., 5, 19 Dez.
Saaralben K 18 April, KB 13 Juni,
14 Nov.
Saarburg K 6 Juni, 4 Sept. (3), außer-
dem B an jed. Dienstag vor dem
Donnerstag Viehm. in Zabern.
Saargemünd K 15 März, 29 Sept., 21
Dez., B 6 Jan., 3 Febr., 2 März,
6 April, 4 Mai, 8 Juni, 6 Juli,
3 Aug., 7 Sept., 5 Okt., 2 Nov.,
7 Dez.
Saarunion K 25 April, 28 Nov., B
5, 19 Jan., 2, 16 Febr., 1, 15
März, 5, 19 April, 3, 17 Mai,
7, 21 Juni, 5, 19 Juli, 2, 16 Aug.,
6, 20 Sept., 4, 18 Okt., 1, 15
Nov., 6, 20 Dez.
St. Nigon, Gemeinde Day, K 15 Juni.
St. Noold K 28 März, 28 Aug., B
21 März, 20 Juni, 19 Sept., 19 Dez.
St. Privat Völkentw 18 Juli.
St. Quirin K 26 Mai.
Schirmed Jahrm 20 Jan., 5 April,
7 Juni, 1 Nov. (je 2), B 6 Jan.,
3 Febr., 2 März, 6 April, 4 Mai,
1 Juni, 6 Juli, 3 Aug., 7 Sept.,
5 Okt., 2 Nov., 7 Dez.
Schlettschadt Jahrm 1 März, 31 Mai,
30 Aug., 29 Nov., Spielw 6 Dez.
KBetr jeden Dienstag.
Schnierlach Gemüsem jeden Dienstag.
Selz K 7 März, 29 Aug., 14 Nov.,
Ferkelmarkt jeden Dienstag.
Sierck B 4 Jan., 7 Juni, KB 19
April, 12 Sept.
Sierenz KB 21 März, 6 Juni, 26
Sept., 14 Nov.

Siemeiler K 6 Juni, 7 Nov.
Straßburg ZuchtB 21 Sept., Christi-
findelm 18 Dez. (7), KB 17 Febr.,
16 März, 20 April, 18 Mai (2),
22 Juni, 20 Juli, 17 Aug., 19
Okt., 16 Nov. Schlacht jed. Mont.
Sufflenheim KB 14 März, 8 Aug.,
10 Okt., 19 Dez.
Sulz (Oberelsaß) K SchwBetr 9 März,
15 Juni, 28 Sept., 21 Dez.
Sulz (Untereisaß) K 16 März, 15 Juni,
14 Sept., 7 Dez., B 14 März, 5 Sept.
Thann K 27 Febr., 2 Juli, 10 Sept.,
5 Nov., Messe 28 Aug. (28).
Urbeis Wochenmarkt jeden Mittwoch.
Verneville KB 14 März, B 12 Sept.
Vic K 25 Juli (2), Hopfenm 16, 23,
30 Aug., 6, 13, 20, 27 Sept., 4,
11, 18, 25 Okt.
Vigy B 14 März.
Vollensberg KB 27 Juli.
Waldwieje KB 10 März, 7 Juli.
Wasselnheim Jahrm 4 April (2),
Messe 29 Aug. (2). Jeden Montag
Wochen- u. Viehm.
Weiler Jahrm Schw 6 April, 25 Mai,
10 Aug., 26 Okt., Jahrm 30 Nov.,
Frucht m jeden Mittwoch.
Weißenburg K 10 März, 9 Juni, 22
Sept., 15 Dez. Außerdem im Monat
Mai und im Herbst Zuchtviehm.
Westhofen Messe 8 Nov. (2).
Wingenheim Wochenm. jed. Mittwoch
und Freitag, wenn Feiertag, tags-
vorher.
Wörth K 1 März, 31 Mai, 16 Aug.,
20 Dez.
Zabern K 9 Sept. (5), B alle 14 Tage
Donnerstags.

Verlag von Moriz Schauenburg in Lahr.

Schauenburgs Allgemeines Deutsches Kommersbuch.

Unter musikalischer Redaction von Fr. Sillcher und Fr. Erh.

Neununddreißigste bis dreiundvierzigste Auflage.

Preis in beliebigem „Gaudemanns-Einband“ in Leinwand 3 M. 50 Pf., mit Biernägeln 3 M. 80 Pf.; in Saffian-
leder 4 M. 50 Pf., mit Biernägeln 4 M. 80 Pf.; in Schweinsleder 4 M. 50 Pf., mit Biernägeln 4 M. 80 Pf.

Kommers-Abende.

Die schönsten Lieder des Allgemeinen Deutschen Kommersbuches, sowie eine Anzahl neuer
Lieder mit Klavierbegleitung.
Erschienen sind 18 in sich abgeschlossene Abende oder Hefte. Die Hefte 1-6, 7-12, 13-18 bilden einen Band.
Hefte 19-24 bilden einen Band. Jeder Band kostet 6 M., gebunden 7 M.



BLB Karlsruhe

53 48863 3 031

Bei jeder Gelegenheit passende hübsche Geschenkwerke.

Gedenk- und Geburtstagsbuch.

Ein Notizkalender für alle Jahre, mit Denkprüchen und Monatsbildern.

Preis in eleg. Leinwandband mit Goldschnitt 2 M 25 J.

Pracht-Ausgabe mit neuen Monatsbildern in Chromolithographie und in buntem Prachtband 3 M.

Kleines Gedenkbuch.

Mit Goethesprüchen. Kleines Oktavformat mit Goldschnitt.

Preis in feinem Lederband 1 M 75 J, in elegantem Leinwandband 1 M 25 J.

Christliches Gedenkbuch.

Mit frommen Sentenzen. Kleines Oktavformat mit Goldschnitt.

Preis in feinem Lederband 2 M, in elegantem Leinwandband 1 M 50 J.

Haushaltsbuch.

Enthält die Daten eines ganzen Jahres mit entsprechenden Raum- und Zahlenrubriken zum Eintragen täglicher Ausgaben.

Preis elegant in Leinwand gebunden mit Goldschnitt 1 M 50 J.

Ähren und Blüten.

Eine Sammlung von Sprüchen der bedeutendsten Dichter und Dichter in Poesie und Prosa.

Preis elegant gebunden 3 M.

Mein Dichteralbum.

I. und II. Sammlung, in zwei Bänden.

Preis elegant gebunden à 4 M.

Dies reich und künstlerisch ausgestattete Buch bezweckt, jeden Dichter in den Stand zu setzen, sich nach und nach eine Anthologie anzulegen. Die zwei bisher erschienenen Bände sind für 15 unserer hervorragendsten Dichter bestimmt; für die noch nicht berücksichtigten ist durch einen jedem Bande angehängten allgemeinen Teil Platz geschaffen.

Familienchronik.

Gedenkbuch für Mädchen und Frauen. Mit 31 Illustrationen von Prof. Erdmann Wagner in München.

Preis elegant gebunden 4 M.

Der Lehrer Sinkende.

Kalendergeschichten von Albert Bürklin.

3 Bände. Preis des Bandes geh. 2 M, geb. 2 M 50 J.

Die Priesterin der Solde.

Ein episches Gedicht in 12 Gesängen von Schulte vom Brühl.

Preis elegant gebunden 1 M 50 J.

Mein Kochbuch.

Illustriert von Erdmann Wagner.

Das Kochbuch ist zum Einschreiben von Kochrezepten eingerichtet. Preis elegant gebunden 4 M.

Mein Kochbuch.

Kleine Ausgabe.

Preis elegant gebunden 2 M.

Badische
Landesbibliothek

Kinder-Chronik.

Ein reich und ausgestattetes Büchlein mit farbigem Titelbilde sowie einer Anzahl künstlerisch ausgeführter Initialen. Die Blätter der „Kinderchronik“ sind nicht bedruckt, sondern sollen nach Anleitung der darin markierten Abteilungen den Eltern dazu dienen, die Ereignisse im Kinderleben in dem Büchlein aufzuschreiben, um damit eine „Chronik“ zu schaffen, welche, aufbewahrt in der Familie, ein dauerndes und sprechendes Gedenken an die Kinderzeit ermöglicht.

Preis elegant gebunden 2 M 50 J.

H. Willinger, Aus dem Kleinleben.

Erzählungen. Mit dem Porträt der Verfasserin in Lichtdruck und vielen Holzschnitten im Texte. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Preis elegant gebunden 2 M 50 J.

P. Berthold, In der Trödelbude.

Kleine Geschichten.

Preis elegant gebunden 2 M.

Aus dem Schwarzwald.

Gedichte von Ludwig Auerbach. Herausgegeben von Friedrich Geßler und Ernst Scherenberg.

Preis elegant gebunden 2 M 50 J.

Fröhlich Palz, Gott erhalt's.

Gedichte in Pfälzer Mundart von Karl Gottfried Kadler, herausgegeben von Ludwig Eichrodt.

Preis elegant gebunden 2 M 25 J.

Adolf Bartels, Dichterleben.

Dramatische Dichtungen.

Preis gebestet 2 M 50 J.

Mwine Schrödter, Blumensprache.

25 Blatt chromolithographische Blumenbilder mit Sinnprüchen. 4^o.

Preis in eleganter Mappe 21 M, geb. 24 M, des einzelnen Blattes 1 M.

Unsere Lieder.

Musikalischer Hausschatz, bearbeitet von Franz Abt, Vinzenz Lachner und Ludwig Tiebe.

Das Werk erscheint in 24 Lieferungen à 75 S., oder in 4 Bänden à 4 M. 50 S. geheftet, 5 M. 50 S. gebunden.
Die große Reichhaltigkeit — ca. 600 Lieder —, feinste Ausstattung und der überraschend billige Preis haben überall Anerkennung gefunden.

„Die Liederammlung ist eine der besten, schönsten und umfangreichsten gegenüber den vielen bisher erschienenen ähnlichen Werken.“
A. Barner, Karlsruhe.

„Die Namen der Herausgeber sind wohl die beste Bürgschaft für den Wert dieser Sammlung, in welcher nicht nur die Volkslieder, sondern auch das veredelte Kunstlied reich vertreten sind.“
Nordd. Allgem. Zeitung, Berlin.

„Nicht mit Unrecht verspricht dies angefangene Unternehmen ein musikalischer Hausschatz zu sein.“
Leipziger Zeitung.

Kommers-Abende.

Die Lieder des „Allgemeinen deutschen Kommersbuchs“ mit Klavierbegleitung.
Erschienen sind bis jetzt 18 Abende zum Preise von à 1 M., oder 3 Bände à 6 M. geheftet, 7 M. gebunden.

Separatausgaben der Kommers-Abende:

Baumbach=Lachner=Album.

Lieder von Rud. Baumbach, komp. von Vinz. Lachner.
(Neunter Kommers-Abend.) Preis 1 M.

Bodenstedt=Liebe=Album.

Lieder von Friedr. Bodenstedt, komp. von Ludw. Tiebe.
(Elfte Kommers-Abend.) Preis 1 M.

Baumbach=Langer=Album.

Kommers- und Trinklieder von Rud. Baumbach, komp. mit Klavierbegleitung von F. Langer.
(Vierzehnter Kommers-Abend.) Preis 1 M.

Zweites

Baumbach=Langer=Album.

Kommers- und Trinklieder von Rud. Baumbach, komp. mit Klavierbegleitung von F. Langer. Preis 1 M.

Rebenblüten und Hopfendolden.

Weitere Lieder für eine mittlere Singstimme mit Klavierbegleitung von D. E. Becker.
(Sechzehnter Kommers-Abend.) Preis 1 M.

Einzellieder der Kommers-Abende à 50 Pf.

Alt-Heidelberg. Von Ad. Müller, komp. von V. Lachner.
Alt-Heidelberg, du feine. Von Paul Möbius, komp. von Ludw. Tiebe.

Alt-Heidelberg, du feine. Von J. V. v. Scheffel, komp. von A. Zimmermann.

Am Rhein. Von Frida Schanz, komp. von Adolf Lane.
Filia hospitalis. Von Dr. Otto Kamp, komp. v. Otto Kob.
Für Ehre, Freiheit, Vaterland. Von Karl Schacko, komp. von Herm. Schreyer.

Gruß der „Alten Semester“ beim Wiedersehen. Heide-
lberg. Von Otto Woddagen, komp. von V. Lachner.
Heidelberger Alte-Herren-Lied. Von Karl Barisch, komp. von D. E. Becker.

Heidelberger Burschengebet. Von Jul. Gesellhofen, komp. von V. Lachner.

Hundert Semester. Von Ad. Katsch, komp. v. Ad. Schlieben.
Ich weiß einen Helden. Komp. von V. Lachner.

Die Lindewirtin. Von R. Baumbach, komp. von Fr. Abt.
Perkéo. Von J. V. v. Scheffel, komp. von Steph. Grunwe.
Rückkehr des alten Studenten. Von Friedr. Percy
Weber, komp. von V. Lachner.

Wein her! Von R. Baumbach, komp. von Franz Abt.

Weltgeschichte. Von W. Kleefeld, komp. von Ludw. Tiebe.

Wohlauf, die Luft geht frisch und rein. Von J. V.
v. Scheffel, komp. von D. E. Becker.

Zu Heidelberg auf den Gassen. Von Jul. Wolff, komp.
von V. Lachner.

Es hat nicht sollen sein. Von J. V. v. Scheffel, komp.
von V. Lachner.

Rothaarig ist mein Schägelein. Von Jul. Wolff, komp.
von V. Lachner.

Ein Vöglein wohnt im Laube. Von Rud. Baumbach,
komp. von V. Lachner.

Geschichte der deutschen Litteratur

von
Emil Brenning.

Lex.-8°. (VIII. 812 S.) Preis dauerhaft in Halbfranz gebunden 12 M.

Die Vorzüge dieser illustrierten Litteraturgeschichte sind allgemein bekannt. Verfasser wollte kein Bilderbuch modernen Stils schaffen, er legte vielmehr das Hauptgewicht auf klare, eingehende und erschauende Darstellung. Die eingestrichelten Originalbilder werden jedem eine willkommene Zugabe sein.